Michel.

Geschichte eines Deutschen unserer Zeit.

Von

Johannes Scherr.

Zweiter Band.

Neunte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Abel & Müller.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Fünftes Buch.

Die Söhne Mammons.

Erstes Kapitel.

Von Deutschen, Franzosen, Engländern und Südländerinnen. — Herr Kippling der Aeltere stellt an den Autor eine zarte Frage und theilt ihm, „wunderlich zerstreut", eine überraschende Neuigkeit mit.

Man hat häufig darüber geklagt, und nicht mit Unrecht, daß der Deutsche vermöge seines weltbürgerlichen Anbequemungstalentes nur allzu geneigt sei, in und ob der Fremde die Vorzüge seines Heimathlandes zu vergessen. Es möchte jedoch schwer zu bestreiten sein, daß auch unser Nationalgefühl während der letzten Jahrzehnte hinlänglich erstarkt sei, um das zerfahrene und verblasene „Ubi bene, ibi patria" entschieden nicht mehr als eine charakteristisch-deutsche Maxime anzuerkennen. Der Kosmopolitismus hatte seine Berechtigung und seine Mission, gewiß. Er ja hat uns aus dem Sumpfe mittelalterlicher Spießbürgerei herausgerissen und auf die lichten Höhen einer Weltanschauung geführt, die man den Gebildeten der Nation erst dann wird verleiden können, wenn das leuchtende Dreigestirn Lessing-Goethe-Schiller vom Himmel der Kultur gefallen sein wird. Allein bittere Erfahrungen haben uns gelehrt, daß die anderen Völker wohl zur Zehrung von unseren verschwenderisch ausgetheilten Geistesschätzen, nicht aber zu Gegenleistungen bereit sind. Mit anderen Worten, wir mußten erkennen, daß die Anderen keineswegs kosmopolitisch gesinnt seien und der nationale Egoismus der Fremden hat auch uns endlich fühlbar gemacht, daß wir für uns selbst zu sorgen haben.

Ja, es ist bedeutend klarer geworden in den deutschen Köpfen. Man vergleiche nur die Sprache, welche zur Zeit der Halle'schen Jahrbücher von den Wortführern der vorgeschrittensten Partei geführt wurde, mit der, welche denkende Patrioten — es giebt nämlich bekanntlich auch nichtdenkende und zwar eine schwere Menge — heute führen. Damals wollte ein zwar ehrlicher und wohlmeinender, aber oft geradezu hirntoller Titanismus Weltpolitik, lauter Weltpolitik machen; heute begnügt man sich, eine deutsche Politik zu wollen, und ist herzlich froh, wenn man im nationalen Fache sein gutes Auskommen findet. Schon damit ist viel gewonnen. Wir haben doch angefangen uns zu fühlen, und haben mit der Einsicht, daß wir von unseren sämmtlichen Nachbarn, jenseits des Rheins wie jenseits der Weichsel, jenseits der Alpen wie jenseits des Kanals, keinerlei Förderung, wohl aber jederlei Hinderung, offene oder versteckte Befehdung zu erfahren haben, zugleich auch den Entschluß gewonnen, durch eigene Kraft etwas zu werden. Das ist freilich nur der Anfang des Anfangs, aber doch ist es besser, einmal angefangen zu haben, als zu warten, bis der zum Weltgerichte blasende Engel in Deutschland herumläuft und uns zuruft:

„Ihr Deutschen, wollt ihr nicht aufstahn?
Die Ewigkeit geht eben an!"

Was mich betrifft, ich könnte nicht sagen, daß mir durch die Fremde das Vaterland verleidet worden wäre. Ich nahm, was ich von fremden Völkern sah, wie es eben war, ohne günstiges oder abgünstiges Vorurtheil. Selbst die mir anerzogene Abneigung gegen die Franzosen, welche ich, wie die Engländer, auf einer später zu erwähnenden Reise kennen lernte, war in meinen reiferen Jahren nicht mehr nachhaltig genug, um mich dieses Volk mit den Augen eines Patrioten aus der Turnschule Jahn's nur als „schnöde Franzen" ansehen zu lassen. Dessenungeachtet habe ich kein Hehl, daß persönliche Berührungen mir keineswegs Liebe einflößten, weder für die Franzosen noch für die Engländer. Ich halte sie für die gefährlichsten,

weil mächtigsten Feinde Deutschlands und persönlich ist mir die bornirte Eitelkeit jener, der bornirte Hochmuth dieser im höchsten Grade zuwider.

In der That, als Satan, der „Affe Gottes", die Eitelkeit schaffen wollte, ist ihm ein Franzos dazwischen gelaufen und da hatte er nicht mehr nöthig jene zu schaffen. Eitelkeit, komödiantische Eitelkeit ist das Grundmotiv der französischen Geschichte. In der officiellen Sprache heißt dieses Motiv „Glorie", ein kokett ausgestopftes und beflittertes Ding, nach der gerade herrschenden Tagesmode so oder so angezogen. Aus Eitelkeit ermorden die Franzosen ihre Könige, aus Eitelkeit machen sie ihre revolutionären Purzelbäume, und wenn diese mißlingen, so bleiben die Gaukler im Kothe liegen und beten den ersten besten Götzen an, welcher geschwind genug bei der Hand ist, ihnen den Fuß auf den Nacken zu setzen. Dann wird ihnen zuletzt wieder die Geschichte zu langweilig und sie heben das alte Spiel von Neuem an. Es hat in Frankreich nie eine Partei gegeben, weder Legitimisten noch Constitutionelle noch Republikaner, welche gewußt hätte, was Gerechtigkeit und Humanität ist. Deutschland mag sich vor dieser französischen Nationaleitelkeit in Acht nehmen, welche sich ohne Zweifel mit jedem, auch dem verworfensten Despoten verbünden würde, wenn dadurch der Zweck erreicht werden könnte, ein Opfer, wie etwa das linke Rheinufer, auf den Altar der Gloria Vulgivaga Parisiorum niederzulegen.*)

---

*) Dies ist, wohlverstanden! im Jahre 1857 geschrieben und zuerst 1858 gedruckt worden. Seither haben die Ereignisse meine damaligen Aeußerungen nur allzu sehr gerechtfertigt und hat das Jahr 1870 insbesondere bewiesen, was für ein elender Schwindel die socialistischen Bruderschaftsphrasen der Franzosen waren. Und dennoch ließ sich — unglaublich aber wahr! — selbst noch nach Ausbruch eines Krieges, wobei es sich um Deutschlands Sein oder Nichtsein handelte, eine erkleckliche Anzahl von deutschen Gimpeln durch diesen abgestandenen Bruderschaftsphrasenleim abermals leimen, so sehr, daß sie zu Ungunsten ihres Vaterlandes und zu Gunsten des dasselbe „bis auf's Messer" bekriegenden Frankreichs ihre alten Gimpel- und Simpellieder herleierten. In den

Wie bei den Franzosen die Eitelkeit, so entspringt bei den Engländern der Hochmuth aus ihrer Ignoranz. Wie nach dem Glauben der Hindus ihre heilige Stadt Benares, so liegt nach dem Glauben John Bulls sein Land um 80,000 oder gar um 300,000 Stufen dem Himmel näher als die übrigen Theile des Erdbodens. Man würde aber irren, wollte man annehmen, solcher Glaube sei eben weiter nichts als die fixe Idee einer insularischen Bevölkerung. Es ist in diesem Wahnsinn Methode, kaufmännischer Calcül. Da die Engländer die ganze Erde beschwindeln und ausbeuten, zugleich aber auch eine sehr fromme Nation sein wollen, so sind sie auf das sinnreiche Auskunftsmittel verfallen, alle übrigen Völker als untergeordnete Rassen, als Gojim im althebräischen Sinne anzusehen, die von Gottes und Rechts wegen der Beschwindelung und Ausbeutung durch das auserwählte Volk Englands preisgegeben seien. Ein grüngelber Faden von Heuchelei geht durch das ganze englische Wesen, von der kolossalen Heuchelei der englischen Verfassung an, unter deren Schutz etliche zwanzig Millionen Menschen daheim, etliche hundert Millionen in den Kolonien von etlichen tausend Familien ausgebeutet werden, bis herab zu der jämmerlichen Heuchelei, welche vorgiebt, die beiden größten Dichter Englands, Shakespeare und Byron, seien mit der versauerten Prüderie einer einfältigen Pensionatsvorsteherin anzusehen. Wahrlich, wir Deutsche haben unsere großen Geister auch nicht auf Rosen gebettet, aber doch wäre bei uns im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr möglich gewesen, was in England in dieser Richtung geschah. Nie hat

---

verrätherischen Refrain: „Thut den lieben Franzosen doch ja nichts zu Leide!" stimmten aber bekanntlich auch noch andere Vögel emsig mit ein: vaterlandslose Juden — ich meine unbeschnittene wie beschnittene — ferner Bursche, welche im preußischen Militär oder Civil vergeblich an- und unterzukommen versucht oder in der Kaiserlichen Schwindelbude in Paris, welcher „unsere Leut'" Fould, Pereire und Comp. vorstanden, ein bischen mitgeschwindelt oder beim Plon-Plon und anderen Bonaparte'schen Prinzenschaften und Prinzeßlichkeiten antichambrirt hatten. Note zur 2. Auflage v. J. 1871.

das stolze Albion einen freieren Geist, ein edleres Gemüth, ein liebevolleres Herz besessen, als der arme Shelley war. Und diesen Mann hat die grausame Gleißnerei seiner Landsleute auf's Brutalste angefeindet, im wörtlichen Sinne mit Faustschlägen mißhandelt, verdammt, geächtet, in den Tod gehetzt . . . Ich bin überzeugt, das unerbittlichste Mißtrauen gegen die vor keiner Tücke zurückschreckende englische Selbstsucht wird mehr und mehr zum Katechismus eines Deutschen gehören müssen, welcher sein Vaterland liebt und nicht mehr jung genug ist, den Köder liberaler englischer Zeitungsphrasen zu verschlucken.

Italien und Spanien sind in ihrer dermaligen Verfassung nur Ruinen einer großen Vergangenheit, aber überall athmet auf diesen Ruinen der volle Hauch der Schönheit und Poesie. Beide Länder stehen in moderner Kultur gegen Deutschland unermeßlich weit zurück, aber wie ihr Unglück, so hat auch ihr schmerzliches Ringen nach Erneuung und Entwickelung etwas, was uns Deutsche sympathisch berührt. Auch wir sind ja ewig Ringende und Strebende, keine in ihrem Hochmuth eingemummten englischen, keine in ihre Eitelkeit eingemauerten französischen Satisfaits. Und etwas könnten wir von den Südländern lernen, die Anmuth der Lebensführung, den Adel und die Würde der Persönlichkeit, auch in der äußeren Erscheinung. Weiß der Himmel, ich bin mit dem alten Walther von der Vogelweide völlig einverstanden, daß in deutschen Landen die besten Frauen daheim seien; aber als standhafter Bekenner der Religion der Schönheit muß ich doch sagen, daß die südländischen Schönen Manches besitzen, um was die nordländischen durchschnittlich sie beneiden sollten. Die Französin weiß die Grazie zu affektiren, die Italienerin und Spanierin hat sie. Stundenlang hab' ich in Rom Zügen von Wallfahrerinnen zugeschaut, die aus der Campagna hereinkamen. Die nächste beste junge Bäuerin aus den Albanerbergen entfaltet in Gang, Haltung, Blick und Geberde eine harmonische Schönheit, wie bei uns keine wirkliche oder Theaterkönigin.

Weiter behellige ich den geneigten Leser mit aus meinen Reiseerinnerungen resultirenden Einfällen nicht, sondern führe ihn lieber in's Arbeitskabinet des Obersts und Kantonsrath Gottlieb Kippling, wohin ich am Tage meiner Rückkehr von jenseits der Alpen zur Erstattung eines Generalberichts berufen worden war.

Nachdem ich mich meines Geschäftes entledigt hatte, sagte der Herr Oberst:

„Ich war schon zum Voraus durch Ihre Briefe in Stand gesetzt, Ihnen meine völlige Zufriedenheit mit den Ergebnissen Ihrer Reise zu bezeugen, Herr Hellmuth. Namentlich hat Ihr umsichtiges und energisches Benehmen hinsichtlich des Falliments der Firma Torti in Barcelona unser Haus vor einem sehr bedeutenden Schlag bewahrt. Die Summe, welche ich vorhin in unseren Büchern Ihnen gutzuschreiben Herrn Bürger angewiesen habe, soll Sie überzeugen, daß Sie nicht umsonst für uns gearbeitet haben. Ich hoffe, auch in Frankreich und England, wohin Sie wohl schon nach einigen Wochen gehen sollten, um eine wichtige Combination durch Ihre Anwesenheit zu fördern, wird Ihren Eifer das Glück begleiten . . . . Jetzt aber von etwas Anderem. Wie stehen Sie mit meiner Tochter Julie, Herr Hellmuth?“

Natürlich überraschte mich diese Frage nicht übel. Ich wußte in der That nicht, was ich darauf antworten sollte, um so weniger, als ich Fräulein Kippling seit meiner Rückkehr noch nicht einmal gesehen, geschweige gesprochen hatte.

„Nun?“ fragte Herr Kippling etwas ungeduldig, mich unter dem Rande seiner Brille hervor scharf fixirend.

„Sie sehen mich so verblüfft, Herr Oberst,“ versetzte ich, „daß ich mich vergebens bemühe, den Sinn Ihrer Frage zu finden.“

„Wirklich? So will ich mich denn deutlicher ausdrücken, erwarte aber, daß Sie Offenheit mit Offenheit erwidern. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich meine Tochter liebe, vielleicht zu sehr, weil ich ihre Launen gewähren ließ, ohne bei

Zeiten dagegen einzuschreiten. Jetzt, fürchte ich, ist es zu spät dazu, denn Julie's hübscher Kopf ist zugleich ein Eisenkopf, das heißt, wenn es ihr gerade einfällt, einen solchen aufzusetzen. Nun das ist schon so, wie es ist, und ein praktischer Mann weiß, daß man mit Bedauern und Wünschen nichts gegen Thatsachen ausrichtet. Genug davon . . . Es muß zwischen Julie und Ihnen, unmittelbar vor meiner Tochter Abreise nach Baden-Baden, etwas vorgegangen sein, was einen bedeutenden, ich möchte sagen einen gewaltsamen Eindruck auf sie machte. Was war es?"

„Wenn Sie diese Frage in Fräulein Kippling's Gegenwart an mich richten wollen, werde ich sie vielleicht beantworten können, aber auch nur vielleicht."

„Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß ein Mann von Ehre nie ein angelobtes Schweigen bricht."

„Und wenn ich Ihnen, als meinem Commis, befehle, zu reden?"

„In diesem Falle werde ich auf die Ehre, Ihr Commis zu sein, lieber verzichten als ein Tropf zu werden."

„Ueberspanntheiten! Unpraktisches Zeug! Wenn ich Sie nun beim Wort nähme?"

„Versuchen Sie es!"

Der Herr Oberst schob seine Brille über die Stirn hinauf, als wollte er sich die Rarität von Menschen, welcher ihm, dem Commandanten von Millionen, so zu kommen wagte, mit ganzem Gesichte betrachten. Ein unbeschreiblich höhnischer Ausdruck lag in seinen Augen, welche in diesem Moment ganz auffallend an die Hohnblicke seiner Tochter gemahnten. Aber Commandanten von Millionen sind in der Regel keine Brauseköpfe, sondern Leute von Selbstbeherrschung. Die Brillengläser senkten sich langsam wieder in ihre frühere Stellung und mit einem natürlichen oder erkünstelten Lachen sagte mein Herr Chef:

„Kommen Sie, wir wollen vernünftig sprechen und alle

unpraktische Erhitzung vermeiden. Sagen Sie mir, war es Julie, welche Sie Schweigen geloben ließ?"

„Ich habe Schweigen gelobt. Das muß Ihnen genügen."

„Es genügt, denn ich verstehe Sie, und so hatte ich denn nur zu sehr Grund, zu fürchten, meine Tochter habe sich compromittirt."

„Compromittirt?"

„Nun ja, ich denke, Gottlieb Kippling's einzige Tochter compromittirt sich, wenn sie sich zur Liebelei mit einem Commis ihres Vaters herabläßt."

Der Stolz hatte sich nie wilder in mir aufgebäumt, als er bei dieser Aeußerung des Millionärs that. Das Blut schoß mir in's Gesicht und mein Blick mußte kein sanfter sein, denn der Herr Oberst machte unwillkürlich eine begütigende Geberde.

„Mein Herr," sagte ich mit so viel Ruhe als ich aufbringen konnte, „wenn vorausgesetzt werden könnte, die einzige Tochter von Gottlieb Kippling hätte sich so weit compromittirt, daß sie sich zu einem Commis ihres Vaters herabließ, so entstünde noch die Frage, ob sich der Commis seinerseits so weit compromittirt hätte, von der fraglichen Herablassung Gebrauch zu machen."

„Sie sind stolz, Herr, und Sie führen eine Sprache, wie sie Gottlieb Kippling nicht zu hören gewohnt ist. Aber es mag sein. Praktische Leute legen auf Formen nicht mehr Gewicht, als unumgänglich nöthig ist. Das Wesentliche der Sache ist: Sie lieben Julie nicht?"

„Nein."

„Gut. So, wie ich meine Tochter kenne, glaubte ich ihrem Benehmen gegen Sie abmerken zu können, daß zwischen ihr und Ihnen das phantastische Ding im Spiele sei, was junge Leute Liebe nennen. Wenn ich mich getäuscht habe, desto besser."

„Herr Oberst, ich will nicht verbergen, daß es Stunden und Tage gab, wo ich glaubte, es müßte ein unermeßliches Glück sein, wenn Fräulein Kippling das von Ihnen so verächtlich be-

zeichnete Gefühl für mich hegte. Aber einerseits dämpfte das Bewußtsein meiner Stellung meine Wünsche, andererseits —"

„Andererseits?"

„Andererseits — da wir nun doch einmal in dieses zarte Thema eingetreten sind — andererseits mußte ich fürchten, daß, wenn es überhaupt möglich wäre, daß Fräulein Kippling das bezeichnete Gefühl für mich hegte, dasselbe noch viel zu flüchtiger Natur wäre, um darauf eine Zukunft zu bauen."

„Sie schmeicheln meiner Tochter nicht eben sehr. Wenn Sie sich aber geirrt hätten?"

„Ich kann es nicht glauben. Fräulein Kippling ist eine zu geniale Natur —"

„Ja, das ist eben der Jammer! Was haben mich Julie's Genialitäten nicht schon gekostet! Wie viel Aerger, wie viel Verdruß haben mir diese Genialitäten schon bereitet! Und doch kann man dem Kinde trotz alledem nicht böse sein. Jeder Mensch hat so seine Schwäche. Die Schwäche von Gottlieb Kippling heißt Julie . . . Sehen Sie, Herr Hellmuth, ich danke Ihnen für Ihre in dieser Sache bewiesene Ehrenhaftigkeit — denn ich müßte nicht die Augen eines Vaters im Kopfe haben, wenn ich nicht wüßte, daß Julie Ihnen mitunter in einer Art und Weise entgegenkam, welche anderen jungen Männern Ihres Alters völlig den Kopf verdreht hätte — ja, ich danke Ihnen für Ihre Ehrenhaftigkeit dadurch, daß ich ganz offen sein will. Ich hatte in Beziehung auf meine Tochter gewisse Absichten, ganz verständige Absichten, die aber nun, fürchte ich, so oder so durchkreuzt werden sollen. Nun, es ist mir so Vieles gelungen im Leben, daß ich mich resigniren muß, wenn mir einmal etwas, freilich etwas Wichtiges, mißlingt."

Der Herr Oberst schwieg nachdenklich, er war zuletzt fast weich geworden.

Wunderliche Gedanken gingen mir durch den Kopf. Wäre ich nur gewiß, daß mich Julie wirklich liebte, dachte ich, in dieser Stunde könnte ich vielleicht einen glücklichen Sturm auf

das Herz ihres Vaters machen. Und hatte sie denn nicht unter brennenden Küssen mir zugeflüstert, daß sie mein Weib werden wollte? Dieser Gedanke übergoß mein Herz mit Gluth. Aber der schroffe Wechsel der Empfindungen, welcher meinem Verhältniß zu Julie seit seinem Entstehen eigen gewesen, blieb auch jetzt nicht aus und verschloß mir den Mund .... In späterer Zeit, als ich endlich über alle diese peinliche Unklarheit hinaus war, fand ich, daß nichts meinen Zustand, während ich in Julie's Zauberkreis gefangen war, besser bezeichnete als jene Stelle am Eingang des zweiten Theils von Goethe's ewigem Gedicht, wo der vom Schlafe erwachte Faust in die aufgehende Sonne schaut, um geblendet und „schmerzdurchdrungen" zurückzufahren und in die Worte auszubrechen:

So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ew'gen Gründen
Ein Flammenübermaß — wir stehn betroffen.
Des Lebens Fackeln wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welch' ein Feuer!
Ist's Lieb? Ist's Haß? Die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer?"

Herr Kippling unterbrach sein und mein Sinnen plötzlich wieder mit der Frage:

„Kennen Sie vielleicht die Kinder des verstorbenen Freiherrn Bodo von Rothenfluh?"

„Berthold und Isolde von Rothenfluh?" versetzte ich, über diese Frage nicht weniger verwundert, als ich es über die frühere meines Chefs gewesen war.

„Ja, den Freiherrn und das Freifräulein dieses Namens," sagte er.

„Freilich. Ich bin ja mit ihnen aufgewachsen, wie man zu sagen pflegt."

„Ach ja, ich vergaß, das heißt, ich erinnere mich, daß —

hm, ich bin heute wunderlich zerstreut ... Natürlich kennen Sie die Geschwister Rothenfluh ... Meine Kinder haben in Baden-Baden die Bekanntschaft des Freiherrn gemacht, an der Spielbank, glaub' ich. Der junge Herr ist, wenn ich recht gehört habe, kürzlich zum Rittmeister in seinem Regiment avancirt, nachdem er sich auf einem Feldzug gegen die Kabylen oder andere Wilde in Algier, den er als Volontär unter den französischen Fahnen mitgemacht, durch tollkühne Bravour ausgezeichnet hatte. Im Uebrigen sei er ruinirt und sein Gut so völlig verschuldet, daß er sich kaum noch ein oder zwei Jahre werde halten können, wenn es gut gehe. Meine Kinder haben ihn nachher in der Residenz, wo sein Regiment garnisonirt, besucht und auf seine Einladung hin auch einen Ausflug mit ihm nach Rothenfluh gemacht, in dessen Nähe auf einer Art Bauernhof — sein Name ist mir entfallen — sie auch Fräulein von Rothenfluh kennen lernten. Julie ist entzückt von dieser schönen Einsiedlerin und — nun, es könnte sich aus diesen Bekanntschaften Manches entwickeln. Theodor sagt, das Schloß Rothenfluh sei zur Anlage von industriellen Etablissements wundervoll gelegen. Herrliche Wasserkraft, Arbeitslöhne sehr billig, Holz überreichlich vorhanden. Außerdem, meinem Sohne wäre es in mehrfacher Beziehung gesund, wenn er eine Frau hätte, die er respektiren müßte ... Nun, wir werden ja sehen. Der Freiherr wird demnächst zum Gegenbesuch hierher kommen und vielleicht seine Schwester mitbringen. Wir wollen gelegentlich mehr von der Sache sprechen, denn ich glaube, daß Sie mir da über dieses und jenes Auskunft und Nachweis geben können. Inzwischen ruhen Sie sich aus, treffen Sie bei Zeiten Ihre Vorbereitungen, zu jeder Stunde, wenn es nöthig werden sollte, wieder abreisen zu können. Ja, und .... apropos, ich muß Sie bitten, morgen früh Punkt zehn Uhr hierher zu kommen. Bedarf Ihrer Dienste in einer Geschäftsangelegenheit, die recht gedeihlich zu werden verspricht ... Daß im Uebrigen meine Tochter von unserer Privatunterhaltung nichts erfahre, brauche ich einem Manne-

der so schweigen kann wie Sie, nicht erst anzuempfehlen. Adieu für heute."

Ich ging ganz betäubt hinweg. Die Geschwister Kippling hatten die Geschwister Rothenfluh kennen gelernt und daraus „könnte sich Manches entwickeln"? War der Herr Oberst wirklich nur in der Zerstreuung so gesprächig gewesen oder, wenn nicht, was hatte er mit seinen vertraulichen Mittheilungen beabsichtigt?

Zweites Kapitel,

welches Bericht giebt, wie ein großer Spekulant in Kohlen und ein kleiner im höheren Blödsinn Geschäfte macht.

Die Klagen über den Unglauben unserer Tage sind kaum gerechtfertigt. Im Gegentheil, es dürfte sich unschwer beweisen lassen, daß zu keiner anderen Zeit neben der Glaubenslosigkeit eine so unerschrocken durch Dick und Dünn gehende Gläubigkeit vorhanden gewesen sei. Und sonderbarer Weise manifestirt sich dieser entschlossene Glaubenseifer insbesondere auf einem Gebiete, das den Todfeind von jenem als legitimen Herrscher anerkennt, auf dem Gebiete des Einmaleins. Man hat den Materialisten vorwurfsvoll mit Mephisto zugerufen:

> Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
> Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
> Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht . . .

aber das ist ein höchst ungerechter Vorwurf. Der Materialismus unserer Zeit klebt keineswegs sklavisch am Stoff — bewahre! Er operirt vielmehr oft, sehr oft mit dem puren, blanken Nichts, sofern man nämlich die Leichtgläubigkeit und blinde Gier der Menschen als ein Nichts bezeichnen will, und das Organ

der Phantasie ist bei ihm nicht weniger entwickelt als bei einem Mönche zur Zeit der Kreuzzüge, nur nach einer anderen Seite hin. Seid still, ihr Herren Poeten! Eure Klagen über den Materialismus sind nur insofern begründet, als er euch Concurrenz macht, bedrohliche Concurrenz, und zwar, kaufmännisch zu sprechen, in eurem eigenen Hauptartikel. Ja, er concurrirt mit euch in der Erfindung und jeder Tag liefert den Beweis, daß er euch darin weit überflügelt hat und den Markt vollständig beherrscht. Geht es noch eine Weile so fort, kann es nicht ausbleiben, daß die Firma Apoll und Comp. vor der Firma Mammon und Söhne völlig die Flagge streichen muß.

„Mein lieber Herr Hellmuth," sagte der Herr Oberst zu mir, als ich mich am folgenden Morgen in seinem Kabinet eingefunden hatte, „die Spekulation, um welche es sich handelt, ist diese. Sie wissen, das Eisenbahnfieber hat auch bei uns zu Lande zu grassiren angefangen und dürfte binnen Kurzem seinen Höhepunkt erreichen. Der Geschäftsmann muß solche Krisen benutzen: das ist sein Recht und seine Pflicht. Wir haben in letzter Zeit mit den Papieren der Eisenbahngesellschaften, die sich bei uns bildeten, schon recht hübsche Geschäfte gemacht. Die Operation ist sehr einfach. Man zeichnet gleich zu Anfang eine möglichst große Anzahl Aktien, und wenn der Kurs auf die möglichste Höhe hinaufgeschraubt ist, wenn das Publikum von nichts mehr träumt und redet als von der Eisenbahnherrlichkeit, schlägt man sie los. Indessen hat diese Seite der Eisenbahngeschäfte bereits den ersten Reiz der Neuheit verloren und demnach auch die Aussicht auf große Gewinnste. Ich bin daher auf eine neue Idee gerathen, die mir Gelegenheit geben soll, einen großen Schlag zu thun .... Wie Sie wissen, haben in Folge lebhaften Fabrikbetriebs bei uns die Holzpreise bereits eine ziemlich bedeutende Höhe erreicht. Durch den Betrieb der Eisenbahn müssen die Holzpreise sofort noch beträchtlich steigen. Dies berechnend, will ich eine Steinkohlenspekulation machen, die sehr lukrativ ausfallen muß: es kann gar nicht fehlen."

„Man hat also endlich das Langgesuchte gefunden, ein Steinkohlenlager?“

„Das gerade nicht ... Warten Sie nur, Sie werden mich sogleich begreifen. Einheimische Kohlen fehlen uns, wir müssen sie schaffen oder wenigstens vor der Hand eine Kohlencompagnie. Verstehen Sie?“

„Nicht ganz.“

„Aber das ist ja das Einfachste von der Welt. Alles hungert nach Steinkohlen, welche unserem Eisenbahnwesen so zu sagen erst den rechten Bogen geben würden. Es muß also ein Steinkohlenlager schlechterdings entdeckt werden und zwar jetzt entdeckt werden, wo, wie gesagt, das Eisenbahnfieber noch grassirt. Wir treffen also die passenden Maßregeln. Ein Professor der Naturwissenschaften, auf den ich mich verlassen kann, ist gewonnen. Wir bedürfen aber zunächst auch noch einer Feder, welche in den Zeitungen den gehörigen Lärm schlagen kann. Diese Feder sollen Sie führen.“

„Ich?“

„Freilich. Sie schreiben, ohne Compliment, einen guten Stil und bei dieser Gelegenheit dürfen Sie nicht nur, sondern müssen Sie sich Ihrem alten Hange, möglichst blumenreich und poetisch zu schreiben, mit allem Eifer hingeben.“

„Aber, Herr Oberst, wo ist denn das Kohlenlager?“

„Unpraktische Frage! Wo es ist? Denke, droben am Kärtschenstock oder auf der Sandalp oder sonstwo. Der Professor wird das schon besorgen. Wofür wären solche Leute sonst da? Er wird sagen: das Kohlenlager ist gefunden. Schon das wird großen Jubel in Israel erregen. Dann kommen Sie, Herr Hellmuth, und eröffnen in den beiden einflußreichsten hiesigen Zeitungen — für die Aufnahme Ihrer Artikel stehe ich — den Feldzug mit pikantem Geplänkel, das heißt mit mysteriösen Winken und Andeutungen. Ist dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, so rücken Sie mit dem schweren Geschütze vor, das heißt, mit Lokalbeschreibungen, die möglichst poetisch gewürzt

sein sollen, und dann mit einer recht geschäftsmäßigen Auseinandersetzung der ungeheuren Wichtigkeit der Sache, wie dadurch dem Eisenbahnwesen, der Industrie, der Hauswirthschaft ein ganz neuer Aufschwung bevorstehe, und dergleichen mehr. Je mehr Sie die Einbildungskraft der Leute in Flammen setzen, je mehr großbrockige Redensarten von öffentlicher Wohlfahrt, Steigerung der Civilisation und dergleichen unpraktischem Zeug mehr Sie ausgehen lassen, desto besser. Ich bürge Ihnen dafür, die Leute werden bald die ganze Welt für ein Steinkohlenlager ansehen. Ist es so weit, so entwerfen Sie ein wundervolles Programm, auf Grund dessen wir eine Kohlencompagnie bilden, zu deren nominellem Direktor ich den gewandten Burschen, den Ziegenmilch, ausersehen habe. Man wird sich um die Aktien reißen. Wir sichern uns natürlich unter eigenem und fremdem Namen die Masse derselben, um sie, während das Unternehmen recht en vogue ist, mit mächtigem Profit zu verkaufen."

„Aber, Herr Oberst, entschuldigen Sie, das ist ja ein —"

„Geschäft, wollen Sie sagen? Allerdings, und zwar zweifelsohne ein höchst profitables."

„Aber die Natur dieses Geschäftes —"

„Ah bah, der Geschäftsmann hat nicht nach der Natur eines Geschäftes zu fragen, sondern nur darnach, ob es vortheilhaft oder unvortheilhaft sei. Mit Katechismusmoral macht man keine Geschäfte, mein lieber Herr Hellmuth."

„Aber das Kohlenlager ist ja gar nicht vorhanden. Sie spekuliren also mit einem und auf ein Nichts und —"

„Aha!" unterbrach mich der Herr Oberst, indem er seine Brille aufhob und mich mit einem Blicke gutmüthigen Spottes ansah, „sehe, daß Sie in dieser Geschäftsbranche ebenso wenig bewandert sind wie Herr Bürger. Nun, ich muß sehen, daß ich ohne die beiden Herren mit dem Unternehmen fertig werde, und mit Theodor und Herrn Ziegenmilch mich behelfen."

„Brr!" machte ich, als ich die Treppe hinabstieg, und schüt-

telte mich wie ein nasser Pudel. „Ich sehe schon, daß ich nicht dazu gemacht bin, die Menschheit anzukohlen."

Nachmittags ging ich, Ziegenmilch und Comp. meinen Besuch zu machen und von dort aus die Blumenausstellung zu besuchen, auf welche mich Fräulein Kippling bei Tische aufmerksam gemacht hatte. Sie hatte sich mit ruhiger Freundlichkeit gegen mich benommen, aber meinen bescheidenen Versuch, sie über ihren Besuch in Rothenfluh sprechen zu machen, scheinbar gar nicht beachtet. Ihr dagegen war es besser gelungen, mich erzählen zu machen, und nachdem ich ihre Neugierde hinsichtlich Roms, Neapels und Genuas, Valencias und Granadas möglichst befriedigt hatte, sagte sie lächelnd: „Da sieht man doch einmal, daß auch ein Kaufmann mit einigem Nutzen erzählen kann." Dann abspringend, warf sie in eigenthümlichem Tone die Aeußerung hin: „Da Sie, Herr Hellmuth, zu Rom im Kolosseum gestanden haben, können Sie mir vielleicht sagen, ob es wohl Lord Byron mit dem Fluche, welchen er laut des vierten Canto vom Childe Harold an jener Stelle ausgesprochen hat, ernst gewesen sei." — „Mit dem Fluche, Fräulein?" — „Nun ja, mein Herr; Sie erinnern sich doch? My curse shall be forgiveness!" ... Bevor ich errathen konnte, welchen Bezug ich dieser Bizarrerie geben sollte, mischte sich der Herr Oberst in's Gespräch und nahm daher dasselbe eine andere Wendung.

„Mein Fluch, er sei — Vergebung! ..." Ich grübelte über die Bedeutung nach, welche dieses Citat aus der erhabensten Ausströmung der Byron'schen Muse im Munde Julie's möglicher Weise haben könnte, als ich an einer Straßenecke fast Nase an Nase mit dem berühmten Redacteur der »Konservativen Hetzpeitsche« zusammenstieß, was daher rühren mochte, daß die genannte Person mit andächtig gen Himmel gerichtetem, ich aber mit nachdenklich zur Erde gesenktem Blick einherkam.

Von Weitem hätte ich übrigens Herrn Rumpel gar nicht erkannt, denn statt des gentlemanliken Anzugs eines „höllisch flott" lebenden „Weltgenies" von Journalisten trug er einen

langen, fast bis zu den Knöcheln hinabreichenden schwarzen Rock, eine hohe, steife weiße Halsbinde, auf schlicht an den Ohren niederhängenden Haaren einen sehr breitkrämpigen Quäkerhut und unter dem Arme ein großes Buch mit Goldschnitt und schwarzem Einband, welches sehr heilig aussah.

„Beim Zeus," rief ich verwundert aus, „wie sehen Sie drein, bester Rumpel? Was soll die Maskerade am hellen Tage?"

„Maskerade? lieber Bruder in Jesu," entgegnete der Angesprochene mit zuckersüßer Miene. „Bitte, behelligen Sie meine Ohren nicht mit solchen sündhaften Worten. Ich trage das Kleid der mir auferlegten Mission. Mögen die Spötter darüber spotten, ich lasse mich auslachen um Christi willen."

„Nun, Herr Rumpel, bei allen Göttern! wenn ich es nicht etwa mit einem Verrückten zu thun habe, so ist es hier, wie kaum jemals, am Platze, mit dem großen William zu sprechen:

> Das ist die list'ge Ausstattung der Hölle,
> Den frechsten Schalk verkleidend einzuhüllen
> In fromme Tracht."

„Ich verzeihe Ihnen, lieber Bruder, wie es einem Christen geziemt. Sie waren ja abwesend, können also nicht wissen, daß die Gnade endlich in mir zum Durchbruch gekommen ist und das Licht hereinleuchtet in meine Finsterniß."

„Darauf kann ich nur abermals mit Shakespeare erwidern:

> Gar Viel erlebt man: mit der Andacht Mienen
> Und frommem Wesen überzuckern wir
> Den Teufel selbst."

„Shakespeare? Unheiliger, sündhafter Scribent — anathema sit!"

Dies sagte der Schuft mit einer Geberde und Stimme, daß ihn der ausgelernteste Conventikelmann hätte darum beneiden müssen. Dann ließ er seine Augen rasch umhersperbern und flüsterte mir mit seiner natürlichen Rumpelstimme zu: „Es ist hier eine zu belebte Passage. Könnte leicht eines

meiner Schäfchen vorbeigehen. Kommen Sie mit mir nach dem alten Quai hinunter. Sind dort ungestörter, unbelauschter — wissen Sie?"

Ich folgte dem Vorangehenden an den Fluß hinüber, und sobald wir an einer abgelegenen Stelle des Quai angekommen waren, wandte er sich um und sagte lachend:

„Vor Allem, werther alter Freund, sagen Sie mir eins: spiele ich meine Rolle leidlich?"

„Ei ja doch," versetzte ich, „Sie stellen einen ganzen Mucker vor."

„Häßliches Wort! Aber unter uns mag es hingehen. Wenn man nur seine Rolle leidlich ausfüllt, das ist die Hauptsache. »Die ganze Welt ist Bühne« und so weiter — wissen Sie?"

„O ja, ich weiß, ich weiß und — wissen Sie? alter Rumpel — ich weiß noch mehr:

Der Mensch
Spielt solchen Wahnsinn gaukelnd vor dem Himmel,
Daß Engel weinen."

„Sie sind ein hartnäckiger Shakespeareaner, Sie! Ob Engel über mein Spiel weinen, lasse ich dahingestellt sein. Mögen sie es thun, wenn es ihnen Spaß macht. Leben und leben lassen — wissen Sie?"

„Ja. Wie lebt denn die »Konservative Hetzpeitsche«?"

„Hat ausgeknallt. Verschwunden, verdunstet, verduftet, weg! Die Wahlen von neulich haben dem konservativen Parteifaß den Boden ausgeschlagen. Ausgeronnen die ganze Brühe — wissen Sie?"

„Wie, alle Ihre weltgeniemäßigen Findungen?"

„Zum Teufel gegangen, hast nicht gesehen? War der große Hause viel zu dumm, um so viel verschwenderisch vor ihm ausgeschüttetes Weltgenie verdauen zu können — wissen Sie? Lief das Volk in den liberalen Ochsenstall zurück. Sind die Liberalen jetzt wieder am Brett und ist mein hochgestellter Gönner

dem Rufe nach einer germanischen Universität gefolgt, wo er jetzt den dummen Jungen meine weltwissenschaftliche Methode, alten Plunder zu balsamiren, vorbrosämelt. Schlug daher frischweg eine andere Carrière ein. Mundus vult decipi — wissen Sie? — ergo vivat der Humbug! Schwindelte mich im Handumdrehen aus dem politischen in den theologischen Schwindel hinüber. Ward eines schönen Morgens ein Bekehrter, ein Frommer erster Sorte. Führen für einen Mann von praktischem Genie heutzutage alle Wege nach Rom, das heißt, in den Geldbeutel seiner lieben, einfältigen, belogen und betrogen sein wollenden Mitmenschen — wissen Sie? Leben in einer Zeit, wo die zehn alten Gebote auf zwei reducirt sind: — Erstens: Du sollst nie unter einer Million stehlen! Zweitens: Wenn Du schlechterdings gegen jenes Gebot sündigen willst, so laß dich wenigstens nicht erwischen, denn nur die großen Diebe läßt man laufen."

„Alles schon dagewesen."

„Freilich, aber noch nie trat der Schwindel mit so festem Bewußtsein auf, ein socialer Motor zu sein, wie jetzt. Goethe's Mephisto würde heute nicht mehr den Kerl, »der spekulirt«, ein dummes Thier nennen — wissen Sie? Heutzutage spekuliren so ziemlich Alle, immer der Eine auf die Dummheit des Anderen. Erinnern Sie sich noch der berühmten Leute, mit welchen wir 'mal bei Gottlieb Kippling zu Mittag speisten? Lauter Spekulanten, beim stygischen Jupiter! Spekuliren Gaukel, Schwarbel und Comp. auf die geistige Impotenz und den Ungeschmack der Zeit, spekulirt der Zarkle auf den Treubundsdusel, der Düngerling auf die gemeine Utilitätswuth, der Schmirkli auf die totale Verblasenheit des protestantischen Kirchenwesens. Alle sind sie die Spekulanten, Charlatane, Humbuger. Und ich, Cyrillus Chrysostomus Theophilus Rumpel, sollte mich besinnen, mitzuschwindeln in dem allgemeinen Schwindel und mein Netz in das Meer des Unsinns auszuwerfen? Quod non! Hat freilich seine Unannehmlichkeiten, in so einem Rock, so einer Halsbinde, so

einem Hut und mit so himmelwärts gedrehten Augen über die Straße zu gehen, aber ich spreche mit dem Geizigen des alten Horaz:

Populus me sibilat, ad mihi plaudo
Ipse domi, simul ac numos contemplor in arca.“*)

„Ihr Geschäft ist also einträglich, Herr Rumpel?“

„Das will ich meinen!“ versetzte er. „Wird aber noch einträglicher werden, wenn eine große Spekulation, die ich vorhabe, einschlägt.“

„Aber was treiben Sie denn eigentlich?“

„Hohen, höheren und höchsten Blödsinn — wissen Sie? Habe mir zwei Kreise in hiesiger Stadt gebildet, so zu sagen zwei Bergwerke der Dummheit, die ich behaglich ausbeute. Ist der eine ein ganz gewöhnlicher Pietistenkreis, welchen ich demnach auch mit dem ganz gewöhnlichen Handwerkszeug bearbeite. Füttere die Schäflein mit aus Swedenborgismus, Chiliasmus, Apokalypsismus und anderen dergleichen Ismen geschnittenem Häckerling, wobei dieselben so gedeihen, daß mir ein hübsches Quantum Wolle zufällt. Der andere Kreis verlangt anderes Futter. Besteht er nämlich hauptsächlich aus Weiblein und Mägdlein, welche den sogenannten gebildeten Ständen angehören — wissen Sie? Auch unsere poetische Frau Ziegenmilch gehört dazu, weil ihr Herr Gemahl für ihre »immense« Gefühlsvölle — wissen Sie? — keinen Sinn hat. Gesegnet seien die Trefflichen, welche das Tischrücken, das Geisterklopfen und jenes mysteriöse Ding, das Od, erfunden haben! Sind das Artikel, welche einem Mann von praktischem Genie schönste Procenterchen abwerfen — wissen Sie?“

„Ich verstehe; aber wie, wenn ich im Interesse der Wahrheit in hiesiger Stadt eine öffentliche Warnung vor Ihrem Geschäftsbetrieb ausgehen ließe?“

*) Obzwar mich auszischen die Leute, so klatsche ich Beifall,
Doch zu Hause mir selbst, beguckend im Kasten die Gelder.

„Käme mir das ganz gelegen, mein lieber Herr. Würde mein Geschäft nur noch mehr in Schwung bringen.“

„Wirklich?“

„Versteht sich. Will die Welt betrogen, nicht aber enttäuscht und aufgeklärt sein — wissen Sie? Würde Ihnen kein Mensch für Ihre Bemühungen danken und würde auch hier das Wort des sterbenden Talbot beim Schiller in Erfüllung gehen: »Unsinn, du siegst!«“

Der Schuft hat leider Recht, dachte ich, als ich den Spekulanten im Artikel Blödsinn verlassen hatte. Ja, die Welt will die Lüge und ermuntert den Betrug. Der Erfolg ist Alles und Unrecht ist nur das Mißlingen. Was ist am Ende der Unterschied zwischen Kippling und Rumpel? Nur das, daß jener mit seinen Spekulationen Hunderttausende, dieser Hunderte gewinnt. Der Schwindel, das heißt die Sucht, rasch und möglichst mühelos reich zu werden oder wenigstens zu scheinen, liegt in der Luft. Wir athmen das Gift mit jedem Odemzug ein. Wer dagegen predigt, ist nur ein Prediger in der Wüste. Kein Wunder daher, wenn auch die Redlichsten mehr und mehr darauf verzichten, Lunge und Athem umsonst zu verschwenden.

Drittes Kapitel.

Eine erweckliche Geschichte. — Blumenausstellungen. — Ein Compliment und ein Gegencompliment. — Ein Augenblitz und eine Entdeckung. — Die Stanhopea. — Etwas Politik und eine Schulanekdote.

Herr Oskar Ziegenmilch war erfreut, „enorm“ erfreut, mich wiederzusehen, aber auch pressirt, ganz enorm pressirt; denn, sagte er, der große Kippling habe ihm die Ehre, die ganz enorme

Ehre angethan, ihn zu einer Besprechung einladen zu lassen, welche ein ganz enormes Geschäft zum Gegenstand habe.

Als er fort und ich mit Frau Lelia allein war, meinte sie seufzend, sie sei doch eine „immens" unglückliche Frau. Nie habe ihr Mann, immer in Geschäften steckend, Zeit für sie. Er habe ihr versprochen, sie heute in die Blumenausstellung zu führen. Da sei aber die Botschaft von Herrn Kippling gekommen und so müsse sie auch auf dieses Vergnügen verzichten; „denn," fügte sie hinzu, „in unseren jetzigen Verhältnissen ist es nicht schicklich, daß ich allein hingehe."

Ich war natürlich höflich genug, die vornehmen Schicklichkeitsskrupel der ci-devant-Käsekrämerin dadurch zu bannen, daß ich ihr meine Begleitung antrug, und bald befanden wir uns mitsammen auf dem Wege.

Während wir den schönen oberen Quai hinauf und zur Seevorstadt, wo die Ausstellung statthatte, hinausgingen, machte ich einen Versuch, der Dame an meinem Arme eine diskrete Warnung hinsichtlich des Herrn Rumpel zugehen zu lassen. Frau Lelia wurde roth, verlegen, einsilbig, und ich merkte bald, daß Herr Rumpel, wenn nicht ihr Herz gewonnen, doch ihren Verstand, so weit einer vorhanden war, gänzlich bestrickt haben müsse. Sie wollte gar nicht mit der Sprache heraus und ich konnte ihr auf allerlei Umwegen nur so viel abfragen, daß Herr Rumpel, wie sie sagte, ein immens erleuchteter und immens gefühlvoller Mann sei, der es verstehe, unglückliche, von ihren „im schnöden Materialismus versumpften" Männern vernachlässigte Frauen auf höhere Ziele hinzulenken, ihrem Leben einen höheren, einen immens höheren Inhalt zu geben. Ferner, daß Herr Rumpel offenbar ein vom Himmel Hochbegnadigter sein müsse, denn sie, Frau Ziegenmilch, habe es mit eigenen Augen gesehen, wie der erleuchtete und begnadigte Mann eine arme, vom Gliederweh befallene Dienstmagd durch einmaliges Gebet und Handauflegen völlig geheilt habe.

„Haben Sie," fragte ich, „diese erweckliche Geschichte von

der gesundgebeteten Magd Ihrem Vetter, Herrn Arthur Puff, auch erzählt?"

„Ach nein," versetzte sie. „Arthur ist ein verstocktes Weltkind, mit dem man von höheren und heiligen Dingen gar nicht reden kann. Es ist mir daher ganz lieb, daß er nur noch selten zu uns kommt."

„Armes, dickes, blindes Schäflein," dachte ich, „Du wirst Wolle lassen müssen, aber was kann ich dafür? Du willst ja mit aller Gewalt dem gleißenden Wolf in den Rachen laufen."

Die Blumenausstellungen sind auch eine jener Liebhabereien, welche unsere Zeit charakterisiren. Wir lieben überall nicht mehr das Einfache, sondern das Complicirte, Gekünstelte, Massenhafte. Was in unseren Augen für schön gelten soll, muß kostspielig sein. Um Feste zu feiern, bedürfen wir ungeheurer Apparate, um uns zu freuen, des Tumults und Hallohs. Ein simples Lied zu einfacher Klavierbegleitung einfach singen zu hören, wie langweilig! Aber eine Sängerin an halsbrechenden Rouladen sich braun und blau schreien zu sehen, während sie mit Ober- und Unterkörper convulsivisch dazu wackelt — wie schön! Einen Strauß von Waldblumen pflücken gehen, welche verschollene Wertherei! Aber ein Billet zu einer Ausstellung zu lösen, wo die Eitelkeit von einem Dutzend Treibhausbesitzern in sinnverwirrender Zusammenstopfung der grellsten Blumenfarbencontraste unter einander concurrirt, das gehört mit zur „Bildung".

Die ersten Personen, auf welche wir in dem Blumensaal stießen, waren Fräulein Kippling und Herr Bürger, welche mitsammen gekommen zu sein schienen. Wenigstens standen sie beisammen und das Fräulein hörte offenbar mit Vergnügen den satirischen Glossen zu, welche der gute Pessimist über das anwesende Publikum losließ, insbesondere über einen Trupp von Damen in der Nähe, welche sich erstaunliche Mühe gaben, die botanischen Namen auf den an die Pflanzen angehefteten Zetteln zu buchstabiren.

„Ja, studirt nur brav, meine Schönen," hörte ich ihn im Herankommen sagen. „Die Botanik kommt Eurem Bildungstrieb galant zu Hülfe. Früher, als man den Blumen noch ehrliche deutsche Namen gab, welche meistens zugleich eine symbolische Bedeutung hatten, mußte man wohl oder übel dabei sich etwas denken. Jede Blume hatte da ihren Sinn, drückte so zu sagen eine Vorstellung, einen Gedanken, ein Gefühl aus. Rechne, über alle diese romantischen Blumenschnurren sind wir jetzt hinweg. Die ganze Blumenwelt ist unter die Schablone des botanischen Jargon gebracht und so kann eine Blumenliebhaberin statt sich mit der Blumenpflege zu bemühen oder die Symbolik der Blumenschönheit verstehen zu lernen, sich einfach darauf beschränken, die Ausstellungskataloge auswendig zu wissen — 's ist kla—ar."

„Hm, mein lieber Herr Bürger," gab Fräulein Kippling zur Antwort, meine Begrüßung nur mit einem sehr vornehmen Kopfruck erwidernd und, die Lorgnette an die Augen hebend, meine Begleiterin in der impertinentesten hochmüthigsten Weise musternd, „hm, wenn Sie, wie aus Ihrer Rede hervorzugehen scheint, die populären Blumen und Blumennamen von früher so gerne haben, so gehen Sie hier auch nicht leer aus. Die Ausstellung ist diesmal sehr bunt und vielseitig. Sehen Sie nur da, gerade aus, das Prachtexemplar von einer gemeinen Butterblume."

Der Stoß war zu offen, zu direkt, ich möchte sagen zu brutal geführt, als daß er sein Ziel hätte verfehlen können. Ich fühlte den Arm der armen Frau Ziegenmilch in dem meinigen zittern und sie machte eine Bewegung, wegzugehen. Aber ich hielt sie fest, und empört über die einer unter meinem Schutze stehenden Dame ebenso grundlos als grausam angethane Beleidigung, sagte ich:

„Sie haben Recht, Fräulein Kippling. Die Ausstellung ist sehr bunt und vielseitig, so bunt, daß sie leicht das Auge täuscht. Habe ich doch gerade vorhin aus der Ferne eine tropische

Prachtblume wahrzunehmen geglaubt und beim Näherkommen bemerken müssen, daß es nur die Pflanze sei, welche in der populären Botanik von früher »Stinkende Hochfahrt« hieß."

„Lernt man im klassischen Italien und im romantischen Spanien so galant sein?" entgegnete die verzogene, launische, meisterlose Schöne, nicht mit Zorn, sondern nur mit Spott. Dann lachte sie unverhohlen, und ohne von der Anwesenheit der guten Frau Lelia weiter die geringste Notiz zu nehmen, setzte sie hinzu: „Ihr Witz, lieber Herr Hellmuth, wäre zu dickfäustig, falls Sie ihn nicht mit dem alten Sprüchwort vom groben Klotz und groben Keil entschuldigen könnten. Sie sehen, ich bin gerecht und noch mehr als das, denn ich mache Ihnen zum Dank für Ihr wohlriechendes Compliment die Freude, Sie erfahren zu lassen, daß Sie in den nächsten Tagen einen Jugendfreund und vielleicht auch eine Jugendfreundin in unserem Hause werden begrüßen können."

Sie rauschte weg.

Frau Lelia flüsterte mit einem „immens gefühlvollen" Blick: „Ich danke Ihnen von ganzer Seele!" und schloß sich an eine vorübergehende Freundin an.

Ich wandte den Kopf und erhaschte einen seltsam funkelnden Blick Bürger's, welcher mit zusammengepreßten Lippen dem Fräulein nachsah.

Sie kehrte sich halb nach ihm zurück; einer jener lockenden Blicke, denen so schwer zu widerstehen war, entschimmerte ihrem Auge und ergoß die hohe Stirne meines Freundes mit Freudenhelle.

In diesem Moment bemerkte Bürger, daß ich ihn ansah, und seine Züge gewannen sogleich wieder ihren gewöhnlichen Ausdruck.

Aber es war zu spät! Ich hatte eine Entdeckung gemacht, auf deren Richtigkeit ich einen hohen Eid geschworen hätte — Bürger liebte Julie Kippling!

„Ja," murmelte der Freund wie selbstvergessend, „sie

ist eine Stanhopea, prächtig, berauschend, aber in Fäulniß wurzelnd."

„Wer?" fragte ich neckend.

„Wer? Wer?" entgegnete er. „Rechne, wer sonst als die Stanhopea da? Wo habt Ihr denn Eure Nase, daß Ihr den Vanilleduft nicht riecht?"

Und er zeigte auf eine prachtvolle Orchis, welche nebenan die bizarr schön gestalteten Blätter ihres üppigen, röthlichgelben Blüthenkelches entfaltete, einen wahrhaft berauschenden Duft ausströmend.

„Sie gehört eigentlich zum Geschlecht der Parasiten," sagte Bürger docirend, „wächst in den Urwäldern von Brasilien auf modernden Baumstämmen und wurzelt, wie Ihr auch hier bemerken könnt, in faulem Holze; ist aber doch herrlich anzusehen und duftet entzückend — 's ist kla—ar."

„Ihr meint —"

„Ich meine, wir thäten gescheidter, einen Spaziergang im Freien zu machen, als uns in diesem Chaos von Blumendünsten ein dummes Kopfweh zu holen. Wollt Ihr?"

Wir verließen die Ausstellung und schlenderten die Straße am Hafen hinauf. Natürlich war ich nicht unzart genug, auf die von mir gemachte Entdeckung weiter anzuspielen, und Bürger seinerseits war augenscheinlich darauf bedacht, den Eindruck, welchen sein Benehmen in einem unbewachten Augenblick auf mich gemacht haben könnte, zu verwischen.

Er zeigte auf einen vorübergehenden Herrn und sagte:

„Seht, das ist der große Balger, welcher unseren Philistern so viel Leibschneiden verursachte."

„Der berühmte Demokratenchef und socialistische Agitator?"

„Derselbe. Hat aber ausgedemokrätelt und ausagitirt: Rechne, ist der Mann sehr zahm geworden, seit die liberale Mittelmäßigkeit so pfiffig war, ihn zum Mitglied der Regierung zu wählen — 's ist kla—ar."

„Aber das war ja nur zu billigen und es gereicht,

meine ich, einer herrschenden Partei zu nicht geringer Ehre, wenn sie einsichtsvoll genug ist, alle tüchtigen, sogar oppositionelle Kräfte für den öffentlichen Dienst, für das allgemeine Beste zu gewinnen."

„Für das allgemeine Beste? Rechne, Ihr habt wunderliche Marotten. War die socialistische Agitation in letzter Zeit, im Hinblick auf die Masse unserer Fabrikbevölkerung, den Besitzenden, wenn noch nicht gefährlich, so doch sehr unbequem geworden. Vereinigten sich daher Liberale und Konservative, der Schlange den Kopf abzuschneiden, das heißt, den Balger zu einer unschädlichen Antiquität, zu einem Satisfait, will sagen zu einem Mitgliede der Regierung zu machen. Seid Ihr denn noch immer so idealistisch-republikanisch benebelt, um nicht zu sehen, daß die Politik auch bei uns, wie überall, nur ein gemeiner Sesselkrieg ist? Ote-toi de là, que je m'y mette! Das ist die ganze Schnurre — 's ist kla—ar."

„Ewig Unzufriedener, der Ihr seid! Ich denke, wenn irgend ein Land Europas Ursache hat, mit seinen politischen Einrichtungen im Ganzen und Großen zufrieden zu sein, so ist es die Schweiz, welcher es durch ein Zusammentreffen glücklichster Umstände in der Verfallzeit des Mittelalters möglich gemacht wurde, aus der zerbröckelnden Hülse des deutschen Reiches als eine Genossenschaft von Freistaaten sich herauszuschälen und seither in stetigem Vorschritt die germanische Idee des Selfgovernment zu verwirklichen."

„Selfgovernment? Nebel! Sag' Euch, das schweizerische Volk — versteht mich wohl, das Volk — gouvernirt sich nicht mehr und nicht weniger selbst als das russische .... 's ist kla—ar."

„Bah, bah, nur langsam, wenn's beliebt. Eine Demokratie oder, wenn Ihr wollt, ein Selfgovernment à la Jean Jacques wird für alle Ewigkeit eben nur ein Rousseau'scher Traum bleiben. Was aber der demokratische Gedanke in verständig-praktischer Gestalt leisten kann, das leistete und leistet er

hier bei Euch. Im Kreise Eurer Regierungen mag es menscheln und mitunter mehr als billig menscheln, wie überall; es mag auch sein, daß bei Euch, wie ebenfalls überall, hinter patriotischen Phrasen und Mäntelchen vielfach nur die gemeine Habgier oder, wenn's hoch kommt, die gemeine Ehrsucht sich verbirgt; aber trotz alledem, was die meisten, weitaus die meisten der schweizerischen Regierungen in der Reformperiode von 1830 bis heute geleistet und geschaffen, ist so bedeutend, so einleuchtend rühmlich, daß man völlig blind oder völlig verstockt sein muß, um den Vorschritt auf allen Gebieten nicht zu sehen. Das Land bis zu den Hochgebirgen hinauf ist nur ein Garten, in Industrie und Handel nimmt die Schweiz eine der ersten Stellen ein, die öffentlichen Lasten sind nicht drückend, das Armenwesen ist fast überall human organisirt, für Wissenschaft und Kunst geschieht, was geschehen kann, und Ihr habt die beste, freigebigst ausgestattete Volksschule, die es überhaupt giebt."

„Rechne, Ihr kommt mächtig in Ekstase, so, daß man Euch für einen jüngsten »Enkel Winkelried's« halten könnte. Ist aber vollends der letzte Trumpf, den Ihr ausgespielt habt, der Schultrumpf so zu sagen, recht zum Lachen. Sag' Euch, wird 'ne Zeit kommen, wo man es bedeutend bereuen wird, dem großen Haufen von armen Teufeln das gelobte Land der Bildung, in welches derselbe ja doch nicht hineinkam, um sich behaglich niederzulassen, so von ferne gezeigt zu haben. Volksschule? Erinnere mich noch ganz gut der Zeit, wo dieses Wort auch zu den übrigen Stichwörtern meiner knabenhaften Begeisterung gehörte. Hab' Euch schon einmal davon gesagt. Ging aber meine Schulbegeisterung flöten, als ich sah, daß auch das Volksschulwesen eben nicht mehr und nicht weniger Windbeutelei sei als alles Uebrige, und — wartet mal — fällt mir da gerade noch eine gute Geschichte ein, die mit dazu beigetragen hat, mir den ganzen pädagogischen Zukunftsschwindel zu verleiden. War mal drüben im Sihlthal in einem Bauerndorfe bei der feierlichen Jahresprüfung gegenwärtig. War nämlich Mitglied der Be-

zirksschulpflege und hörte mit einer ungeheuren Amtsmiene zu, wie der junge, für seinen Beruf ganz begeisterte Schulmeister die Buben und Meidli über die ganze Encyklopädie der Wissenschaften examinirte. Endlich kam auch die Weltgeschichte dran und erzählten die Kinder von Cäsaren und Brutussen, daß es 'ne wahre Freude war. Auch im alten Griechenland waren sie daheim und wußten vom Zeus und Apollon und vom pythischen Orakel. Dann war da ein dicker, kurzer, rothbäckiger Junge, der während des ganzen Examens 'ne stupende Gelehrsamkeit entwickelt hatte. Fragte den der Lehrer: Du, Ruodi, kannst mir sagen, was ist ein pythisches Orakel? Mein Ruodi, nicht faul, blies die Backen auf und schoß los: Ein pythisches Orakel ist ein rundes Loch; da setzt man sich drauf und giebt Sprüche von sich."

„Die Schnurre ist gut, wenn auch vielleicht ein bischen cynisch," sagte ich lachend. „Aber was soll damit bewiesen werden? Wahrscheinlich, daß in die Volksschule viel unpassender Lehrstoff hineingeschleppt worden sei. Ich sehe aber nicht ein, was es am Ende schaden könnte, wenn auch die Bauernjungen eine Vorstellung von Orakeln bekämen, eine richtigere und ästhetischere freilich, als die Eures Ruodi."

„Ihr wollt also die Bauern zu Gelehrten machen? Na, Glück zu!"

„Keineswegs, aber wenn Ihr's erlaubt, zu Menschen. Der allgemeine Vorschritt der Bildung —"

„Mit Eurem ewigen Vorschritt! Ist 'ne alberne Illusion! Alles schon dagewesen — 's ist kla—ar. Nur die Formen der Dummheit wechseln, sie selbst war, ist und wird ewig dieselbe sein. Träumt und schwatzt nur vom Vorschritt, Ihr guten Leute und schlechten Musikanten: der gescheidte, der eminent gescheidte Goethe hatte dennoch Recht, den Phantasten seiner und aller Zeiten zuzurufen:

Es bleibt doch nach wie vor
Mit ihren hunderttausend Possen
Die Welt ein einz'ger großer Thor."

Viertes Kapitel,

worin eine lange aus dieser Geschichte verschwunden gewesene Person wieder in dieselbe eintritt.

Einige Tage darauf, an einem Sonntagvormittag, als ich gerade mit meiner Privatcorrespondenz beschäftigt war, trat ein hoher, schlanker, junger Mann mit gebräunten Zügen, im eleganten Civilanzug, das rothe Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch, zu mir in's Zimmer und begrüßte mich mit einer Stimme, welche alle die theuersten Erinnerungen meiner Jugend in mir wachrief.

An der Stimme, an der Art, wie er unser heimisches: „Grüß' Gott, Michel!" aussprach, erkannte ich Berthold von Rothenfluh.

Ich hatte ihn nicht mehr gesehen seit den Tagen, an deren einem wir mit unseren Schwestern und dem guten Fabian nach der Breunighalde gewandert waren. Die Jahre, unsere verschiedenen Stellungen im Leben, Unterschiede im Charakter und in der Lebensführung hatten uns getrennt und es gab noch überdies einen Punkt, das Schicksal Hildegard's, welcher geeignet war, diese Entfremdung bei mir zur Abneigung zu steigern. Aber dennoch, als er mich so herzlich ansprach, da war er nur wieder der Berthold, mit welchem zusammen ich alle die lustigen und tollen Streiche meiner Knabenzeit ausgeführt hatte. Alles Andere war vergessen.

Berthold glich auffallend dem verstorbenen Freiherrn, in Zügen, Haltung und Manieren. Sogar die Eigenschaft, die Zipfel seines langen Schnurrbarts durch die Höhlung der linken Hand rollen zu lassen, hatte er mit Bodo von Rothenfluh gemein. Dieser war ein stattlicher Mann gewesen, Berthold war das auch. Freilich konnte man seinen hageren Zügen und eingesunkenen Schläfen unschwer anmerken, wie wild er seine

Jugend verstürmt habe. Aber dennoch war seine Persönlichkeit keine verwüstete.

Ich mußte ihn unwillkürlich mit Herrn Theodor Kippling zusammenhalten und der Vergleich fiel sehr zu Gunsten Berthold's aus. Jener repräsentirte nur die gemeine Verderbniß der „goldenen Jugend“ unserer Tage, dieser hatte in seiner ganzen Erscheinung noch immer etwas Nobles, Kühnes, fast Heldisches. Die Narbenspur, von einem Beduinensäbel zurückgelassen, stand seiner rechten Wange vortrefflich. Weniger ansprechend, falls man sie nicht als Ausdruck heftiger Leidenschaften oder finsteren Stolzes interessant finden wollte, war die tiefe dunkle Furche, welche zwischen seinen Brauen sich eingenistet hatte. In seinen tief in ihren Höhlen liegenden Augen war noch immer Feuer, aber es brannte unstät, düster, zwischen schwermüthiger Ermattung und plötzlich wieder auflodernder Wildheit wechselnd. Im letzteren Falle wurde der Blick starr, stechend, unheimlich.

„Du siehst doch Deinem Vater auf und eben ähnlich, Berthold,“ sagte ich, als er vor mir stand, seine beiden Hände in den meinigen.

„Meinem Vater?“ entgegnete er zögernd und gesenkten Auges. „Ja, die Leute sagen es. Aber er ruhe in Frieden! Nicht allen Söhnen wird es so gut, ohne Vorwurf ihrer Väter gedenken zu können. Ich — nun, das läßt sich nicht ändern. Sprechen wir von etwas Anderem.“

Als wir auf dem Sopha beisammen saßen, sagte er:

„Ich danke Dir für die Herzlichkeit, mit welcher Du mich empfangen hast. Du durftest es, denn Hildegard hat mir verziehen, weißt Du? Ich sah sie im letzten Herbst. O, sie ist gut und großmüthig — ein Engel! Und sie ist glücklich, wenigstens ruhig und zufrieden. Der Vorwurf wenigstens wäre von mir genommen.“

Seine Redeweise hatte etwas Abspringendes, Fragmenta-

risches. Es klang darin etwas wie bittere Reue an, welcher doch wieder der Stolz keinen Raum gewähren wollte.

„Die schönsten Bande knüpft doch das Jugendleben," fuhr er fort. „Thor, wer sie muthwillig zerreißt! Denn kein Gott knüpft die so zerrissenen wieder zusammen. Hildegard hat mir verziehen, aber nur aus Mitleid, ich weiß es. Wie wäre Alles, Alles anders und besser gekommen! Ich stünde jetzt als ein geachteter Mann in dem Erbe meiner Ahnen, Hildegard mir zur Seite, mit liebevoller Hand die Dämonen von mir scheuchend, vielleicht schon Kinder, meine Kinder, schön und gut wie ihre Mutter, auf dem Schooße wiegend — Du, Michel, als Freund und Bruder mir verbunden durch doppelt schöne Bande, denn Isolde —"

„Isolde? Bringst Du mir keinen Gruß von ihr?"

„Nein. Ich sah sie seit dem letzten Herbst, wo ich Herrn und Fräulein Kippling von Rothenfluh zu ihr nach Lindach führte, nicht wieder."

„Aber was macht sie?"

„Sie liebt Dich und haßt mich."

„O, Berthold, was sagst Du? Mich, den Commis, mich sollte Isolde von Rothenfluh lieben?"

„Wie anders? Sie hat Dich von Kindheit auf geliebt und ein Wesen wie Isolde liebt nur einmal."

„Sie hat es Dir gesagt?"

„Gesagt? Keinem Lebenden oder Todten, denk' ich."

„Aber wie sollte Isolde, das beste Herz auf Erden, Dich, den einzigen Bruder, hassen? Unmöglich!"

„Und doch. Oder nimm statt des Wortes Haß das Wort Verachtung. Ja, Verachtung sprach aus den lakonischen Zeilen, womit sie mir neulich, als ich ihr angezeigt hatte, daß ich ruinirt sei, ihr Gütchen Lindach anbot."

„Du erschreckst mich. Du bist ruinirt?"

„Ganz. Ich bin ein Bettler in Uniform."

„Armer Berthold!"

„Es konnte nicht anders kommen. Ich hatte mich schon als Minderjähriger zu stark mit Wucherern eingelassen. Es ist Alles dahin und vorbei."

Dies sagte er mit verzweiflungsvoller Bitterkeit. Dann sah er eine Weile starr vor sich hin und fügte, wie völlig in seine peinlichen Gedanken verloren, hinzu:

„Alles dahin und vorbei, vergeudet, verlottert, verras't. Was hälfe mir auch Lindach? Es würde nur einen Tropfen in's Meer tragen heißen, auch wenn ich so gemein wäre, Isolde's Anerbieten anzunehmen. Das hieße zum Mord noch den Raub fügen."

„Zum Mord? Berthold, Du träumst!"

Er sah auf, blickte mich wild an und sagte mit einem hohlen Lachen:

„Nun ja doch, zum Mord, zum dummen, knabenhaft sinnlosen Mord alles Besten, was mir im Leben geboten war. Sieh mich nicht so verwundert an, Michel. Ich schwatze wohl thöricht. Das kommt daher, daß ich schon lange, lange nicht mehr mein Herz eröffnet habe. Ich weiß, vor Dir darf ich es."

„Gewiß. Aber ermanne Dich, mein guter Berthold. Noch kann Alles wieder gut werden. Sieh mich an, ich war vor Kurzem ebenfalls ein Bettler, denn ich besaß nur noch den letzten Pathenthaler von meiner seligen Mutter."

„Aber Du hast ihn nicht verthan, Du! Du hast entbehrt und hast gearbeitet. Der Herr Oberst Kippling, dessen Gast ich seit gestern Abend bin, hat mir gesagt, was Du kannst."

„Nun ja, ich suchte meinem Schicksale zu Leibe zu gehen wie ein Mann und bin dabei bisher leidlich gut gefahren. Aber auch Du bist ja ein Mann und das Band da auf Deinem Rock, obgleich mir widerlich ist, daß es unter fremden Fahnen erfochten wurde, es bezeugt doch, daß Du etwas kannst, wenn Du willst."

„Dieses Band? Der Lohn für die tolle Reiterthat eines Moments, wo ich mir statt aller Orden der Welt nur eine gut

gezielte Kugel vor die Brust wünschte. Aber genug der Elegieen, die Dich langweilen müssen . . . Ich bin sonst nicht so weich, lieber Michel, aber als ich Dich wiedersah, kamen mir alle die guten alten Stunden und Tage wieder zu Sinne, die guten alten Zeiten daheim. Daheim? Das Wort hat einen so seltsamen Klang. Deine theure gute Mutter sang uns, als wir noch Kinder waren, ein gutes altes Lied vom Daheim. Es klang so eigen, so süß. Mir ist, als liege eine Ewigkeit voll Finsterniß zwischen damals und jetzt."

Er stützte die Ellenbogen auf den Tisch und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Seine Brust athmete schwer. Ich meinte, es müßten schwere Thränen zwischen den Fingern hervorquellen, womit er seine Augen verhüllt hatte. Sie blieben trocken, aber es war ein herzzerreißender Schmerz in seiner Stimme, als er sagte:

„Mehrmals schon lag mein Finger an dem Drücker des selbstmörderischen Pistols und wurde doch immer wieder zurückgezogen. Es sollte nicht sein. Und doch bin ich kein Feigling, sondern nur ein Nachtwandler."

„Ein Nachtwandler? Du bist krank und sprichst irre, armer Berthold."

„Nein, nein, ich bin ganz gesund, wenigstens — bei Tage."

Er stand auf, ging ein paarmal langsam durch das Zimmer, blieb dann vor mir stehen und sagte mit mehr Fassung:

„Ich lese Antheil in Deinen Augen. Du bist noch der Alte. Sprechen wir vernünftig . . . Weißt Du, was die beiden Kipplinge aus Rothenfluh machen wollen?"

„Die beiden Kipplinge aus Rothenfluh? Nein."

„Eine Fabrik."

„Ha, jetzt geht mir ein Licht auf. Der Herr Oberst ließ einen Wink fallen —"

„Der Herr Oberst ist ein großer Spekulant und sein Sohn ist es nicht minder. Ich bin dem jungen Spekulanten verpflichtet."

„Du bist ihm verpflichtet?"

„Sehr."

„Da nimm Dich in Acht!"

„Wenn es noch möglich ist. Ja, wenn es noch möglich ist, soll verhindert werden, daß die Halle meiner Väter vom Fabrikpöbel, vornehmem und geringem, entweiht werde . . . nicht so fast um meiner willen — ich möchte Rothenfluh am liebsten gar nicht mehr sehen — aber um Isolde's willen."

„Muth, Muth, Berthold! Du hast Dich noch nicht ganz selber verloren im wilden Wirbel des Lebens. Du hegst noch bessere Gefühle, denn Du liebst Deine edle Schwester. Laß uns von ihr reden. Wie lebt sie?"

„So zu sagen ganz einsiedlerisch. Sie hat persönlichen Verkehr nur mit Hildegard und brieflichen mit dem alten wunderlichen Großoheim, der für mich eine ganz mythische Person ist. Ich habe aber doch im Sinne, jetzt oder später das Felsenschloß des verschollenen Alten aufzusuchen. In dem Schreiben, in welchem mir Isolde Lindach anbot, sagte sie mir, sie habe in der Voraussicht, daß ich den Hof brauchen würde, den Großoheim um eine Zuflucht gebeten und dieselbe zugesagt erhalten. . . . . . Doch entschuldige, daß ich jetzt von Anderem rede. Was hältst Du von Julie Kippling?"

„Sie ist ebenso bizarr als schön, ebenso launisch als originell."

„Eine bündige Charakteristik. Sie war in Dich verliebt oder ist es noch?"

„Glaube doch das nicht!"

„Bah, meinst Du, ich habe es mich umsonst so viel kosten lassen, die Weiber kennen zu lernen? An der Art, wie Julie Kippling von Dir sprach, merkte ich, daß sie, wenn nicht eine große Leidenschaft, so doch eine heftige Laune für Dich haben oder doch wenigstens gehabt haben müsse."

„Nun denn, so sprich getrost im tempus praeteritum."

„Auch in Bezug auf Dich?"

„Ja, obgleich ich nicht leugnen will, daß die Gegenwart des schönen Mädchens zu verführerisch ist, um mich oder irgend Jemand kalt zu lassen."

„Wohl; aber Du, ein Mann, dessen Gefühle noch frisch und gut sind, bist also nicht überzeugt, daß Dein Lebensglück Julie heiße?"

„Nein."

„Das ist mir lieb, sehr lieb. Denn ich will Julie Kippling heirathen."

„Mein lieber Berthold, wenn wir Beide zum Scherzen aufgelegt wären, würde ich mit dem Dichter zu Dir sagen:

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus."

„Und doch bin ich keineswegs so ganz gelassen. Ich verhehle Dir nicht, daß seit Jahren nichts, aber auch gar nichts einen solchen Eindruck auf mich gemacht hat wie dieses seltsame Mädchen."

„Du liebst Julie?"

„Kaum. Kann ich überhaupt noch lieben? Mir ist, mit den anderen Idealen liege auch die Liebe weit hinter mir, in nebelgrauer Ferne. Aber es reizt mich, diese Julie, dieses verzogene Kind, diesen schönen Wildling, welcher mit dem Leben ein souveränes Spiel treibt, zu bändigen und zu zähmen. Du weißt nicht, wirst es nie erfahren, was es heißen will, wieder einen Reiz, irgend einen Reiz zu empfinden. Und dann . . . Julie Kippling erbt eine Million . . . mindestens . . . Du siehst," fügte er mit einem bitteren Lächeln hinzu, „auch der tollste Verschwender lernt zuletzt rechnen in einer Zeit, wo einem auf Schritt und Tritt in die Ohren geschrieen wird, das Einmaleins sei Weisheit und Tugend und praktisch müsse man sein."

Hier unterbrach der Eintritt Bürger's unser Gespräch. Ich stellte die beiden Herren einander vor und die Unterhaltung ging auf gleichgültige Dinge über.

Fünftes Kapitel.

Autor wird zur Rolle eines Freundes und Vertrauten berufen und erhält einen vorletzten Kuß.

Die nächsten Tage brachten nichts Ungewöhnliches; denn daß Herr Oskar Ziegenmilch jetzt täglich und stündlich in unserem Comptoir aus- und einging und mit den beiden Herren Kippling lange Conferenzen hatte, war ganz in der Ordnung. Es mußte ja die große Köhlerei für den Köhlerglauben des spekulirenden Publikums zu Wege gemacht werden.

Herr Theodor, welcher täglich zur Stadt kam, verkehrte viel mit dem Herrn Rittmeister, Freiherrn Berthold von Rothenfluh, der übrigens den Ton der Vertraulichkeit, welchen der Sohn des Millionärs gegen ihn anschlug, offenbar nur duldete, nicht aber erwiderte. Ich sah in dem Bezeigen von Herrn Kippling dem Jüngeren vor der Hand nur' die bekannte Neigung des Geldprotzenpöbels, mit adeligen Bekanntschaften Parade zu machen, sollte aber später erfahren, daß hierbei weit ernstere Motive mitspielten.

Herr Kippling der Aeltere behandelte seinen freiherrlichen Gast mit Zuvorkommenheit, aber ohne Zudringlichkeit. Er hatte, abgesehen von anderen Kalkulationen, in welchen Berthold eine Ziffer darstellte, vielleicht nichts dagegen, den schönen Kopf seiner Tochter mit einem Freiherrnkrönlein geschmückt zu sehen; aber er that nicht dergleichen, als wäre so ein Krönlein eine Sache, um deren Erlangen man sich besondere Mühe zu geben brauchte.

Fräulein Kippling wollte dem Rittmeister gefallen, das war sicher, und sie war viel zu aufrichtig, oder wenn man will, viel zu übermüthig, es verbergen zu wollen. Ihr Benehmen spielte in den brillantesten Farben; aber sie hatte es mit einem Spieler zu thun, der kein Neuling war und, wie er ja selbst

geäußert, sich's nicht umsonst so viel hatte kosten lassen, die Frauen kennen zu lernen. War es Politik, war es eine aus der Gewohnheit, zu siegen, entsprungene lässige Sicherheit, genug, Berthold verhielt sich gegen das reizende Mädchen zurückhaltend. Er erschien zuweilen trübe, sogar finster, gewöhnlich aber vornehm sorglos. War ich zugegen, so unterhielt er sich fast ausschließlich mit mir, als wollte er recht deutlich zeigen, daß er vor den Besitzern von Millionen eben nicht mehr Respekt habe, als der Anstand und seine Stellung als Gast unumgänglich nothwendig machte.

So war eine halbe Woche vergangen, als eines Tages, da wir vom Mittagstisch aufstanden, Fräulein Kippling ohne weitere Einleitung zu mir sagte:

„Herr Hellmuth, ich weiß, Sie haben ein Auge für Gemälde. Man hat mir eine Kopie der Riedel'schen Sakuntala zum Kauf angeboten. Sie steht auf meinem Zimmer. Wollten Sie die Güte haben, mir Ihre Ansicht über das Bild zu sagen?"

„Zu Befehl, mein Fräulein."

„Gut. Kommen Sie im Laufe des Nachmittags. Mein Mädchen wird Sie empfangen und ich zeige Ihnen dann das Gemälde."

Ich verbeugte mich. Herr Kippling der Aeltere warf einen mißbilligenden Blick auf seine Tochter, die aber keine Notiz davon nahm. Herr Kippling der Jüngere kniff die Mundwinkel ein und schielte nach Berthold. Dieser sah gleichgültig drein und erinnerte Herrn Bürger an dessen Versprechen, ihm gelegentlich seine Waffensammlung vom ostindischen Archipel zu zeigen.

Auf dem Wege zum Comptoir sagte Bürger zu mir:

„Rechne, Ihr seid noch nicht ganz ausgewischt auf der Herzenstafel von Donna Julia, mein Junge — 's ist kla—ar."

„Bah, lieber Freund," entgegnete ich, „Ihr und ich nehmen auf der besagten Tafel nur ganz bescheidene Ecken ein. In der Mitte prangt dermalen ein —"

„Von, überwölbt von einer Freiherrnkrone, ganz recht! Rechne, geht mich, wie Ihr wißt, die ganze Komödie nichts an."

„Verzeiht, das weiß ich doch nicht so ganz."

„Seid Ihr toll? Rechne, Ihr meint, weil Ihr selber närrisch, müßten es Andere auch sein . . . Wollte übrigens sagen, auch dieser freiherrliche Akt der Posse geht mich nur so weit an, als er höchst ergötzlich ist. Kann Euch das Auftreten dieses Eures Cäsars von Landsmann, welcher kam, sah und siegte, recht augenscheinlich beweisen, daß wir schweizerischen Republikaner keineswegs so demokratisch-unkultivirt sind, den Adel abschaffen zu wollen. Ist bei uns jeder Graf oder Baron, der unser Land mit seiner Gegenwart beglückt, eo ipso ein großes Thier. Tituliren sich daher die Gauner, welche unsere republikanische Einfalt ausbeuten wollen, immer Grafen oder Barone. Wissen, daß ihnen das Credit verschafft, ganz ungeheuren, besonders bei unseren Republikanerinnen. Könnte Euch in dieser Richtung höchst amüsable unglaubliche und dennoch ganz wahre Geschichten erzählen. Habe aber jetzt keine Zeit dazu und ermahne Euch nur noch feierlichst, beim Anblick der fraglichen Sakuntala Euren Verstand besser zu Rathe zu halten als weiland der strohherzige König Duschmanta."

Einige Stunden darauf öffnete mir die Zofe Julie's das Zimmer ihrer Herrin und ich sah mich in demselben allein.

Ich beschreibe nicht die blendend luxuriöse Einrichtung dieses Gemaches, welches der launischen Schönen als „Arbeitszimmer" diente — als Arbeitszimmer, du lieber Gott! alle diese Pracht, alle diese tausenderlei Spielereien des Reichthums und der Verschwendung bildeten ein chaotisches Durcheinander. Ich mußte unwillkürlich an die edle Harmonie, an die keusche Heimeligkeit des einfach möblirten Zimmers denken, welches Isolde auf dem Lindachhof bewohnte. Dort das Ganze ein Zeugniß von dem Walten einer maßvollen und durchgebildeten Weiblichkeit, hier lauter Wirrwarr, Unruhe, Widerspruch. Man sah den Möbeln, den Stickrahmen, den Blumentischen, den da und dort zerstreuten

Prachtbänden von Büchern, der in einer Ecke stehenden Staffelei mit einer halbfertigen Farbenskizze — Allem sah man an, daß die schöne Bewohnerin ohne irgend ein tieferes Interesse und nur, um der Langweile zu entfliehen, Alles und Jedes mit Hast ergriff, um es sofort mit Ueberdruß wieder bei Seite zu stellen oder geradezu bei Seite zu werfen. Hier, das konnte man deutlich fühlen, hauste ein verzogenes Kind des Glückes, welches von früh auf gewöhnt worden war, mühelos seine Wünsche, alle, alle, erfüllt zu sehen, welches niemals auch nur die entfernteste Ahnung davon erhalten, was es heißen wolle, „sein Brot mit Thränen zu essen", und welches daher folgerichtig dazu kommen mußte, das Schicksal nur für eine Caprice, das Leben nur für einen unterhaltenden Spaß anzusehen.

Am meisten fiel mir der Schmuck der seidenen Wände des Zimmers auf, welchen vier vortreffliche Kopieen von Originalen der Dresdener Galerie ausmachten. Die Wahl dieser Bilder frappirte mich. Es waren Potiphars Weib von Cignani, die badende Susanna von Paul Veronese, das Urtheil des Paris von Rubens und Danae von van Dyck — also lauter Kunstwerke höchsten Ranges, aber —

„Ich weiß, was Sie beim Anblick dieser Gemälde denken, lieber Freund," unterbrach mich die Stimme von Fräulein Julie, die unbemerkt durch eine Seitenthüre eingetreten war, in meinen Betrachtungen.

„Was denn, Fräulein?"

„Daß Sie nicht erwartet hätten, solche Bilder in dem Zimmer eines jungen Mädchens zu finden."

„Aufrichtig zu sein, es war etwas dergleichen."

„Ja, so sind die Männer. Sie glauben Alle, das Schöne sei nur für sie allein da. Was die Frauen angeht, so haben sie für ihre alberne Prüderie wenigstens ihre durchschnittliche Unkultur als Entschuldigung anzuführen. Aber männliche Selbstsucht oder weibliche Heuchelei, sie sollen mir nicht verwehren, mein Auge an der Schönheit zu weiden, und wäre es auch, wie

in diesen Gemälden, die Schönheit meines eigenen Geschlechts. Unsere Zeit haßt das Nackte, weil sie selbst so viel zu verhüllen hat, nichts Schönes, aber Häßliches."

„Da haben Sie Recht."

„Sehen Sie, mein Bester, wir stimmen eigentlich doch in Vielem zusammen und werden, glaub' ich, mit der Zeit, immer bessere Freunde werden .... Aber ich bemerke, daß Sie sich nach der Sakuntala umsehen. Ich habe das Bild bereits weggeschickt. Es war nur eine Subelei, der Kopist hatte sich an dem schönen weißen Leib der Tochter Kalidasa's schmählich versündigt, und dann ist ja die ganze Sakuntalageschichte nur ein Vorwand gewesen, Sie hierher zu bringen, damit ich Sie um eine Gefälligkeit bitten könnte."

„Bitten? Das ist Ueberfluß."

„Wie galant! Es scheint, wo bei Ihnen die Liebe aufhört, fängt die Galanterie an."

„Julie!"

„So hätten Sie mich zu einer anderen Zeit anreden müssen, lieber Freund. Damals, als ... genug, jetzt ist es zu spät und es ist wohl am besten so, für Sie und für mich ... Aber vor Allem zu meiner Bitte. Haben Sie von der Gesellschaft der Söhne Mammons reden hören?"

„Ei, meiner Treu, der begegnet man ja auf der Straße."

„Allerdings, aber es giebt noch eine specielle Gesellschaft dieses Namens in hiesiger Stadt."

„Von dieser weiß ich nichts."

„Hat Ihnen Herr Bürger nie davon gesagt?"

„Nein."

„Nun er wird der Posse überdrüssig sein, wie das in seinem Alter leicht erklärlich ist. Wenn man alt wird, kommt man zu Verstand, sagen die Leute."

„Aber Herr Bürger ist ja noch gar nicht so alt —"

„Daß er mein Großvater sein könnte? Nein, aber doch alt genug, daß er mein Vater sein könnte, was aber meinen

wirklichen Vater nicht abhielt, heimlich zu wünschen, ich möchte Bürger's Frau werden. Vielleicht wäre das auch das Klügste, was ich thun könnte. Einmal muß unsereins doch heirathen und von Euch Allen liebt mich doch keiner so fest und brav wie der gute alte Junge, der sich einbildet, ein Mephisto zu sein und die beste Seele von der Welt ist. Aber es ist etwas Entsetzliches um die Langweile, nicht wahr? und ich fürchte, bei Bürger's ehrenfester und solider Liebe müßte ich vor Langweile blödsinnig werden. Nein, nein, ich kann ihm nicht helfen. Warum ist er ein so fürchterlich tugendhafter Biedermann? Doch zum Text zurück! Die Söhne Mammons sind eine geschlossene, aus der Blüthe — 'ne saubere Blüthe, beim Himmel! — unserer Jeunesse d'orée bestehende Gesellschaft, die sich größerer Exclusivität wegen mit etwelchem mystischen Hokuspokus umgeben hat. Mein Bruder ist auch dabei und gegenwärtig, wie sie es in ihrem Jargon nennen, Oberpriester im Tempel Mammons, wie das Gesellschaftshaus heißt. Es steht drunten am Fluß, in einer einsamen Bucht, durch einen großen, dichtbebuschten Garten, der es umgiebt, vor profanen Blicken gesichert. Nur Herren können Mitglieder der Gesellschaft sein, aber jeder Herr hat das Recht, Damen, so viele er will, in den Tempel Mammons einzuführen, wo reizende Feste gefeiert werden sollen. Heute ist Freitag. In der Nacht vom künftigen Montag auf den Dienstag wird so ein Fest stattfinden, ein großes Maskenfest zum Schluß der Wintersaison. Ich habe die Laune, diesem Fest beizuwohnen, und Sie sollen mich hinführen."

„Ich?"

„Sie!"

„Aber warum gehen Sie nicht Ihren Bruder an?"

„Meinen Bruder? Ist das ein Mensch, den ich um etwas angehen möchte? Wo denken Sie hin! Und dann, ich will unerkannt wieder von dort weggehen, wie ich maskirt hingehe — verstehen Sie?"

„Wohl, aber wie soll ich —"

„Hören Sie nur. Vor jeder Versammlung der Gesellschaft wird sämmtlichen Mitgliedern ein Paßwort ausgetheilt, welches als Eintrittskarte dient. Jeder, der im Besitze dieses Paßwortes ist, gilt als eingeweiht. Herr Bürger wird Ihnen das lächerliche Geheimniß gerne mittheilen, wenn Sie ihn darum ersuchen: er hält ja große Stücke auf Sie."

„Gut, wir wollen annehmen, Herr Bürger sei willfährig. Aber entschuldigen Sie, Fräulein, wenn ich die Befürchtung ausspreche, daß sorgliche Väter Ursache haben dürften, die Anwesenheit ihrer Töchter in einem Tempel, dessen Oberpriester Herr Theodor Kippling ist, nicht eben zu wünschen."

„Ach, wie zart um meine Tugend besorgt! Beruhigen Sie sich, mein Bester. Das ist meine Sache."

„Gewiß! Aber ließe sich nicht auch der Fall denken, daß Herr Gottlieb Kippling vor oder nach dem projektirten Abenteuer davon erführe und der Meinung wäre, es sei nicht die Sache seines Commis, seine Tochter in den Tempel Mammons zu führen?"

„Aha, mein Herr, Sie sind um Ihre gute Stelle in meines Vaters Comptoir bange?"

„Fräulein Kippling, Sie sind kein Mann. Sie dürfen mich also ungestraft beleidigen, obgleich Sie, gerade Sie wissen könnten, daß ich nicht gemein denke."

„Sie haben Recht, Hellmuth. Verzeihung! Ich sprach albern und, ach, ich fürchte hinterdrein, daß ich von Anfang an albern gegen Sie gehandelt habe. Es wäre vielleicht Alles anders und besser gekommen. Hätten Sie nur gewußt, wie wild glücklich mir zu Muthe war, als ich Sie an jenem Theaterabend plötzlich wiedersah, und hätte ich dann meinerseits nur gewußt, wie viel Trauriges Sie unmittelbar zuvor erlebt hatten. Ich würde . . . doch was soll jetzt das Alles? Genug, ich konnte Sie nie für gemein gesinnt halten, denn ich habe Sie geliebt."

„Julie!"

„Nicht so, nicht diese Beschwörungstöne, mein Freund. Es ist vorbei und wir wandeln den Weg von der Freundschaft zur Liebe in umgekehrter Richtung. Wollen Sie mein Freund sein?"

„Ich war es immer."

„Sie sagen die Wahrheit, denn Liebe, solche Liebe, wie ich will, eine der Welt und des Lebens spottende, himmelan lodernde und höllentief brennende, ein seliges Paar mit jauchzenden Flammen verzehrende Gluth — ach! ein solches Gefühl haben Sie nie für mich gehegt. Ich fühlte das wohl, selbst unter Ihren Küssen. Sie waren bereit, für mich in den Tod zu gehen, ich weiß es, ich erprobte es — und doch — seltsam! — besaß ich nur Ihre Augen. Ihr Herz besaß eine Andere."

„Eine Andere?"

„Isolde von Rothenfluh ... Als ich in jener Nacht, wo ich eine tolle Laune fast mit dem Leben bezahlt hätte, durch Sie, mein Freund, in des Daseins süße Gewohnheit zurückgerufen wurde und in halb, ja ganz wahnsinnigem Entzücken an Ihrem Halse hing, da trat Isolde zwischen uns, denn sie, nicht ich lebte in Ihrem Herzen. Wenn ich es gewußt, hätte ich sie vielleicht daraus verdrängen können, so ich gewollt — Sie sehen, ich habe meiner Eitelkeit kein Hehl — aber wie eitel, wie übermüthig auch immer Julie Kippling sein mag, sie hält es für keine Schmach, um Isolde's willen verschmäht worden zu sein."

„Sie haben Isolde kennen, schätzen, lieben gelernt, Isolde?"

„Ja. Sie ist so schön, so hochgesinnt, so hochgestimmt und doch so wahr, so einfach gut und lieb, daß man glauben möchte, sie müsse von Shakespeare oder Goethe gedichtet sein. Was für ein Sünder muß ihr Bruder sein, um von einer solchen Schwester mit scheuer Abneigung, fast mit Furcht angesehen zu werden!"

„Und Isolde sprach mit Ihnen von mir?"

„Ah, wie Ihr Auge leuchtet, lieber Freund, seit ich den Namen Isolde genannt! Ja, sie sprach mit mir von Ihnen, einfach-herzlich und klar, wie all ihr Wesen ist. Sie sprach mit

mir von Michel Hellmuth wie von einem Manne, dem sie durch einen von keinem Ohre, selbst von ihrem eigenen nicht, gehörten und dennoch heiligsten Schwur verbunden sei. Sie sagte das nicht, sie sagte überhaupt nichts von Liebe; aber den Mann, von welchem Isolde von Rothenfluh so spricht, wie sie von Ihnen sprach, muß sie lieben — es kann nicht anders sein."

„Theure Julie, wie schön steht Ihnen diese neidlose Begeisterung!"

„Ja, sehen Sie — es ist recht sonderbar — Isolde hat es mir angethan. Ich glaube, daß ich in ihrer Nähe zum erstenmal in meinem Leben wirklich gut und liebenswürdig gewesen bin. Ich bin anders geartet als Isolde, ich kann nie so ein Wesen werden, in welchem, wie in ihr, die innigste Naturwahrheit mit dem lautersten Idealismus verschmilzt; meine Art und Weise, das Leben zu nehmen und zu behandeln, meine Wege müssen andere sein, aber dennoch hat es mir bis in das innerste Herz hinein wohlgethan, daß ich Isolde's Zuneigung gewann .... Man kann nicht unwahr sein ihr gegenüber. Ich habe ihr unsere ganze Geschichte erzählt, selbst das nächtliche Abenteuer auf dem See nicht ausgenommen; aber Sie brauchen deshalb nicht zu erschrecken, mein Freund, denn ich konnte ja Isolden mit voller Wahrheit sagen, daß Sie ihr nur auf Momente und nur mit den Augen oder allenfalls noch mit den Lippen, nie aber mit dem Herzen treulos gewesen."

„Und was sagte sie dazu?"

„Sie war doch tief ergriffen, trotz all ihrer edlen Gefaßtheit. Aber dann sagte sie mit ihrem süßen Lächeln: »Wenn ich Michel Hellmuth gewesen wäre, so würde ich auch mein Leben daran gesetzt haben, Dich den Fluthen zu entreißen und mich von Dir zum Danke küssen zu lassen.«"

„Gesegnet sei sie für solche Milde und Huld!"

„Ja, sie sei es! . . . Sehen Sie, mein Freund, Isolde's Liebe ist so eine wie jene, von der im Hohenliede geschrieben steht, daß sie stärker sei als Tod und Hölle . . . In jener

Stunde habe ich Ihnen verziehen, Michel, und das bitterzornige Gefühl verschmähter Neigung wich dem Wunsche, dem Geliebten Isolde's von Rothenfluh wenigstens als Freundin nahe zu stehen!"

„Gesegnet seien auch Sie für solche Großmuth!"

„Ja, warten Sie — ich glaube fast, ein Funke, wenn auch nur ein kleiner Funke von Isolde's Wahrhaftigkeit ist auf mich übergegangen — meine Resignation war nicht so ganz selbstsuchtslos, wie sie im ersten Augenblick erscheinen könnte .... Ihr Jugendfreund, der Freiherr von Rothenfluh, hatte einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht —"

„Und doch deuteten Sie vorhin an, daß Sie ihn für einen großen Sünder halten?"

„Was thut das? Ich frage nicht nach seiner Vergangenheit, oder vielmehr, ich könnte ihn, so bizarr das auch klingen mag, gerade um dieser seiner Vergangenheit willen lieben ... So bin ich nun einmal, und Ihnen, dem Freunde, darf ich sagen, daß ich so bin ... Ich habe immer eine Schwäche für die Helden Byron's gehabt, vor denen die gespreizte Tugendlichkeit und die dumme Prüderie öffentlich ein Kreuz schlägt, während sie im Geheimen dieselben doch sehr interessant findet. Sehen Sie, ich bin keine Heuchlerin, und wenn ich kokettire, so thue ich es wenigstens mit Bewußtsein, nicht bloß aus Dummheit oder Gemeinheit wie so viele Andere ... Ja, ich habe eine Passion für diesen schönen Sünder, Ihren Jugendfreund. Möglich, daß die Passion sich zur Leidenschaft potenzirt. Er erscheint mir wie der Giaur oder wie Lara und dann — der Freiherr von Rothenfluh kann mich mit Hülfe von meines Vaters Geld in eine gesellschaftliche Stellung bringen, die meiner Neigung für Lust, Glanz, Zerstreuung und Intrigue entspricht ... Da haben Sie die ganze Beichte von Julie Kippling. Und nun — Herr von Rothenfluh wird durch meinen Bruder zu dem Maskenball der Söhne Mammons geführt werden und so wissen Sie, warum auch ich dabei sein will. Wollen Sie mir zur Erfüllung meines Wunsches verhelfen?"

„Ich werde mein Möglichstes thun.“

„Gut. Geben Sie mir morgen oder spätestens übermorgen nach Tisch einen Wink, wie weit Sie mit Herrn Bürger sind, der aber, wohlverstanden! nichts von meiner Absicht wissen soll. Ueber das Weitere werde ich Sie dann bei guter Zeit verständigen.“

„Ich werde Ihrer Befehle harren,“ sagte ich und verbeugte mich zum Abschied.

Sie reichte mir aber die Hand, und als ich dieselbe einen Augenblick festhielt, neigte sie sich lächelnd zu mir, bot mir den rosigen Mund und sagte:

„Da nimm! . . . So, das wäre der erste Freundschaftskuß gewesen und er soll überhaupt unser vorletzter Kuß sein. Den letzten geb' ich Dir am Vorabend von Deinem oder meinem Hochzeitstag.“

Sechstes Kapitel.

Eine Nacht im Tempel Mammons. — Der Ballsaal. — Die Furlana. — Das Mahl. — Das Blüthenlabyrinth. — Ein Schreckensschrei. — Lara der Zweite. — „Jetzt lieb' ich ihn.“

„Ihr werdet also morgen reisen?“ sagte Herr Bürger zu mir, als wir am Montag Abend das Comptoir mitsammen verließen.

„In aller Frühe,“ erwiderte ich. „Der Herr Oberst meint, ich könnte kaum schnell genug den Rhein hinunter und nach England hinüber kommen. Wenn ich meine Geschäfte in London und Liverpool abgemacht, gehe ich, wie Ihr wißt, nach Paris.“

„Nun, da rath' ich, verliebt Euch zum Trost in eine hübsche Grisette oder Lorette — 's ist Alles eins. Hier ist's mit Euren

Aussichten in der Liebe doch zu Ende. Man will Euch für 'ne Weile forthaben — 's ist kla—ar. Ihr seid unbequem. Und doch will, hör' ich, der abgewirthschaftete Freiherr morgen oder übermorgen ebenfalls abreisen. Freilich soll er bald wiederkommen und dann wird Hochzeit oder wenigstens Verlobung sein. Fräulein Kippling wird ihre Rolle als Freifrau ganz prächtig spielen — verlaßt Euch drauf!"

„Ich zweifle nicht im Geringsten daran, lieber Freund. Aber was geht denn diese ganze Geschichte uns Beide an?"

„Rechne, da habt Ihr Recht, wenigstens was mich betrifft. Könnte nicht sagen, was mich daran interessiren sollte, wenn nicht allenfalls der Umstand, daß vermöge dieses schönen Ehebundes zwischen Geburtsadel und Geldaristokratie die Goldfüchse von Gottlieb Kippling, die ich doch zu einem guten Theil so zu sagen auch mit einfangen half, zu allen Teufeln gehen werden — 's ist kla—ar. Uebrigens, was wollen wir heut' Abend mitsammen anfangen? Rechne, wir stechen 'ne Flasche aus auf's Wohl der Dummheit, welche die Welt regiert."

„Thut mir leid, daß ich Euch nicht Gesellschaft leisten kann. Ihr vergeßt, daß Ihr mich freundschaftlichst in den Stand setztet, den Mysterien der Söhne Mammons anzuwohnen."

„Mysterien? Firlefanz! Alberne Masken — verrücktes Getanze — Schwitzen — spätes Souper, woran man sich den Magen verdirbt — schließlich wahrscheinlich 'ne dumme Verkältung. Ihr wollt also in allem Ernst die einfältige Schnurre mitmachen?"

„In allem Ernste."

„Glück zu! Jugend hat nicht Tugend — alte Geschichte . . . 's ist kla—ar. Rechne, will derweil im Aristophanes lesen gehn. Liegt 'ne Art von Beruhigung darin, von dem alten Grazienschlingel sich erzählen zu lassen, daß die Menschheit vor dreiundzwanzighundert Jahren gerade schon so lumpig gewesen wie heutzutage." — — —

Die Musik schmetterte schon vom Ballsaale her, als ich,

nach in dem Vestibule abgemachten Förmlichkeiten, meine Begleiterin nach der Damengarderobe führte. Nachdem sie sich dort der bergenden Hülle entledigt hatte und wieder herauskam, sah ich, daß sie das malerische Kostüm einer Sevillanischen Zingala trug. Und wie trug sie es! Mit einer künstlerischen Vollendung, die reizender war als alle die Pracht des reichen Juwelenschmuckes, von welchem diese „eine Million schwere" Zigeunerin funkelte. Eine fein gemalte Charaktermaske verhüllte ihre Züge vollständig, aber aus den Augenhöhlen der Maske blitzte ein wahrhaft andalusisches Feuer.

Ich hatte denn doch Ursache, mich daran zu erinnern, daß ich der Freund und nur der Freund von Julie Kippling sei, als sich das herrliche Geschöpf traulich an meinen Arm hing.

Das ganze von Außen unansehnliche und wie vernachlässigt aussehende Haus strahlte in seinem Innern von blendender Beleuchtung und seine ganze Einrichtung zeugte von raffinirter Ueppigkeit. In der That, man sah auf Schritt und Tritt, daß hier „Söhne Mammons" ihre Feste feierten. Alles war reich, nicht ohne Geschmack, aber jeder höheren Weihe bar. Der Materialismus hatte dem Ganzen sein Gepräge aufgedrückt: die Kunst war hier zur Sklavin des sinnlichen Reizes entwürdigt.

Unser Weg führte durch eine Säulenhalle, in deren Mitte auf altarähnlichem Piedestal die vergoldete Bildsäule des Gottes stand. Mammon war dargestellt als ein nackter Jüngling von schwellender Gliederpracht, aber das üppige Lächeln seines Mundes war mehr ein faunisches Schmunzeln. In der Rechten hielt er ein umgekehrtes Füllhorn, aus welchem ein Goldregen zu strömen schien. In einer Schale zu den Füßen der Statue brannte duftendes Rauchwerk.

Wir gingen vorüber und betraten das weite, vom buntesten Maskengedränge volle Rund des Ballsaals, dessen Wände mit Fresken geschmückt waren, die üppigsten Scenen der griechischen Mythologie darstellend. In dem großen Gemälde, welches den Plafond einnahm und eine Gruppe von Satyrn und Nymphen

schauen ließ, steigerte sich die Lascivität zu wahrhaft aretinischer Frechheit.

Ich fühlte unter meiner Halbmaske die Stirne vor Scham brennen und hätte mit Heine's Rabbi von Bacharach zu meiner Begleiterin sagen mögen: „Schlage die Augen nieder, schöne Sara!“

Nein, es war unmöglich, daß Julie Kippling eine Ahnung davon gehabt hatte, wie es im Innern von Mammons Tempel aussah.

Ihr Arm zitterte in dem meinigen und sie flüsterte mir zu:

„Mein Freund, hier ist es nicht geheuer. Die Gesellschaft muß eine sehr gemischte sein. Aber wir sind einmal da. Tanzen wir!“

Während wir zur Polka antraten, hörte ich eine schleppende Stimme, in welcher das Organ von Herrn Theodor Kippling nicht zu verkennen war, in meinem Rücken sagen:

„Sieh' mal die prächtige Zigeunerin!“

Ich wandte den Kopf und erblickte einen Kosaken, der neben einem Tscherkessen stand, dessen hohe, schlanke Gestalt mir den Freiherrn von Rothenfluh verrieth.

Nachdem wir einige Touren getanzt, intonirte die auf einer dicht vergitterten Galerie befindliche Musik eine fremdartige Tanzmelodie. Die Tänzerpaare standen ungewiß und eins nach dem anderen zog sich an die Wände des Saales zurück, so daß in der Mitte ein großer freier Raum entstand.

„Das ist ja die Melodie der Furlana,“ sagte Julie. „Kennen Sie diesen Tanz?“

„Ich sah ihn zu Venedig, würde aber eine sehr ungeschickte Figur dabei machen.“

„Was thäte das? Versuchen wir's doch einmal.“

Sie ließ meinen Arm los und schwebte dahin. Ich zögerte, mich durch ungeschickte Sprünge lächerlich zu machen, hatte aber das nicht zu befürchten, denn ein Anderer nahm statt meiner die Herausforderung der schönen Zingala an.

Der Tscherkesse glitt in den Kreis und die Zigeunerin hatte einen würdigen Partner gefunden.

Man konnte nichts Graziöseres sehen, als die raschen Windungen des Paares — dieses Locken, Fliehen, Haschen, diese getanzte Koketterie.

Ich weiß nicht, welcher Berliner Phantast einmal von irgend einer Tänzerin gesagt hat, sie tanze Goethe; aber so viel ist sicher, hier wurde in reizender Weise eine venetianische Intrigue getanzt.

Der Kosak stand in der Zuschauermenge hart neben mir.

„Est-il possible?“ murmelte er unter seiner Maske. „Aber es kann nicht sein. Wie käme die hierher? Und doch —“

Plötzlich wandte er sich zu mir mit der Frage:

„Wo hast Du diese Zigeunerin aufgelesen, edler Domino?“

„Im Zingaliquartier zu Sevilla,“ erwiderte ich mit verstellter Stimme und kehrte mich ab.

Die Furlana war zu Ende und ein tobendes Beifallsrufen brach los. Ich erblickte die Zigeunerin am Arme des Tscherkessen und konnte leicht merken, daß meine Rolle als cavaliere servente von Fräulein Kippling vor der Hand zu Ende sei.

Der Ball nahm seinen Fortgang. Berthold und Julie tanzten unzertrennlich und ich setzte meine Beine wie die Anderen in Bewegung. Da mich aber die Manieren meiner Tänzerinnen allzu deutlich wahrnehmen ließen, daß die Gesellschaft in der That eine sehr gemischte sei, war ich der Sache schon lange überdrüssig geworden, als eine Trompetenfanfare das Signal zum Souper gab.

Die Flügelthüren eines zweiten Prachtsaals sprangen auf und eine schwelgerisch zugerüstete Tafel lud die Gäste zu den Genüssen des Gaumens.

Der Kosak führte irgend eine mythologisch maskirte oder eigentlich mit Ausnahme ihrer Halbmaske vor dem Gesicht, demaskirte Schöne zu Tische, der Tscherkesse nahm neben der

Zingala Platz und so ordnete sich die zahlreiche Tafelrunde nach Lust und Laune.

Das Mahl war so üppig wie hier Alles und das sinnliche Raffinement erstreckte sich bis auf das Dienstpersonal. Denn nicht von Kellnern oder Lakaien wurden die Söhne Mammons bei Tische bedient, sondern von hübschen Mädchen in altgriechischer Tracht, so wie diese zur Zeit des Directoriums in den Pariser Salons getragen worden war.

Diesem von blendenden Gasflammen überströmten farbenbunten Wirrwarr von Luxus und Frivolität verliehen die Halbmasken, welche mit fast alleiniger Ausnahme der Zigeunerin die Tischgenossen durchgehends trugen, einen gewissen poetischen Reiz. Man konnte sich unter diesem funkelnden Tafelgeschmeide, diesen Blumenkränzen, diesen perlenden Weinen, diesen Schenkinnen, unter all diesem Gewirr flüsternder und lachender Frauenstimmen zu einem Maskenfeste der alten Lagunenstadt zur Zeit ihrer üppigsten Nächte zurückversetzt glauben.

Als schon die Becher schneller kreisten und die Tischrede schon in nicht immer sehr feinen Neckereien, Witzen und Scherzen sich erging, erhob sich der Oberpriester des Tempels und brachte in Form frecher Travestie einer Gebetsformel dem Gott Mammon Huldigung und Libation dar. Die Musik blies Tusch und sofort stimmte ein unsichtbarer Sängerchor jenen Hymnus des Materialismus an, welchen Emanuel Geibel — ach, in ganz anderer Absicht — gedichtet hat:

Laßt Andre beten, Andre fasten!
Für unsre Stirn der Freude Kranz!
Uns führen hunderttausend Masten
Die Götter her: Genuß und Glanz.
Es schafft die Welt an allen Enden
Für unser Fest mit tausend Händen,
Die Wahl des Köstlichsten ist schwer;
Die Hügel zollen süße Weine,
Die Berge geben Gold und Steine
Und seine Perlen giebt das Meer.

Drum laßt uns keinen König neiden;
Für ihn die Macht, für uns die Lust!
Mag er in Waffenschmuck sich kleiden,
In Seiden weicher schläft die Brust.
Mag er um Schweiß sich Ruhm erkaufen;
Was frommt ihm, wenn die Zeit verlaufen,
Der Lorbeerkranz, der Throne Sturz?
Wir wollen, wo die Tafeln brechen,
Den ros'gen Augenblick verzechen;
Das Grab ist schwarz, das Leben kurz.

Und schafft Musik zum reichen Tische!
Sie fluthe halbgehört dahin
Und wie ein kühlend Grab erfrische
Verhallend sie den heißen Sinn.
Wie lieblich ist's, ihr nachzuträumen,
Wenn in den bildervollen Räumen
Sich Kerzenglanz und Mondlicht mischt,
Und wenn dazu in schäum'gen Strahlen
In weite rothkrystallne Schalen
Aufperlend der Champagner zischt!

Und laßt's an Mädchen, laßt's an losen
Schenkinnen uns gebrechen nie;
Sie sind des Freudengartens Rosen,
Sie sind des Festes Poesie.
Zwei dunkle, wollustfeuchte Augen,
Zwei frische Kirschenlippen taugen
Mehr als ein schwer Gespräch zur Lust;
Die Schönheit bleibt des Lebens Giebel
Und schöner als die schwarze Bibel
Ist einer Dirne weiße Brust.

Das Lied verhallte. Vom Tanzsaal herein lockte die schmeichelnde Weise eines Wiener Walzers und die Tafelrunde brach tumultuarisch auf, um sich wieder in den Tanz zu stürzen, welcher immer entschiedener die Miene annahm, jene Grenzlinie zu überschreiten, wo der Ball aufhört und die Orgie beginnt.

Von dem Säulengange aus, welcher um den Saal herlief, sah ich noch eine Weile dem Getümmel zu und suchte mit den

Augen in dem wilden Gewoge vergebens die Gestalten des Tscherkessen und der Zingala. Ich wäre gern weggegangen; allein ich hatte ja mit Fräulein Kippling verabredet, sie zu einer bestimmten Zeit an der Thüre der Garderobe zu treffen, um sie nach Hause zu bringen, und die Stunde war noch nicht da.

Müde des Lärms, trat ich aus dem Säulengange rückwärts in eine Art Wintergarten, der in labyrinthischen Windungen weit in die Ferne zu streben schien. Ich schritt in die grünen Gänge hinein. Da plätscherten Springbrunnen, da entfalteten exotische Pflanzen ihre Prachtblüthendolden, da gab es versteckte Lauben, verschwiegene Moosbänke und lauschige Grotten. Ein gedämpftes, magisches Licht dämmerte über diesem üppigen Blüthenlabyrinth und die Töne der Musik drüben hatten hier ihre Grellheit verloren. Es war still und einsam in dem grünen Asyl. Nur da und dort flatterte eine leichte Mädchengestalt oder huschte ein zärtliches Pärchen an mir vorüber.

Ich setzte mich auf eine Moosbank, blies den Rauch meiner Cigarre vor mich hin und überließ mich den Betrachtungen, welche das Fest in mir rege gemacht hatte.

Da, mit einmal, unterbrach ein furchtbarer Schrei von seitwärts her meine Träumerei — ein Schrei, wie von einem Manne in höchster Todesnoth ausgestoßen.

Ich sprang auf und wandte mich der Richtung zu, woher der Schrei erschollen — da sah ich Julie auf mich zueilen, die Maske in der Hand, todtenblaß, die Augen wie vor Entsetzen weit geöffnet.

„Zu Hülfe, Michel!" preßte sie hervor. „Zu Hülfe! Er ist rasend!"

Sie ergriff meine Hand und riß mich mit sich fort. Aber wir hatten kaum einige Schritte gemacht, als dicht vor uns abermals der furchtbare Schrei erscholl.

Er kam aus dem Munde Berthold's, welcher den gewundenen Weg durch das Buschwerk daherschritt oder vielmehr daherwankte, taumelte.

Sein Blick war schrecklich.

Maske und Tscherkessenhelm waren ihm entfallen und wirr hingen ihm die Haare um die eingesunkenen Schläfe — nein, sie hingen nicht, sie starrten hinaus und hinauf und auch der lange Schnurrbart war aufwärts gesträubt. Aschfahl das Gesicht, Schaum vor dem Munde, der Blick der blutunterlaufenen Augen gläsern, grausenhaft stier in's Leere gerichtet, die Brauen so krampfhaft wild zusammengezogen, daß die schwarze Furche zwischen denselben bis an's Ende der Stirne hinaufreichte. Die linke Hand krampfhaft in die Falten des Panzerhemdes seiner Charaktermaske verkrallt, hielt er in der rechten seinen entblößten Krummsäbel und focht damit wüthend in der Luft herum, wie gegen einen unsichtbaren Feind.

Er ließ den schrecklichen Schrei nicht wieder hören, aber stoßweise kamen die Worte aus seinem Munde:

„Hinweg! Hinweg! ... Oder stehe mir endlich einmal! ... Hier ist meine Brust ... Dein Gewehr ... Leg' an! ... Ha, Du fliehst ..."

„Wie kam das?" raunte ich der Zigeunerin zu.

„Weiß ich es?" versetzte sie. „Es kam wie der Blitz, plötzlich und entsetzlich .... Aber um des Himmels willen, fassen Sie den Unglücklichen! Man kommt."

Der arme Nachtwandler — dies von Berthold bei unserem neulichen Wiedersehen hingeworfene Wort schien das Räthsel zu lösen — war nur noch einige Schritte von uns entfernt. Ich unterlief ihn, wand ihm die Waffe aus der Hand und faßte ihn fest um den Leib.

Seine ganze Gestalt erzitterte und brach dann in meinen Armen zusammen.

Eine Menge Masken stürzten herbei, an ihrer Spitze der Kosak.

Die Zingala war verschwunden.

„Was giebt es denn da?" fragte Herr Theodor Kippling.

„Einen Kranken," entgegnete ich.

„Nein, ich bin schon wieder gesund," sagte Berthold, indem er sich straff an mir aufrichtete.

Er strich sich mit der Hand über die Augen und das Blut kehrte in sein Gesicht zurück.

„Ein dummer Schwindel oder Krampf, wie er mich zuweilen anwandelt," murmelte er . . . „Haben Sie Dank, mein Herr," fügte er dann hinzu, mich flüchtig grüßend, da ihn meine Maske hinderte, mich zu erkennen, und schritt hinweg.

Herr Rippling folgte ihm und ich ging, die Zingala aufzusuchen.

Sie harrte, mit wieder vorgesteckter Maske, in dem Säulengange meiner.

„Er hat sich völlig erholt," sagte ich.

„Ich weiß es," versetzte sie. „Ich sah ihn wieder in den Saal kommen. Aber was mich betrifft, so habe ich an den Festen der Söhne Mammons ein- für allemal genug und will heim."

Während wir in dem von mir bestellten Wagen an dem Flusse hinauf, dann durch die ganze Länge der Stadt fuhren, blieb Julie stumm. Auch als wir den Wagen verlassen hatten und durch ein Seitenpförtchen, wozu sie den Schlüssel bei sich trug, in den Rippling'schen Garten schlüpften, ging sie schweigend neben mir her, bis wir uns an der Ecke des großen Gewächshauses trennten. Da reichte sie mir die Hand und sagte leise:

„Es war ein schreckliches Abenteuer. So Furchtbares habe ich nie erlebt. So muß Lara ausgesehen haben, wenn ihn zu Mitternacht das geheimnißvolle Entsetzen faßte . . . . Was es sein mag? Ein finsteres Geheimniß vielleicht, ein Unglück jedenfalls . . . Ich glaube, jetzt lieb' ich ihn! . . . Sie, Hellmuth, Sie sind kein Lara, aber ein treuer Freund sind Sie . . . . Gute Nacht! Auf fröhliches Wiedersehen!"

Sechstes Buch.

Mammon auf dem Dorfe.

Erstes Kapitel.

Eine Erinnerung an Wolfgang den Großen. — Die Rast am Waldsaum. — Mammon in Lederhosen. — Ein oberländer Bauerbursch und sein „Schätzle". — „Sie konnten zusammen nicht kommen."

Es wohlet einem Deutschen doch, wenn er die Kreidehügel und Lehmhüttendörfer der Champagne und die Bergkämme der Vogesen hinter sich und den Straßburger Münsterthurm als Wegzeiger durch das fruchtbare Elsaß vor sich hat. Man hört doch wieder Laute, die ganz anders klingen als das widerwärtige Genäsel und Geschnarre, welches mich in der letzten Zeit umschwirrt hatte. Im Uebrigen sind die Elsässer ein ziemlich unerquickliches Volk, nicht mehr recht deutsch und noch lange nicht französisch; dabei stark mit Jüdischem versetzt. Am meisten Treue gegen die angestammte Nationalität hat die Stadt Straßburg bewahrt. Wenigstens die Mittelklasse ist dort noch ganz deutsch. Die „höheren" Klassen machen es wie viele ihrer Standesgenossen am rechten Rheinufer: sie sprechen sehr schlechtes Französisch und halten das für vornehm.*)

*) Als diese Zeilen im Jahre 1857 niedergeschrieben wurden, konnte wohl kein Mensch ahnen, daß schon nach vierzehn Jahren das vordem mittels schnödestem Unrechts und infamster Tücke Deutschland entrissene Elsaß wiederum für das ruhmvoll erneute deutsche Reich zurückerworben sein würde. Die Hoffnung jedoch auf eine dereinstige Erlösung aus der welsch-babylonischen Gefangenschaft und auf eine Rückkehr in's Daheim der Mutter Germania war in einer kleinen, aber edlen Schaar treudeutscher Elsässer nie erloschen und wurde innerhalb dieser Schaar das

Fest entschlossen, wenigstens einen Monat lang ganz mir selbst anzugehören, wollte ich leiblich und geistig dieser Ferien genießen und ging daher in der alten Reichsstadt und ihrer Umgebung den Spuren Goethe's nach. Ich halte dafür, daß die Straßburger Partie in Wahrheit und Dichtung mit zu dem Reizendsten gehört, was der Meister geschrieben. Hier wurde das Nachgefühl einer schönen Zeit so mächtig in ihm, daß es den steifleinenen Geheimrathsaplomb, welcher manche Partie der berühmten Selbstbiographie unerquicklich genug macht, siegreich durchbrach. Ich pilgerte auch nach Sesenheim hinüber, wo Goethe die glücklichsten Stunden seines Lebens verlebt hat. Wenn man sich jene anmuthigen Scenen eines idyllischen Glückes vergegenwärtigt, könnte einen wohl der Zweifel beschleichen, ob in unserer hastigen Dampfkesselzeit so ein Glück überhaupt noch möglich sei . . . . Schöne Friederike Brion, der Genius hat

---

Deutschthum durch Dichter und Gelehrte mit wahrhaft rührender Pietät gepflegt, während im Volke, insbesondere wo dasselbe nicht mit verwelschtem vornehmen und gemeinen Fabrikpöbel versetzt war, die deutschnationalen Ueberlieferungen in Gestalt und Sprache, Sage und Sitte still fortlebten. Mitunter schlug wohl auch inmitten der mit aller List und aller Gewalt betriebenen Verfranzosung ein deutscher Ton und Klang auf, welcher dem Glauben, Lieben und Hoffen der ihrer nationalen Pflicht treugebliebenen Elsässer ergreifenden Ausdruck gab. Dies geschah z. B. in den Liedern von Karl Hackenschmied mit einer wahrhaft prophetischen Zukunftsahnung. Als zu Ende Junis 1859 das Straßburger Münster zur Feier der Schlacht von Solferino mit französischen Fahnen geschmückt war, schrieb Hackenschmied angesichts dieser Dekoration die Strophe:

Ei, so weht nur, welsche Fahnen!
  Aus der Nacht entspringt der Tag,
Wo empor der deutsche Adler
  Sich erhebt mit mächt'gem Schlag;
Wo er schlägt die starken Krallen
  In des Domes Felsenkleid
Und verkündet siegesjubelnd
  Deutschlands neue Herrlichkeit!

Note zur 8. Aufl. v. J. 1872.

dafür gesorgt, daß ein Schatten deiner anmuthigen Erscheinung noch immer auf den Fluren deiner ländlichen Heimath weilt. Auch ich sah dich noch dort in deinem „kurzen, weißen, runden Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, im knappen Mieder und in der schwarzen Taffetschürze, leicht und schlank, als wenn du nichts an dir zu tragen hättest." Später hattest du an deinem verlassenen Herzen gewiß schwer genug zu tragen. Arme Friederike Brion! Dein erlauchter Geliebter hat dir den Kranz der Unsterblichkeit um die Stirne gelegt, aber was dieser Kranz dich gekostet, das hat er nicht gesagt. Arme Friederike! Schade, daß du nur eine einfache Landpfarrerstochter und in der Mythologie nicht sehr bewandert warst. Du hättest sonst zum Voraus gewußt, was die Töchter der Erde zu erfahren haben, wenn sie von Göttern geliebt werden.

Nach Wolfgangs des Großen Vorgang wollte ich dann auch am Straßburger Münster wieder einmal „deutsche Art und Kunst" studiren. Aber ich weiß nicht, als ich droben auf der Münsterterrasse stand, schauten die tannengrünen Schwarzwaldberge so anheimelnd herüber, daß ich denselben ohne weiteren Verzug entgegeneilte, beflügelten Fußes. Und dieser Ausdruck ist wörtlich zu nehmen, denn ich reiste wieder einmal wie ein Student, das heißt wie ein Student aus meiner Zeit. So durchwanderte ich den alten Schwarzwald und den schönen Hegau und schlenderte das reizvolle obere Donauthal hinab, dem fruchtreichen Oberland entgegen. Ich wollte ja nach Frohdorf, wo mein geliebter Fabian, wie er mir in seinem letzten Briefe triumphirend gemeldet hatte, Pfarrer geworden war, und freute mich ganz unbändig darauf, den Jugendfreund, das treue, gute, duldsame Bruderherz endlich wiederzusehen.

Es war gerade

. . . . die üppige Zeit,
Wo alles so schweigend glüht und blüht,
Wo des Sommers stolzirende Herrlichkeit
Langsam durch die schwelgenden Lande zieht.

Ja, sie glühte wollüstig in der Umarmung des lachenden Himmels, die ewig junge Mutter Erde. Die Sonne, wenn auch im Westen allmählich an der stahlblauen Kuppel hinabsteigend, warf noch immer liebeheiße Strahlen über die weiten, erntereifen Fruchtgelände hin. Kein Lüftchen regte sich und brütende Schwüle lag über der Gegend. Ich hatte mich müde gegangen. Ein Gehölz am Wege bot erwünschten Schatten. Ich warf mich hinter dem ersten besten Busch des Waldsaums in's kühle Moos, schob mir die Reisetasche unter den Kopf und sank bald in tiefen Schlaf.

So mochte ich einige Stunden geschlafen haben, als mich der Schall von Menschenstimmen weckte. Ich hob den Kopf und sah durch das Buschwerk hindurch zwei Männer den Waldweg heraufkommen, von denen der Eine heftig redete und gestikulirte, während der Andere ihn beschwichtigen zu wollen schien.

Der Heftige war ein langer Mann mit einem respektablen Bauche, fest und breit auftretend, mit einem äußerst wohlgenährten, rothen Gesicht. Sein an den Schläfen ergrautes Haar war kurz geschoren und von einem runden Fuhrmannshut bedeckt, dessen Band durch eine große silberne Schnalle zusammengehalten wurde. Er trug bis an die Kniee reichende Stiefel, schwarze Lederhosen, eine schwarze Sammetweste mit schweren Silberknöpfen und einen dunkelblauen Tuchrock mit sehr langen Schößen und stehendem Kragen. Aus seiner schwarzseidenen Halsbinde guckte ein weißes „Unterhalstuch" hervor. Im Knopfloch hatte er einen Rosmarinzweig stecken, was mir verrieth, daß er von einer Hochzeit herkam, und in der Rechten führte er einen langen, unten in einen natürlichen Knopf auslaufenden Stock, dessen Handgriff mit Silberdraht umwunden war. Der reiche oberländer Bauer war in Tracht und Gebahren dem Manne leicht anzusehen. Sein Begleiter war ganz gleich gekleidet, nur mit dem Unterschiede, daß man seinem Anzug anmerkte, er stehe auf der Leiter bäuerlicher Hierarchie etliche Sprossen tiefer als Jener.

„Mordsappermost!“ sagte der große Dicke polternd und stieß seinen Stock heftig auf den Boden. „Sag', was Du willst, Hanns Jörg, 's muß sein, wie ich's haben will. Gelt, ich hab' heut' dem Ding ein End' g'macht, hab' der Hau*) 'nen Stiel g'dreht, und am nächsten Samstag geht halt mein Jages**) mit's Luixebaurs Kätter***) zum Hairle****) — Punktum!“

„Nu, nu,“ entgegnete der Hanns Jörg, „ich sag' nit, daß 's Luixebaurs Kätter nit für Dein' Jages passen thät', aber denk' mir, der Jages will sie halt nit, und denk' mir, der Jages hat doch dazu auch was z' reden.“

„Muß sie wollen, die Kätter, muß. Meinst, ich woll' sein Lumpenmensch zur Söhnerin†) haben? Die käm' mir recht! Was, nichts als ein altes Lärvle im Vermögen und 'nen Bettelsack zur Aussteuer? Aber gelt, ich hab's ihr g'sagt? Mein Jages, wenn er ein rechter Kerle ist, wird sich jetzt wohl den G'lust vergehen lassen, noch zu der Vese††) zu gehen.“†††)

„Wer weiß? Und's Vesele ist eineweg ein brav's Mädle und, Sapperlot, ein hübsch Mädle — sell ist es — und, ja, denk' mir halt, Bronnenbaur, nichts für ungut, 's war halt nit recht, das arm' Ding so vor allen Leuten abz'kapiteln und fast z' schlagen. Was kann's denn dafür, daß es Deinem Jages gefallen thut?“

„Hanns Jörg, Du schwätzest, mit Verlaub, grad' so ung'schickt wie meine Bäuerin. Da heißt's allweil: 's Vesele ist ein brav's Mädle. Gang mir weg! 's ist von ihr und ihrer Alten nit brav, so 'nen Bursch wie meinen Jages einzuzeiseln.“††††)

*) Hacke.

**) Abkürzung des Namens Cyriak.

***) Abkürzung von Katharine.

****) Zum Hairle gehen, das heißt, sich verloben. Im Oberlande werden nämlich die Verlöbnisse im Pfarrhause abgeschlossen.

†) Schwiegertochter.

††) Vese, Vesele, Diminutiv von Genovefa.

†††) Zu einem Mädchen gehen, das heißt, in ein Mädchen verliebt sein, ihm den Hof machen.

††††) Einzeiseln, das ist locken, an sich locken.

„Denk' mir, 's ist nit so. War doch des Vefele's Mutter, die alt' Hanne, ihr Lebtag ein rechtschaffen Weibsbild. Niemand hat weder ihr noch ihrem Mädle Schlimmes nachg'sagt und, denk' mir, Bronnenbaur, ich könnt' mir's wohl noch denken, daß Dir zu unserer Zeit die Hanne auf und eben so g'fallen thun that, wie jetzt 's Vefele dem Jages."

„Pestilenz! Komm mir nicht mit dem, Hanns Jörg, sonst machst mich halt wild."

Mit diesen Worten gingen die beiden Männer an dem Buschwerk vorüber, hinter welchem ich lag, und bevor sie sich auf der Höhe des Weges verloren, hörte ich den Bronnenbauer noch sagen:

„Guck', Hanns Jörg, die G'schicht' ist jetzt 'rum. Hab' dem Jages heut' die Narretei g'wiß vertrieben. Gott straf' mich! Ist ja sonst ein g'scheidter Kerle, mein Jages, wenn er auch seine Mucken hat. Das Ding wird sich jetzt schon machen. Denk' Dir, ein Luixebaur giebt seiner Kätter gleich fünftausend baare blanke Gulden mit und in ein paar Jährle kriegt der Jages den ganzen Luixenhof; denn der Alt' wird's halt nit gar lang' mehr treiben, ist gar bresthaft, weißt? Heut' über drei Wochen ist Hochzeit, Alterle, und da wöll'n mer auch noch ein thun."*)

„Mammon in Lederhosen!" dachte ich, hatte aber nicht Zeit, über das mitangehörte Gespräch weitere Glossen zu machen, denn schon erschien, von der nämlichen Seite herkommend, von welcher der patzige Bronnenbauer und der mildere Hanns Jörg gekommen waren, eine neue Person auf dem Waldweg.

Ein Bauernbusch, in der Blüthe des Lebens stehend, schlank und hoch gewachsen wie eine Tanne, kam den Pfad herauf. Auch er war feiertäglich angethan. Von den mit großen silbernen

---

*) Einen thun, das heißt einen Tanz. Die oberländer Burschen fordern die Mädchen mit der stehenden Redensart zum Tanz auf: „Wöll' mer ein thun?"

Schnallen geschmückten Schuhen zogen schneeweiße Strümpfe über die Waden bis an die Kniee hinauf, um dort in prall anliegenden Lederhosen zu verschwinden. Ueber das lose umgeschlungene buntseidene Halstuch war der Hemdkragen weit zurückgeschlagen, eine scharlachrothe Weste mit einer engen Reihe von Silberknöpfen hüllte die breite Brust ein und über dieser Weste trug ihr Besitzer ein sehr kurzschößiges Wams von dunkelblauem Manchestersammet. Sein kurzgeschorenes braunes Haar bedeckte die eigenthümlich geformte, mit Goldzindeln und braunem Pelzwerk verbrämte grünsammetne Mütze, wie die Bauern des Oberlandes sie tragen. Eine breite, mit allerlei Zierrath versehene silberne Uhrkette, die ein gut Stück über das Beinkleid hinabbaumelte, und eine Pfeife, deren „Ulmer" Maserkopf mit einem hohen silbernen Beschläge versehen war und an deren Rohr eine enggehäkelte Silberkette hing, vollendeten den Sonntagsstaat des jungen Mannes, dessen hübschen, offenen Zügen eine Adlernase, unter welcher ein dunkler „Schnauz" sich brüstete, etwas Mannhaftes verlieh. Die straffe Haltung und der Gang des jungen Bauern ließen, zusammengehalten mit dem erwähnten Schnauz, vermuthen, daß das viereckige, „latschige" Gebahren, welches unsere bäuerliche Jugend oft genug verunstaltet, hier der militärischen Dressur gewichen sei.

Uebrigens war der Bursch augenscheinlich in großer Aufregung. Seine dunklen Augen rollten unstät, und helle Schweißtropfen rannen ihm von der gefurchten Stirne über die fieberhaft gerötheten Wangen herab. Bald stand er still und kehrte sich um, wie horchend, bald ging er wieder vorwärts, dumpf vor sich hinmurmelnd und große Wolken aus seiner Pfeife paffend. So war er meinem Verstecke schräg gegenüber gekommen, als er mitten auf dem Wege still stand, die Pfeife aus dem Munde nahm und sie dann, nachdem er einen Augenblick regungslos vor sich hingestarrt, mit einer heftigen Verwünschung zu Boden warf und mit einem Fußtritt das reiche Silberbeschläge zerquetschte. Dann stierte er einige Sekunden lang in die leere

5*

Luft und plötzlich sah ich zwei große Thränen aus seinen Augen rollen, hörte ihn einen schweren Seufzer ausstoßen und mit dem Sprung eines getroffenen Hirsches warf er sich auf der anderen Seite des Weges in das Dickicht.

„Am Ende ist das gar des Bronnenbauers Jages," dachte ich. Aber schon wurde meine Aufmerksamkeit abermals nach dem Wege hingezogen, auf welchem eine vierte Person erschien, diesmal eine weibliche.

Es war eins jener kräftigen Bauernmädchen von wirklich ländlich-untadelhafter Schönheit in Wuchs und Antlitz, wie sie mit ihren nußbraunen Haaren, klugen Rehaugen und Wangen „wie Milch und Blut" im Oberlande nicht allzu selten einem begegnen. Das Mädchen war sauber und sonntäglich angethan, aber doch deutete seine Sonntagshäs*) unverkennbar auf Armuth. Seine Radhaube war nicht silbern oder gar noch dazu vergoldet, wie die Hauben der reichen Bauerntöchter jener Gegend, und auf seinem Mieder bemerkte man nicht jenes Gewinde von silbernen Ketten, welches die hochbusige Brust derjenigen Oberländerinnen, welche „Batzen" haben, zu schmücken pflegt.

Langsam kam die ländliche Schöne den Weg herauf, am linken Arm den kleinen Korb, dessen Form einem der Länge nach in der Mitte zerschnittenen Ei ähnelt und ohne welchen man eine rechte Oberländerin selten außerhalb ihres Dorfes erblickt. Als sie sich näherte, bemerkte ich, daß sie eben erst aufgehört haben mußte, heftig zu weinen; denn ihre schönen Augen waren roth umrändert und sie fuhr von Zeit zu Zeit mit der umgekehrten Hand darüber, wie um eine zurückgebliebene Thräne wegzuwischen.

Plötzlich sah sie die mißhandelte Pfeife auf dem Boden liegen, lief hastig darauf zu, hob sie auf, betrachtete sie verwundert, erschrocken, zweifelvoll und sprach dann mit einer

---

*) Häs, das ist Kleidung.

Betonung, worin sich Frage und Ungewißheit, Bekümmerniß und Zärtlichkeit seltsam mischten, den Namen Jages aus.

Der Ausruf war so leise gewesen, daß ich ihn kaum verstehen konnte. Aber ein Anderer, der Bursch dort drüben in den Büschen, mußte ihn deutlich genug gehört haben. Mit einem Satz war er auf dem Wege, legte seine kräftigen Arme dem Mädchen auf die Schultern, zog es an sich und beugte sich schweigend zu ihm herab.

Das Mädchen seinerseits ließ bei der plötzlichen Erscheinung des Burschen die Arme zuerst schlaff an der Seite niederhängen, so daß Korb und Pfeife ihren Händen entfielen. Dann erhob sie ihren rechten Arm, umwand damit den linken des Burschen und richtete ihr hochgeröthetes Gesicht zu ihm auf.

So standen sie lange, ein schönes Paar, in der rothen Abendsonne und sahen sich schweigend in die Augen; aber diese redeten mit einander jene Sprache, welche man in der Maienzeit des Lebens versteht und später, ach, wie so manches Schönste, Beste, nur noch für eine Jugendthorheit will gelten lassen.

Endlich sagte der Bursch:

„Gelt Befele, bin heut' ein recht schlechter Kerle g'wesen? Was hast' von mir denken müssen, daß ich Dich so hab' stecken lassen? Aber guck', 's ist halt mein Vater, und — und —"

„O, Jages," erwiderte das Befele, sich bückend, um Korb und Pfeife aufzuheben, „Du hast nichts dafür können und ich hätt' halt sollen meiner Mutter folgen und nicht zu der Hochzeit gehen."

„Ja, justement um so schlechter war's von mir, weil ich's hab' haben wollen, daß Du hingangen bist. Und ich bin wie 'n rechter Tralle und Hundsfötter dag'standen und hab' mich nicht für Dich g'wehrt. Gelt, Du hast Dich g'wiß in d' Seel' 'nein für mich g'schämt."

„Warum denn? So ein arm' Mädle wie ich muß sich viel g'fallen lassen und was hättest denn sollen machen? Dein Vater, der will's nu' mal nicht haben, daß Du Bekannt-

schaft*) mit mir hast, und ich selber hab' Dir's ja schon hundertmal g'sagt, daß ich nicht für Dich passen thu'. 's Luixebaurs Kätter, die —"

Der Jages ließ sie nicht vollenden. Er fuhr heftig auf, um so heftiger, als ihn der Instinkt der Liebe in den letzten Worten des Vefele etwas wie Eifersucht ahnen ließ, rückte die Mütze zornig auf's Ohr und sagte überlaut:

„Gang mir zum Deuxel mit 's Luixebaurs Kätter, hätt' ich bald g'sagt. Dich will ich und sonst Keine. Du bist mein Schätzle und mein Schatz, Vefele. Aber Du wirst mich jetzund wohl nicht mehr wollen, he?"

Und halb flehend, halb zornig faßte er ihre Hand, wie um jenes Geständniß zu erpressen, das man in jungen Jahren nicht oft genug hören kann.

„Ich wohl, Jages," entgegnete das Mädchen naiv, „aber weißt ja, d' Leut' wollen's nicht und 's darf nicht sein. Ja, wenn Du nur ein armer Bursche wärest —"

„Wär' ich's nur!" unterbrach sie der Jages wieder heftig. „Aber ich will's dem Vater schon sagen, das will ich! Wenn ich gleich nicht vor allen Leuten mit ihm Händel anfangen mocht', so soll er's doch heut' noch zu hören kriegen, daß ich nicht so mit mir umgehen lasse und mit Dir. Will lieber beim nächsten besten Bäuerle als Knecht dienen, dann kann er sein Sach' geben, wem er will. Schaffen kann ich wie einer — und, kurzum, will's ihm heut' noch sagen."

„Gelt nicht?" bat Vefele. „Dein Vater hat trunken, weißt, und dann ist er gar hitzig und wild."

„Ei was! Ich kann auch wild werden, wenn's sein muß."

„Weiß wohl, aber denk' an Dein' Mutter. Und muß Dir sagen, Jages, 's thut kein gut nit, daß Du mein'twegen mit Deinem Vater Händel anhebst. Gelt, Du versprichst mir's, das nit z' thun?"

*) Bekanntschaft bedeutet im Oberländischen Liebschaft.

Sie ergriff die Hand des Widerstrebenden, der nach einigem Zaudern sagte: „Nu' ja, für heut' will ich Dir's versprechen, aber nur Dir z'lieb, weißt? und unter der Bedingung, daß Du mich lieb b'hältst und mir 'n Küßle giebst."

„Da!" sagte das Mädchen lächelnd und bot, sich auf die Zehen stellend, dem Geliebten ihren kirschrothen Mund dar. „Und jetzt," fuhr sie fort, „gang Du schnell heim. Ich mag nicht noch mal Aergerniß geben, wenn man uns bei einander sieht."

„Warum nicht gar! Meinst, ich lass' mir von 'nem Menschen, wenn's nit grad' mein Vater ist, im Bart kratzen? Sapperlot, jetzt grad' will ich Dich heimführen. 's ist noch Tag und alle Leut' im Dorf sollen sehen, daß Du halt mein Schatz bist und bleibst."

Mit diesen Worten zog er das Mädchen vorwärts. Aber nach wenigen Schritten machte sich Vefele sanft von ihm los und sagte:

„Sei brav, Jages, und folg' mir. Weißt, ich mein's gut. 's ist nit recht, Dein' Vater noch böser z' machen. Gang Du hübsch da links über den Bühel heim, ich will rechter Hand über d' Steinbruck abe gehen. Und, Jages, hör', sei gut mit Deinem Vater und vergiß nicht, z' unserem Herrgott z' beten. Der wird's schon mit uns machen, wie's am besten ist."

Der fromme, vertrauensvolle Ausdruck, welchen das Gesicht der Sprecherin bei den letzten Worten angenommen hatte, machte sie noch schöner und ich begriff unschwer, daß der Jages sie leidenschaftlich an seine Scharlachweste drückte und ihre Stirne und Wangen mit Küssen bedeckte. Hierauf sagte er:

„Guck' sieh, Du kannst halt mit mir machen, was Du willst. Ich will Dir folgen. Aber weißt, Vefele, wo ich Soldat worden bin, da hab' ich müssen ein' heiligen Eid auf d' Fahne schwören, und guck', grad' so ein Eid hab' ich vorhin im Stillen bei mir g'schworen, daß Du und keine Andere mein Weib sollst werden. Das merk' Dir, und jetzt gut' Nacht, Schätzle, und schlaf' wohl und grüß' mir Dein' Mutter."

Dies gesagt, entfernte er sich hastig und ohne umzublicken. Das Mädchen sah ihm nach, bis seine hohe Gestalt links am Waldsaum verschwunden war. Dann wandte sie sich rechtshin und ich sah ihre Lippen sich bewegen, als spräche sie ein stilles Gebet. Aber die Fassung, welche sie dem Geliebten gegenüber so gut zu bewahren gewußt, wich jetzt dem Ausbruche eines Schmerzes, welchen zu bewältigen sie sich weiter keine Mühe gab. Ihre Brust hob sich stürmisch, sie seufzte zu wiederholtenmalen laut auf und verschwand weinend hinter den Baumstämmen.

„Die alte Geschichte, ganz die alte Geschichte!“ sagte ich bei mir. „In der Stadt und auf dem Lande, in Palästen und Hütten immer dasselbe Drama, welches gewöhnlich als Lustspiel anhebt und so oft als Trauerspiel endigt.“

Ich griff nach meiner Cigarrenbüchse, und während ich mir einen Glimmstengel anbrannte, summte mir im Kopfe ein altes bekanntes Volkslied:

„Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief . . .“

Zweites Kapitel.

Prachtexemplar einer aussterbenden Menschenspecies. — Die traurige Geschichte vom Jages und vom Vefele. — Ein Dorf an der Donau. — „Der Herr Pfarr'.“

„Buon giorno, Signore! Datemi una cigaretta!“ sagte mit einmal eine etwas brüchige Baßstimme hinter mir.

Ich wandte mich überrascht um.

„Bon soir, Monsieur. Ayez bien la bonté, de me donner

un cigare!“ tönte es mir aus dem Munde einer äußerst langen und hageren Gestalt entgegen, welche in der einen Hand eine abgetragene Flachkappe, in der anderen eine sehr verrauchte Stummelpfeife hielt.

„Voilà, mon vieux,“ entgegnete ich und hielt ihm das Etui hin.

Er nahm ohne Umstände eine Cigarre heraus und gab mir die Büchse kratzfußend und mit den Worten zurück:

„Thousand thanks to you, Sir.“

„Wetter, lieber Mann,“ sagte ich, „wenn das so fortgeht, so bringt Ihr noch alle europäischen Sprachen vor. Seid Ihr vielleicht beim Kardinal Mezzofanti, der etliche dreißig Sprachen redete, in die Schule gegangen?“

„Nein, Herr,“ gab der hagere Veteran — denn als solchen kennzeichnete ihn das Vierteldutzend Medaillen, die er im Knopfloch hängen hatte — zur Antwort. „Weder bei einem Kardinal noch bei sonst einem der rothen oder schwarzen Vögel: hab' sie mein Lebtag nicht recht vertragen können. Aber man ist ein gut Stück in der Welt 'rumgekommen, Herr, und da bleibt da und dort ein Brocken an einem hängen.“

Mein neuer Bekannter war einer jener alten Knasterbärte, welche das ganze Kriegsgetümmel der Napoleon'schen Zeit mitgemacht hatten und dann, mit Narben bedeckt und auch wohl mit halb oder ganz erfrorenen Gliedern, endlich in ihre Heimath zurückgekommen waren, um in vielen Fällen als privilegirte Bettler die Geschichte ihrer Strapazen von Haus zu Haus zu tragen, wandernde Kriegsfibeln, die sich in das Friedensleben gar nicht mehr recht hinein zu finden wußten. Das hier in Rede stehende Exemplar dieser allmählich aussterbenden oder schon ausgestorbenen Menschenspecies war ein ältestes, aber ganz leiblich conservirtes. Als fünfzehnjähriger Junge war er seinem Vater, einem Wagner in Frohdorf, entlaufen und Trommelschläger bei den Kaiserlichen geworden. Am Rhein von den Franzosen gefangen, hatte er diese sehr lieben gelernt und in

ihren Reihen zunächst gegen die têtes quarrées von Vendéern, wie er sie nannte, gefochten. Dann, mit Bonaparte, nach Egypten gesegelt, machte er die Seeschlacht von Abukir mit und mußte, bei dieser Gelegenheit in die Hände der Engländer gefallen, diesen drei Jahre lang als Marinesoldat dienen. Nachdem er sich diesem unfreiwilligen Dienst in einem italischen Hafen durch eine kühne Flucht entzogen, stellte er sich wieder unter die Fahnen des kleinen Korporals, focht in den verschiedensten Ländern, sah den Brand von Moskau und mußte, nach der Schlacht bei Bautzen von den Preußen als Blessirter vom Schlachtfelde aufgelesen, nach nothdürftiger Heilung gegen seine geliebten Franzosen mit zu Felde ziehen, um, wie er sich ausdrückte — denn er hatte von seinen Feldzügen unter der republikanischen Fahne her höchst absonderliche, so zu sagen ganz abscheuliche Ideen im Kopfe behalten — „den Aristokraten und Pfaffen wieder zu ihrem Futter zu verhelfen". Nach dem zweiten Pariser Frieden in Gnaden verabschiedet, war er nach Frohdorf zurückgekommen, wo ihn Niemand mehr kannte, wo er aber das oben angedeutete Privilegium mit so vielem Humor auszubeuten wußte, daß er unter dem Namen des „Courage" ein sehr beliebter öffentlicher Charakter der ganzen Gegend geworden und geblieben war. Den angegebenen wunderlichen Namen hatte ihm seine Neigung eingetragen, sich bei jeder Gelegenheit französisch vernehmen zu lassen, oder wohl mehr noch seine Gewohnheit, das Wort courage häufig an's Ende seiner Sätze zu stellen, gleichsam als Tüpfelchen auf das i oder als Ausrufungszeichen. Im Uebrigen war er die beste Seele von der Welt, und da ich ihm beiläufig mittheilte, daß ich von Paris herkomme, waren wir bald ganz kordial mitsammen. Ich glaubte, sein weißer Schnurrbart wollte sich sträuben vor Freude bei der Entdeckung, wieder einmal einen Menschen vor sich zu haben, mit dem er von seinen Pariser Erinnerungen schwatzen konnte.

Nachdem er seiner Neugier, ob dies und das an der Seine immer noch so sei wie zu seiner Zeit, einigermaßen Genüge

gethan, fragte ich meinerseits, ob er mir Näheres über die Personen sagen könnte, welche ich vor dem Zusammentreffen mit ihm gesehen und die mein Interesse lebhaft erregt hatten. Ich hatte nicht nöthig, sehr weitläufig in meiner Beschreibung zu sein, denn er sagte sogleich:

„Sakristi, Sie haben den Jages und 's Befele gesehen? Ist's nicht ein hübsch Kind, une charmante fille? Und der Jages, hätte dürfen nur mal tüchtig Pulver riechen, um ein ganzer Kerl zu werden — courage! Wissen Sie, 's sind halt junges Blut und in einander verschossen. Er fast noch mehr als sie, wie's denn geht, wenn kein Krieg ist und die jungen Burschen Zeit haben, sich solches Larifarizeug in den Kopf zu setzen. War anders zu meiner Zeit, war allweil d' Welt voll Kriegstrubel und ließ einem der Kleine mit dem grauen Ueberrock nicht Zeit, sich in ein Weibsbild zu vergaffen, daß man drob schier krank werden mochte — courage!

„So viel ich von dieser Liebschaft sah, ist es eine traurige," sagte ich.

„Freilich, freilich. Er ist halt ein reicher Bursch und sie ein arm' Mädle. Er ist das einzige Kind des Bronnenbauers, von dem man sagt, er könne sein Haus mit Kronenthalern pflastern lassen, und 's Befele herentgegen ist die Tochter der alten Hanne, deren ganzes Vermögen in einem baufälligen alten Häusle, zwei alten Apfelbäumen, einer Geiß und einem Kartoffeläckerle besteht. D'rum meint der alte Bronnenbauer, die Leute passen nicht zusammen. Die alte Hanne ist brav und rechtschaffen und ihre Tochter nicht minder — courage! Muß es wissen, ich, denn die Hanne war Geschwisterkind mit meiner Mutter selig und hat als gutmüthige Base an mir gehandelt — so hat sie, Sakristi. Denn da ich alter Kriegsknecht heimkam und man mich von Gemeinde wegen zu allerlei Lumpengesindel in's Hirtenhaus einquartieren wollt', hat die Hanne gesagt: Nein, mein Vetter soll nicht in's Hirtenhaus, so lang' ich noch 'ne Herberg' hab'. So hat sie mich denn zu sich genommen und

sie und ihr braver Tone*) selig haben als rechte Freunde**) an mir gethan, und seit der Tone todt ist, hat mich 's Vefele lieb wie 'nen Vater — courage!"

„Wollt', ich wär' an Eurer Stelle, Alter."

„Dazu wären Sie doch wohl noch ein bisle zu jung," meinte der alte Soldat lächelnd. „Aber sehen Sie, es thut mir halt weh, daß das Mädle in die Liebschaft mit dem Jages hineing'rathen ist. 's Vefele, müssen Sie wissen, hat auf dem Bronnenhof als Magd gedient und 's konnte nicht fehlen, daß sie dem Jages gefiel und er ihr, denn der Jages ist, entre nous, ein hübscher und rechter Kerl, und grad' weil er so einer ist, hat er sich gegen 's Vefele nicht herausg'nommen, was hundert andere reiche Bauernsöhne gegen sie sich herausg'nommen hätten. Denn Sie müssen wissen, Herr, daß unsere Bauern gar nicht so ländlich sittlich sind, wie die Stadtleute meinen, sondern ländlich schändlich — courage! Ja, verdammt hochmüthige Canaillen sind's, Sakristi! Und hat der Sohn so eines großen Hofbauern einem armen Mädle eins aufgehängt, so läßt er es sitzen, sammt dem Balg, schwört sogar oftmals die Vaterschaft ab und heirathet durch die Bank nur eine, die Batzen hat. Hätt's der Jages auch so g'macht, der Bronnenbaur hätt' wohl gar noch sein' G'spaß dran g'habt, Gott straf' mich! Aber ist der Jages ein rechter Goldfasan unter diesen Mistfinken und 's Vefele auch ihrerseits nicht so Eine, wie deren g'nug bei uns herumlaufen — courage!"

„Ihr scheint nicht gar zu viel von der Tugend und Sittsamkeit Eurer Landsleute zu halten, lieber Freund."

„Nein, Herr. Glauben Sie mir, wenn man so an dreißig Jahre lang alle Haushaltungen der Gegend auswendig gelernt hat, so weiß man, was durchschnittlich an der ländlichen Un-

*) Anton.

**) Das heißt Verwandte. „Freundschaft" bedeutet im Oberländischen Verwandtschaft.

schuld und Gutmüthigkeit und Gemüthlichkeit, oder wie sonst all das Zeug heißen soll, eigentlich ist. Blutwenig, Herr, nicht der Rede werth — courage! Und gar vollends der Bauernstolz! Sag' Ihnen, Herr, 's giebt auf der weiten Welt nichts Widerwärtigeres als den Hochmuth eines Bauern, der Batzen hat."

„Da mögt Ihr nicht Unrecht haben. Mir fällt ein, daß ein munterer Poet einmal gesagt hat: Bauernstolz wälzt sich auf der Erde."

„Auf dem Mist hätte er sagen sollen — courage! Wüßten Sie nur, wie unflätig heut' der Bronnenbaur gegen das arme Vefele sich aufgeführt hat."

„Wie war denn das, Alter?"

„Ja, sehen Sie, als der Bronnenbauer merkte, daß der Jages nur redliche Absichten auf's Vefele hatte und daß des Jages sein' Mutter, die ein herzgutes Weibsbild ist, gar nichts dagegen hätte, 's Vefele zur Söhnerin z' kriegen, fing er ein Mordspektakel an und jagte 's Vefele aus dem Hause. Half aber nichts, denn Widerwärtigkeiten spornen verliebte Leute nur noch mehr an, sagt man. Da hat nun dem Vefele seine Kamerädin sich nach Göffingen drüben verheirathet und heute dort Hochzeit gehalten — 'ne mächtig große Hochzeit — und mußte 's Vefele auf besondere Einladung der Hochzeiterin auch dabei sein. Der Jages war auch da und der Bronnenbauer, weil sie zum Hochzeiter nahe Freund' sind. Gut, da tanzt nun halt der Jages natürlich allfort mit dem Vefele und hab' ich mit eigenen Ohren g'hört, wie die Leute auf dem Tanzboden zu einander sagten: Gucket, das gäb' wägerle ein schön's Pärle! Aber war da auch des Bronnenbauers Nachbar, der reich' Luixenbauer, mit seiner dicken Kätter, und die soll der Jages heirathen. Will aber halt nicht der Bursch — courage! Wie nun die Kätter sieht, daß der Jages, den sie mit Teufelsg'walt möcht', so mit dem Vefele scharmuzirt, wird sie fuchsteufelswild — wissen Sie, Herr, wie eben 's Weibervolk unter solchen Um-

ständen zu werden pflegt — ja, wird fuchsteufelswild, die Kätter, geht hin und stupft ihren Vater auf und der stupft den Bronnenbauer auf und der springt halt auf einmal wie b'sessen auf den Tanzboden, reißt den Jages vom Vefele weg und sagt dem armen Mädle alle Schand' und Spott. Gab halt da ein groß' Spektakel. Der Jages, sagten mir die Leut', hätte wollen über seinen Alten her und sich nur auf Zureden des Hochzeiters besser besonnen. Dann sei er fort. Nun müssen Sie halt wissen, Herr, daß hier herum keine Bauernhochzeit ganz ist, wenn nicht der Courage dabei. War also auch im Göffinger Wirthshaus, aber zum Unglück grad' in der untern Stub', als es droben losging. Als ich von der Sach' hörte, ging ich freilich schnell hinauf, um meinem Bäsle beizustehen. War aber die Geschicht' schon aus und war der Bronnenbauer schon fort und auch 's Vefele heim. Hatte sich jedennoch die Hochzeiterin, ein resolutes Weibsbild, rechtschaffen des Vefele angenommen. Sagten auch viele Leut', wie wüst das von dem Bronnenbauer gewesen, und wenn auch 's Vefele für den Jages z'arm sei, so sei es daneben doch ein brav's Mädle. — So ist das Ding. Soll aber dem Bronnenbauer nicht geschenkt sein, soll nicht, mort de ma vie! Will ihn schon kriegen, ja das werd' ich — courage!"

Während dieses Gespräches hatten wir den Wald durchmessen und einen jähen Hügel erstiegen. Droben angelangt, sahen wir das Donauthal unmittelbar vor uns liegen und hart am jenseitigen Ufer des Flusses Frohdorf.

Es verdient seinen Namen, so frohmüthig lag es da in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Der gelehrte Fabian behauptete freilich, man müßte eigentlich Frodorf sagen oder schreiben, nicht Frohdorf, denn vielfache Spuren wiesen darauf hin, daß der Ort ursprünglich dem altgermanischen Frühlings- und Liebesgott Fro zu Ehren benamset worden sei; allein das kann dem werthen Leser gerade so gleichgültig sein wie mir selber, und wir wollen daher bei der Schreibart Frohdorf bleiben. Hinter demselben erhebt sich eine mit Buchen und

Eichen bewaldete Hügelkette, und von einem Vorsprunge derselben starren die Trümmer einer jener Feudalburgen thalwärts, an welchen das Schwabenland einst so großen Ueberfluß hatte. Zackig und zerrissen, sehen sie aus wie eine trotzige Elegie auf jene Zeiten, welche ich natürlich schon lange nicht mehr durch die rosenrothe Brille des süßhölzernen Fouqué ansah. Von den Hügeln zogen sich Kornfelder, vom Erntesegen schwer, bis zum Dorf heran, an dessen Ende auf einem erhöhten, ummauerten Platz die Kirche mit ihrem stumpfen Thurme stand. Am Fuß der Anhöhe lugte das Pfarrhaus aus Obstbäumen hervor. Den Blumengarten an seiner Vorderseite bespülte ein Waldbach, der von den Hügeln herab dem Flusse zueilte, nachdem er oberhalb des Dorfes die Räder einer stattlichen Mühle in Bewegung gesetzt hatte, welche, wie mein Begleiter mir mittheilte, der Großmutter des Jages von mütterlicher Seite gehörte. Unterhalb des Dorfes weitete sich das Thal. Fette Wiesengründe faßten weithin die Donau ein, an deren linkem Ufer man in der Entfernung von etwa einer Viertelstunde die Baulichkeiten des Luixenhofs sich erheben sah. Von diesem Gehöfte führte ein Steg nach dem rechten Ufer hinüber, wo die Wohnräume, Scheune und Stallungen des Bronnenhofes lagen.

Als mir der alte Soldat die beiden Gehöfte zeigte, bemerkte ich, die Besitzer derselben müßten schon durch die Lage ihrer Heimwesen auf den Gedanken gebracht worden sein, ihre Kinder mit einander zu verbinden.

„Ja," meinte mein Begleiter dazu, „der Bronnenhof und der Luixenhof liegen nahe genug beisammen, aber die Donau fließt dazwischen."

„Wohl, aber der Steg verbindet ja die beiden Höfe."

„Der Steg, der Steg! Herr, sag' Ihnen, der Luixenbauer sowohl als der Bronnenbauer gäben viel drum, wenn sie den Steg ihr Lebtag nie gesehen hätten — courage!"

Das verwitterte, aber offene Gesicht des alten Mannes hatte bei diesen Worten, ich weiß nicht was für einen sonder-

baren Ausdruck angenommen, so daß ich verwundert fragte, was er mit seiner Rede meine.

„Allerlei, Herr," gab er zur Antwort; „aber 's ist jetzt keine Zeit, davon zu parliren. C'est une autre chose, une chose extraordinaire, une chose très-formidable, soidisant —."

Weiter wollte er nicht herausrücken und ich hielt für unpassend, neugierig in ihn zu dringen.

Während wir die Anhöhe gegen den Fluß hinab und drunten über die „Steinbruck" gingen, hatte der Mond die Sonne am Himmel abgelöst und Fluß und Wald und Thal in sein dämmerndes Licht getaucht. Das Geräusch des Tagwerkes erstarb im Dorfe allmählich: die Mägde hatten ihre Kühe schon zur Tränke getrieben, die Knechte ihre Pferde schon zur Schwemme geritten. Da und dort hörte man in den Gassen eine Sense dengeln oder ein Ziehbrunnenrad surren. Von den Feldern draußen trug der Nachthauch manchmal einen abgebrochenen Wachtelschlag, von den umliegenden Gehöften das Gebell eines Hundes an das Ohr, drunten rauschte dumpf der Fluß und droben klapperte eintönig die Mühle.

Es lag etwas ungemein Friedliches und Heimeliges in der ganzen Scene, etwas, das mich an die ländlichen Abende meiner Kindheit erinnerte.

Als wir in das Dorf eingetreten, weckte mich mein Begleiter aus meiner Träumerei.

„Parbleu, Monsieur," sagte er, „Sie wollen wohl hier übernachten, und da thut's mir leid, daß ich Ihnen kein Quartier anbieten kann. Das Wirthshaus zum rothen Löwen ist übrigens ein recht leidliches Logement und ich will Sie hinführen."

„Ist nicht nöthig. Ich werde beim Pfarrer einkehren."

„Ah, bei unserem Monsieur le curé? Das ist was Anderes — Sakristi."

„Nun, mein Lieber, gehört der auch zu den schwarzen Vögeln, die Ihr nicht vertragen könnt?"

„Der? Nein, Herr. Vergeht selten ein Tag, ohne daß ich in's Pfarrhaus komme. Liebe Leute das, der Herr Pfarr' und seine Frau Mutter. Haben selber erfahren, wie Armuth thut: drum sind sie so gut gegen die Armen. Muß nächster Tag' was von Wichtigkeit mit ihm reden. Kann was machen in der Sach', der Herr Pfarr'. Aber halt, da die Gasse links hinauf müssen Sie, kommen dann direktement zum Pfarrhof. Bon soir, Monsieur! Haben uns aber nicht zum letztenmal gesehen, hoff' ich — courage!"

Wenige Minuten darauf stand ich an der Thüre des heimelig-einsam im Mondschein daliegenden Pfarrhauses und zog die Klingel.

Ein Gebell, das viel zu gescheidt und gesetzt klang, als daß es nicht von einem Pudel hätte ausgehen müssen, antwortete dem Schall der Hausglocke.

Wetter, dachte ich, sollte der alte Hannikel noch am Leben sein, den ich dem Fabian geschenkt, als ich ausgezogen, das Glück zu erjagen?

Eine alte Frau öffnete die Thür und das Licht, welches sie in der Hand trug, zeigte mir die milden, gutmüthigen und klugen Züge von Fabian's Mutter. Das Alter war schonend mit ihr umgegangen, und in ihrer dunkelfarbigen Volkstracht, das graue Haar in der eigenthümlichen Florhaube geborgen, kam sie mir fast unverändert so vor, wie ich sie vor Jahren zum letztenmal gesehen hatte. Sie war ja glücklich, das Ideal ihres Lebens war verwirklicht, ihr Fabian war jetzt ein „geistlicher Herr", ein Hairle — ja, sie war glücklich und das Glück conservirt seine Leute.

Zu ihrer Rechten befand sich wirklich der alte Hannikel, vor Zeiten einer der famosesten Studentenhunde, der, nachdem er mich etwas Weniges beschnüffelt, sein hauswächterliches Knurren sogleich in altersschwache Freudebezeigungen verwandelte; zur Linken der alten Frau aber reckte ein großes zahmes Reh seinen schlanken Hals verwundert gegen den späten Gast aus und

bewies mir durch seine Anwesenheit, daß mein Freund seine alte Liebhaberei für allerlei Gethier und dessen Zähmung noch immer beibehalten habe.

„Gott grüß' Euch, Frau Margret!“ sagte ich. „Was macht der Fabian?“

Die Angeredete hob das Licht in die Höhe, um mein Gesicht deutlicher zu sehen, und rief dann freudig überrascht aus:

„Herr Jesus, Ihr seid's, Ihr? Grüß' Gott tausendmal! Ach, wird sich der Fabian freuen! . . . Kommt, kommt! 's ist, wie wenn wir's g'ahnt hätten, denn noch ist keine Stunde 'rum, seit wir von Euch gesprochen, mein Herr Sohn und ich.“

Ich fühlte gar keine Neigung, darüber zu lächeln, daß Frau Margret, wie das im katholischen Oberland Ton und Brauch, den Fabian ihren „Herrn Sohn“ nannte. Der Willkomm, den mir die alte Frau bot, war ein so herzlicher, er erinnerte mich Heimathlosen so sehr an die Heimath und all ihr verschwundenes Glück, daß ich gar keine Zeit hatte, es lächerlich zu finden, wenn Väter und Mütter von ihren geistlichen Söhnen so ceremoniös reden.

Frau Margret nahm mir mit gastfreundlicher Eile Hut, Stock und Tasche ab. Dann gab sie mir ein Licht und bat mich, ihren Sohn in seinem Studirzimmer, welches im oberen Stock lag, zu überraschen.

Während ich, von Pudel und Reh begleitet, welches unzertrennliche Genossen zu sein schienen, die Treppe hinaufstieg, hörte ich die gute Frau in der Küche der Magd Befehl geben, ein reichliches Nachtessen zu rüsten; „denn, denk' nur, Annele,“ sagte sie, „des Herren sein bester Freund auf der Welt ist kommen.“

Ich erkannte Fabian's alte Herzensstimme in dem gelassenen „Herein!“, welches meinem Anklopfen folgte. Eingetreten, sah ich den jungen Priester, eine Studirlampe vor sich, an seinem Schreibtische sitzen und der niedergelassene Lampenschirm, welcher das Gemach, mit Ausnahme eines kleinen Umkreises auf dem

Schreibtische, in Dämmerung ließ, verhinderte den Freund, mich sogleich zu erkennen. Da ich stumm blieb, sah er erwartungsvoll von seinem Buch auf und mich ungewiß an, bis er, mich plötzlich erkennend, auffuhr, mit einem Freudensprung auf mich zukam, mich in die Arme schloß und laut ausrief:

„Du bist's, Bruderherz? Grüß' Dich Gott, Kerle! Grüß' Dich Gott, alter Michel! Bist's denn wirklich, altes, liebes, ungeheures Ungeheuer?"

Die studentische Reminiscenz in dieser Empfangsweise machte einen komischen Eindruck auf mich, welcher noch vermehrt wurde durch den Umstand, daß Fabian in seiner freudigen Hast vergessen hatte, seine lange Pfeife wegzulegen, die jetzt, von einer seiner Hände festgehalten, mir den Rücken hinabbaumelte und mich mit ihrer Mundspitze im Nacken kitzelte.

Nachdem ich Fabian's Begrüßung erwidert hatte, mußte ich mich von ihm genauer besichtigen, so recht von unten bis oben begucken lassen, wobei er sagte:

„Du bist wahrhaftig noch gewachsen seit der Zeit, wo Du unter die Priester Mammons und ich unter die Priester Christi gegangen. Aber sag', woher kommt die garstige Falte zwischen Deinen Augenbrauen? Die mußt Du Dir abgewöhnen, Alterle."

Dann, auf den alten Hannikel deutend, welcher invalid, wie er war, an mir empor zu springen versuchte, setzte er hinzu:

„Guck mal, das alte, treue Thier hat Dich wiedererkannt."

Und mit dem Pathos des Herzens begann er jene bekannten Verse aus der Odyssee zu deklamiren:

„Aber ein Hund lag dort und erhob sein Haupt und die Ohren,
Argos, Odysseus' Hund, des erduldenden, den er vordem selbst
Aufzog . . . .
Dieser, sobald nunmehr den Odysseus nah' er bemerkte,
Wedelte noch mit dem Schweif und herab auch senkt' er die Ohren."

Als wir die ersten stürmischen Fragen und Antworten, welche sich bei zwei so guten alten Freunden, die sich lange

nicht gesehen, auf die Lippen drängten, ausgewechselt hatten und nun etwas ruhiger auf dem Kanapee beisammen saßen, konnte ich das Gemach meines priesterlichen Jugendkameraden genauer mustern. Wäre nicht die Menge von Büchern gewesen, welche auf Repositorien, Tischen, Stühlen, Klavier und Boden herumlagen, so hätte man meinen können, man befände sich in einer Menagerie. Denn allenthalben stieß das Auge auf allerlei Käfige und Behältnisse, aus welchen ein seltsames Glucksen, Gackern, Pfeifen und Schnurren hervorkam. Die tiefen Fensternischen waren ihrer ganzen Länge und Breite nach zu Vögelwohnungen umgeschaffen worden, in welchen jetzt, bei zurückgeschlagenem Lampenschirm, ein ganzes Heer vielsortiger Singvögel piepsend umherflatterte. In einer Ecke kletterten ein paar Eichhörnchen an einer Stange auf und ab und neckten einen schlaftrunkenen Nußhäher, der oben auf derselben saß. Alles dieses sichtbare und noch anderes unsichtbare Gethier machte, aus seiner Ruhe aufgestört, ein wunderlich Getöne, so daß mir Hören und Sehen vergehen wollte.

Der Pfarrer ergötzte sich einige Augenblicke an meiner maulaufsperrenden Bewunderung. Dann aber steckte er den Finger in den Mund und that einen eigenthümlichen Pfiff, welcher fast augenblicklich sämmtliche Bestien verstummen und sich verkriechen machte.

„Wetter, Fabian," sagte ich, „Du scheinst Deinem Thierbändigertalent, womit Du vor Zeiten meinem theuren Vater so viele Freude machtest, eine wahrhaft universelle Ausbildung gegeben zu haben. Das ganze Thierreich folgt ja so zu sagen Deinem Machtwort."

„Was willst Du?" versetzte Fabian. „Mit ein wenig Geduld und Erfahrung kommt man da weit, und dann war ich ja schon frühzeitig zu der Ansicht geführt worden, daß mit Thieren weit leichter umzugehen sei als mit Menschen."

„Ich weiß, Du hattest immer absonderliche Marotten; unter Anderen auch die, dereinst als Pfarrer unter Deinen Bauern

eine Rolle zu spielen, wie sie laut Zschokke's Goldmacherdorf ein gewisser Oswald spielte."

Ein bitterer Ausdruck verdüsterte für einen Augenblick die Züge des Geistlichen. Dann sagte er mit sauersüßer Betonung:

„Ach, lieber Junge, die Ideale sind zerronnen. Ich habe Thiere aller Arten gezähmt und, wie Dein unvergeßlicher Vater zu sagen pflegte, wissenschaftlich gebildet. Aber was meine Bauern betrifft, ach Gott, da kam ich mit meinen humanisirenden Ideen schön an!"

„Du machtest also mit Deiner Oswaldsrolle Fiasko?"

„Und wie! . . . Guck', Alterle, ich, ein Priester der Religion, welche demokratische Gleichheit und Bruderschaft aller Menschen lehrt, sollte es eigentlich nicht sagen, aber es war doch nicht ohne, wenn unser alter Freund, der Kandidat Cyrillus Chrysostomus Theophilus Rumpel in seiner cynischen Weise eines Tages zu mir sagte, es gebe eben ein- für allemal zwei Sorten von Menschen, nämlich Menschen-Menschen und Menschen-Viecher. Die letzteren zu vermenschlichen sei ganz unmöglich und sie seien eben dazu da, den ersteren zu Packeseln zu dienen."

„Da solltest Du erst meinen Freund Bürger hören — weißt Du? den Herrn Hanns Bürger, der mich damals im Heidelberger Schloßgarten verhinderte, einen kolossalen Unsinn zu begehen — ja, den solltest Du hören, wenn er alle Segel seines Pessimismus aufgespannt, von dem gemeinen, niederträchtigen, schweinischen Haufen spricht, wie er das Volk schilt. Aber ich weiß, daß hinter der excessiv aristokratischen Maske des Mannes eine republikanische Gesinnung blüht, hochroth, wie die Rosen um Pfingsten, und so möchte ich auch Deinen Glauben an die cynische Weltanschauung Rumpel's, von welchem ich Dir allerlei erzählen werde, nicht für gar zu ernstlich gemeint halten. Was mich betrifft, so habe ich gelernt die Volksschmeichler nicht minder zu verachten als die Fürstenschmeichler und ich sehe daher die Koterie von Zeitungsschreibern, Literaten und Advokaten, welche

auch in Deutschland einen Kultus des Proletariats etablirten, für noch mehr dumm als niederträchtig, für noch mehr närrisch als schuftig an. Aber bei alledem halte ich standhaft daran fest, mit Herder zu glauben: Alles wahrhaft Gute und Große kommt nur aus dem Volke.“

„Natürlich! Wo soll es denn überhaupt herkommen? Doch davon morgen mehr, wenn Du willst. Jetzt komm, 's ist Zeit zum Nachtessen. Aber Du mußt halt bedenken, daß Du nicht mehr in Paris bist, und mit der Frohdorfer Küche vorlieb nehmen.“

„Bah, zum Teufel mit der Pariser Küche! Sie ist accurat wie all das französische Wesen — Phrasenzeug, Wind, Schwindel! Und meinst Du denn, ich habe vergessen, wie Deine Mutter in alten Zeiten zu kücheln wußte? Beim Jupiter, ich rieche schon den Duft der Sträuble. Sie sollen bis auf die letzte Krume vertilgt werden, verlaß Dich drauf!“

Ich hielt Wort und zwar nicht nur in Beziehung auf die Sträuble. Das Essen war vortrefflich und dankbaren Gemüthes bemerke ich, daß ich in einem katholischen Pfarrhause überhaupt nie schlecht gespeist habe. Die protestantische Theologie war nach dieser Seite hin ganz unzweifelhaft im Rückschritt.

Während der Mahlzeit erzählte ich mein Zusammentreffen mit dem Courage und was sich bezugs des Bronnenbauers, des Jages und des Befele daran knüpfte. Frau Margret hörte mir aufmerksam zu und ich fand, daß sie eine eifrige Patronin des Befele sei. Sie konnte das Mädchen nicht genug loben. Dessenungeachtet aber bemerkte sie, die „Bekanntschaft“ der beiden jungen Leute sei allerdings eine hoffnungslose, denn daß der einzige Sohn eines der reichsten Bauern im Oberland ein so blutarmes Mädchen heirathe, das wäre etwas geradezu Unerhörtes, ginge gegen alle Kleiderordnung. Fabian bestätigte die Meinung seiner Mutter und fügte hinzu, es wäre für's Befele am besten, wenn sie ganz aus dem Dorf wegginge. Denn der Bronnenbauer sowohl als sein Nachbar, der Luixenbauer,

seien ein paar schlimme Kameraden, denen nicht gut im Wege stehen sei.

Mit dem Freund auf seine Stube zurückgekehrt, hielt ich das Gespräch über die beiden Liebenden, welche mir Interesse und Mitleid eingeflößt hatten, fest und fragte zuletzt meinen Freund, ob er denn nichts für sie thun könne.

„Kaum," gab er zur Antwort, „und das bedaure ich, denn der Jages freut mich als ein durch und durch braver Bursch, der ein Weib, wie das Vefele eins abgeben würde, wohl verdiente. Allein Du kennst die hochmüthige Halsstarrigkeit unserer Bauern nicht, die durchaus nicht so viel mit den weichen Gefühlen des Herzens zu schaffen haben, wie verrückte Poeten glauben oder wenigstens die Leute glauben machen wollen. Und dann, weißt Du? kann ich mich als Priester nicht allzu sehr mit den Wirrnissen abgeben, die ein so heidnischer Gott, wie der Amor ist, anrichtet."

„Aha!" versetzte ich lachend. „Aber, lieber Junge, ich erinnere mich recht wohl der Zeit, wo Du mit dem genannten heidnischen Gott weit mehr zu thun hattest als mit dem ganzen christlichen Olymp."

Ich bereute das Scherzwort auf der Stelle, denn ich konnte leicht bemerken, daß ich in der Brust meines Freundes eine Saite angeschlagen, welche noch jetzt schmerzlich vibrirte.

Der Pfarrer hatte die Hände in den Schooß sinken lassen, den Kopf auf die Brust geneigt und seufzte schwer.

Ich faßte seine Hand und sagte:

„Verzeih' mir, Fabian, es war ein unbesonnenes Wort. Aber weißt Du? ich glaubte, es sei längst vorbei damit, gänzlich vorbei."

„Es ist vorbei, gewiß, es ist!" entgegnete Fabian, indem er sich aufrichtete und sein Gesicht wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck annahm.

Und als ich ihn theilnehmend ansah, fuhr er sich mit der Hand über die Stirne, setzte sich an's Klavier, schlug die Tasten an und sagte:

„Ich habe gekämpft und gesiegt und Ruhe war der Siegespreis. Kennst Du es noch, das Lied, womit ein leidenschaftlich Poetenherz unseres Heimathlandes seine wilden Pulse in Schlummer sang?

Die Ruh' ist wohl das Beste
Von allem Glück der Welt;
Was bleibt vom Lebensfeste,
Was bleibt dir unvergällt?
Die Rose welkt in Schauern,
Die uns der Frühling giebt;
Wer haßt, ist zu bedauern,
Und mehr noch fast, wer liebt.

Es trübt den eignen Frieden
Mit seiner Gluth das Herz;
Das Kind ist nicht zufrieden,
Dem Mann bleibt nur der Schmerz.
Und hofft umsonst vom Meere,
Vom Weltgetümmel Ruh';
Selbst Lorbeer, Ruhm und Ehre
Heilt keine Wunden zu.

Nun weiß ich auf der Erde
Ein einzig Plätzchen nur,
Wo jegliche Beschwerde
Im Schooße der Natur,
Wo jeder eitle Kummer
Dir wie ein Traum zerfließt
Und dich der letzte Schlummer
Im Bienenton begrüßt . . . .

Doch," unterbrach er sich im Gesang und Spiel, „wozu Kirchhofsgedanken? Das Leben will ja doch gelebt sein, so, wie es einmal ist. Und glaube mir, alter Freund, wenn man nur bescheidene Ansprüche an dasselbe macht, benimmt es sich zum Dank auch ziemlich anständig gegen uns. Wenn es überhaupt ein Glück giebt, so ist Selbstbegnügung sein Name. Unsere Leidenschaften, selbst die besten, was sind sie im Grunde Anderes als Fieberzustände? Glücklich, wer davon genesen! Und dann

vollends unser Titanismus — wie lächerlich ist er! Wie thöricht ist es, mit einem so schwachen Ding, wie der menschliche Schädel ist, gegen die granitne Räthselmauer anzurennen, welche keinen Durchgang gestattet!"

„Da hast Du sehr Recht."

„Auch Du bist also dem Prometheismus, Faustismus, Byronismus oder wie die Ismen sonst alle heißen mögen, glücklich entronnen?"

„Längst. Ich habe es satt bekommen, Fragen aufzuwerfen, auf welche einem ja doch nie eine Antwort wird. Es hat ohne Zweifel sein Gutes, daß wir Deutsche uns so viel mit diesen Fragen beschäftigen; aber während wir uns so zu sagen in's himmelblaue Jenseits hineinfragten, haben uns die Engländer, die Franzosen und die Russen gar viel vom Diesseits vor der Nase weggenommen. Nun, wir können's nicht ändern."

„Du kommst mir sehr resignirt vor, lieber Michel."

„Ich bin es auch, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Habe ich doch in kurzer Zeit ein gutes Stück vom Leben gesehen und bin ich nicht mehr in dem Alter, wo

Was Phantasie entwirft, das Herz verspricht . . .

Mit den übersinnlichen Fragen beschäftige ich mich, wie schon gesagt, gar nicht mehr ernstlich, und wollen sie von Zeit zu Zeit wieder in mir auftauchen, so schlag' ich sie ohne Umstände auf den Kopf mit den Versen des witzigen Franzosen:

D' où nous venons on n'en sait rien;
Où nous allons, le sait-on bien?"

„Sieh da, Du citirst einen Franzosen. Hast Du Dich in Paris mit ihnen ausgesöhnt?"

„Nein; aber weißt Du? sie wollen doch auch leben."

„Das ist wahr," sagte Fabian zerstreut.

Ich hatte wohl gemerkt, mit welcher gewaltsamen Wendung er das Gespräch auf das Feld der Trivialitäten gelenkt hatte, worauf wir uns in den letzten Sekunden bewegten. Und zwar

lässig genug, denn Beide waren wir mit unseren Gedanken anderswo.

Nach einer Pause fragte Fabian plötzlich:

„Und Hildegard?"

„Daß sie in Gnadenbrunn lebt, weißt Du?"

„Ja, aber wie?"

„Getrost in ihrem Glauben. Auch sie hat gekämpft und überwunden."

„Und sie ist entschlossen, Profeß zu thun?"

„Ja, aber sie wird ihr mir gegebenes Wort halten, den unwiderruflichen Schritt erst drei Monate nach dem dritten Jahrestag vom Tode unseres Vaters zu thun. Doch sie wird ihn thun, fürcht' ich."

„Hast Du Berthold nie zur Rede gestellt?"

„Wie sollt' ich? Ja, hätt' ich auch nur den Schatten eines Schattens von Grund dazu gehabt, er sollte mir nicht entgangen sein, obgleich er der Bruder Isolde's ist. Aber Berthold konnte in der That nichts dafür, daß die arme Hildegard aus einer ganz kindischen Liebelei eine Leidenschaft werden ließ, die ihr das Herz brach oder ihr wenigstens die Welt verleidete. Im Uebrigen ist der Weltekel meiner Schwester gar kein finsterer, trübsinniger. Wenigstens scheint sie, ihren Briefen nach zu schließen, in Gnadenbrunn ihre angeborene Munterkeit wiedergewonnen zu haben. Es ist in ihren Episteln oft ein Zug von Humor, um nicht zu sagen von Schelmerei. Sie scheint die guten Klosterschwestern alle am Schnürchen zu haben und der allgemeine Liebling zu sein. Vielleicht ist es am besten für sie, nach der einen großen Täuschung ihres Lebens keine weitere mehr erfahren zu müssen."

Fabian unterdrückte einen Seufzer.

„Aber Berthold?" fragte er dann.

„O, was diesen angeht, so ist er lange schon zu den Hefen des schäumenden Lebensbechers gelangt, den er mit so gieriger Hast geleert hat, und diese Hefen schmecken bitter. Ich fürchte,

er ist sehr unglücklich, und zwar nicht allein deshalb, weil er, wie er mir bei unserem letzten Zusammentreffen gestand, aus einem nach unserem landesüblichen Maßstab sehr reichen Freiherrn ein sehr armer Rittmeister geworden ist. Unter uns, ich vermuthe stark, daß ihm kein Dachziegel des Schlosses Rothenfluh mehr gehört."

„Herrgott, wenn das der selige Freiherr wüßte!"

„Ja, siehst Du, daß es zuweilen auch sein Gutes hat, wenn ein Gewehr zur Unzeit losgeht? Ich erzähle Dir wohl gelegentlich von unserem Jugendkameraden. Er dauert mich trotz alledem sehr."

„Und Isolde?"

„Ich weiß von ihr nur durch Hildegard, welche fast täglich mit ihr zusammen ist. Denn Isolde lebt nach dem Tode des Freiherrn auf dem einsamen Hofgut Lindach, droben in den Bergen, ganz in der Nähe von Gnadenbrunn, weißt Du?"

„Ist das Alles?" fragte mein Freund und blickte mir forschend in's Gesicht.

„So ziemlich Alles, was ich weiß. Aus Hildegard's Briefen erhellt, daß meine Schwester ihre Freundin Isolde wie eine Heilige verehrt."

„Wohl, wohl; aber Du? Wie stehst Du zu Isolde?"

„Ich? Was fällt Dir ein, so spät noch danach zu fragen? Vielleicht sprechen wir morgen davon. Für heute bin ich zu müde. Es ist eine lange Geschichte oder auch gar keine, wenn Du willst. Und damit gute Nacht, Fabiane."

Drittes Kapitel.

Auch eine Dorfgeschichte. — In der Mühle. — Besele, was macht der Jages? — „'s Geld ist d' Hauptsach'.“ — Eine ländliche Aufwartung und eine Einladung.

Die Lerche weckte mich.

Aber ich hatte lange in den Morgen hinein geschlafen und als ich, rasch in die Kleider gefahren, das Fenster meines Schlafgemachs öffnete, welches mit der einen Seite gegen den Garten, mit der anderen gegen den Gottesacker zu lag, bemerkte ich, daß die kleine Zahl von Betern, welche an den sommerlichen Werktagen zum Messehören Zeit haben, bereits aus der Kirche kam, während Fabian aus dem Sakristeipförtchen trat und langsam auf das Pfarrhaus zuschritt.

Jetzt, da ich den Freund am hellen Tage in seinem langen schwarzen Priestertalar erblickte, kam er mir mehr verändert vor, als ich gestern wahrzunehmen vermocht hatte. Er hatte von einer Furche auf meiner Stirn gesprochen, aber die seinige war tief von jenen Linien durchzogen, welche Nachdenken und Gram ziehen. Seine treuen braunen Augen waren tiefer in ihre Höhlen zurückgetreten und die Rosen der Wangen abgefallen. Trotzdem war in seiner gefaßten Erscheinung etwas Ruhiges, Bestimmtes, etwas, das andeutete, er habe wirklich „überwunden“ in dem schweren Kampfe zwischen Leidenschaft und Pflicht. Wenn ich mir den Freund ansah, dessen Lebensbarke die Brandung schon hinter sich hatte und nun stillgenüglich auf der glatten Fläche des Hafens sich wiegte, wenn ich mir sein friedvoll beschauliches Leben in ländlicher Abgeschiedenheit dachte, seine Rückkehr zu den harmlosen Freuden unseres Knabenalters, und dann meine Existenz, so unklar nach innen und nach außen, dagegen hielt, mußte ich den guten Fabian fast beneiden. — „Arme Mutter,“ sprach ich in jener Morgenstunde

bei mir, „du hattest vielleicht doch das richtigste Gefühl für mein Glück. Wäre ich deinem ursprünglichen Wunsche nachgekommen und Pfarrer geworden, so läge vielleicht der große Kampf des Lebens schon hinter mir, so könnte ich vielleicht auch wie Fabian und Hildegard sagen: Ich habe überwunden! Und mit dem sanften Geriesel eines friedlichen Wiesenbaches flösse mein Dasein dem Ocean des großen Nirwana zu, in welchem Leid und Lust des Menschen endlich spurlos verlöschen. Ach, daß die Kinder erst nach der Eltern Tod einsehen, daß diese es besser mit ihnen gemeint als sie selber!"

Und doch — hatte nicht meine Mutter noch zuletzt selbst gefühlt, daß es mit meinen geistlichen Anlagen schlecht bestellt sei? Jene Nacht an ihrem Sterbebette — o, indem ich daran dachte, mußte ich Isolde's denken, mit brennender Sehnsucht. Sie stand vor meiner Seele in der keuschen Herrlichkeit ihrer Gestalt, eine räthselhafte Traurigkeit im seelenvollen Auge, die zärtlich gewölbten Lippen streng geschlossen, als wären sie nur dazu da, ein schreckliches Wort gewaltsam zurückzupressen.

So hatte ich sie zuletzt gesehen.

Aber während ich eine Art süßer Befriedigung empfand, daß das Bild des theuren Wesens meine Seele füllte, mußte ich zugleich erfahren, daß der Zwiespalt, welcher seit langem die geheime Pein meines Lebens gewesen war, doch noch nicht völlig überwunden sei. Hinter Isolde's Bild stieg ein anderes auf, verführerisch lockend, die üppigen Lippen verlangend zum Kusse gerundet. Aber sofort glaubte ich Bürger's mephistophelisches Lachen zu vernehmen und sein damals auf der Blumenausstellung gesprochenes Wort: „Ja, sie ist eine Stanhopea — prächtig, berauschend, aber in Fäulniß wurzelnd."

Ich war ordentlich froh, daß mich die Erscheinungen der Außenwelt aus meinem wachen Morgentraume weckten.

Freund Fabian wurde da drunten auf dem Gottesacker von dem Courage angeredet, welchen er freundlich begrüßte und mit sich in's Haus nahm.

Wenige Minuten darauf öffnete Frau Margret mit einem mütterlichen „Guten Morgen!“ meine Zimmerthüre und lud mich zum Frühstück, wobei sie mir sagte, ihr Herr Sohn habe nur noch etwas mit dem alten Soldaten zu sprechen.

„Vermuthlich“ — setzte die gute Frau hinzu — „hat der alte Kamerad wieder irgend ein Thier eingefangen oder einen seltenen Vogel entdeckt; denn Sie müssen wissen, daß er des Pfarr's sein Leibjäger ist, der keine Ruhe giebt, bis er den Pfarrhof vollends bis unter's Dach mit tausenderlei Beest angefüllt haben wird.“

Ich hatte meinen Kaffee bereits getrunken und die Cigarre angebrannt, als Fabian kam. Er war sichtlich aufgeregt, sagte aber bloß, der alte Soldat habe ihm den gestrigen Vorfall in Göffingen in sehr lebhaften Farben geschildert und ihn zugleich benachrichtigt, daß die Mutter der Bronnenbäuerin, die alte Müllerin, heute Nacht heftig erkrankt sei. Die Kranke sei eine Frau von außerordentlichem Wohlthätigkeitssinn und man nenne sie darum nur die Armenmutter. Ihr Verlust würde ihm sehr nahe gehen und er wolle sie sogleich besuchen.

So sprechend, trank er hastig eine Tasse Milch und bot mir dann an, ihn zu begleiten.

Als wir die Umzäunung des Baumgartens, welcher die Hinterseite des Pfarrhauses umgab, hinter uns hatten, sagte ich scherzend zu dem still und nachdenklich neben mir hergehenden Freund:

„Nun, was für ein gefiedertes oder federloses Thier hat Dir denn Monsieur Courage vorhin gebracht?“

„Einen garstigen Nachtvogel,“ entgegnete Fabian ernsthaft — „ja, einen Nachtvogel, der aber noch nicht flügge ist und den ich armer Pfarrer jetzt aufätzen soll.“

„Kannitverstan.“

„Glaub' es wohl, verstehe die Geschichte selbst noch nicht. Schlimm genug ist sie aber, fürcht' ich. — Siehst Du dort hinter dem Nußbaum am Bache das winzige graue Häuschen?“

„Ja.“

„Wohl, das ist die Hütte der alten Hanne, der Mutter des Vefele. Sie war einst so frisch und hübsch, wie jetzt ihre Tochter ist, und wie diese gefiel sie nicht nur ihren Schicksalsgenossen, den Armen, sondern auch den Reichen. Der Bronnenbauer und der Luixenbauer, ihre Altersgenossen, hatten als rüstige Burschen die Augen auf sie geworfen und man sagt sogar, der erstere, durch den Tod seiner Eltern frühe unabhängig geworden, habe die arme Hanne heirathen wollen. Allein die Hanne traute ihm entweder nicht, oder aber des Bronnenbauers Knecht, der Tone, gefiel ihr besser, was sehr wahrscheinlich ist: einmal, weil der Bronnenbauer mit dem Tone Mord- und Todhändel anfing, und dann, weil der Tone und die Hanne einander kurz darauf wirklich heiratheten. Sie führten in der Hütte dort das mühselige Leben redlicher Armuth. Er taglöhnerte und sie baute ihr dürftig Stückchen Feld und erzog ihr einziges, erst mehrere Jahre nach ihrer Verheirathung geborenes Kind, das Vefele, zur Sittsamkeit und Arbeitslust. Da verbreitete sich eines Morgens im Dorfe die Neuigkeit, man habe den Tone todt aus der Donau gezogen. Morgen sind es gerade drei Jahre her."

„War er ermordet worden?"

„Ermordet? Hat Dir etwa der Courage von der Sache gesagt?" fragte der Pfarrer etwas verwirrt.

„Nein, kein Wort."

„Nun wohl, man munkelte im Dorfe allerlei über Tone's Tod und unheimliche Gerüchte gingen um. Die Leiche war an dem Donausteg, welcher zwischen dem Luixenhof und dem Bronnenhof über den Fluß führt, gefunden worden. Der Todte war mit dem rechten Fuß zwischen den Balken des einen Pfeilers dieses Steges hängen geblieben. Das morsche Geländer des Steges war in der Mitte zerbrochen. Da mußte der Unglückliche hinabgestürzt oder auch hinabgestürzt worden sein."

„Also doch?"

„Bscht, wer kann es wissen? Der Tone hatte acht Tage lang drüben in Göffingen im Taglohn gestanden und in jener

Nacht gegen zehn Uhr den Heimweg angetreten. Der Bauer, bei welchem er gearbeitet, hatte ihm zum Abschied ein großes Glas Kirschenwasser gereicht, allein der Tone, seiner anerkannten Mäßigkeit getreu, hatte nur einen Schluck davon genommen. Es konnte also keine Rede davon sein, daß ihn etwa Betrunkenheit in den Fluß geführt hätte. An Selbstmord sodann war bei der geduldigen, zufriedenen Sinnesweise des Verunglückten ebenso wenig zu denken und es blieb also nur noch die Annahme, er habe sich beim Gang über den Steg, vielleicht von einem plötzlichen Unwohlsein befallen, zu stark auf das morsche Geländer desselben gelehnt, dieses sei gebrochen und der Arme beim Verlust seines Haltpunktes in die Tiefe gestürzt. Hiergegen fällt freilich, unter uns gesagt, der folgende Umstand stark in's Gewicht. Der Courage kehrte in selbiger Nacht von einem seiner Gänge das Donauthal herauf heimwärts und behauptete steif und fest, er habe beim Vorbeigehen am Bronnenhof heftig zankende und fluchende Stimmen vernommen; ja er will des Luixenbauern bekannten Lieblingsfluch »Kreuzsakerment!« gehört haben, obgleich die Nacht, finster und stürmisch, wie sie war, ihn hinderte, irgend etwas zu sehen. Er sei sogleich auf den Steg zugeeilt, habe ihn aber einsam gefunden und ringsum alles still. Den Bruch des Geländers habe er nicht bemerkt, und, heimgekehrt, die Sache um so weniger der Rede werth gehalten, als der Tone erst am folgenden Abend zu Hause erwartet worden sei. Nun, siehst Du, diese Aussage des alten Soldaten machte doch viele Leute stutzig. Man erinnerte sich jetzt im Dorfe, mit welcher Feindseligkeit der Luixenbauer wie der Bronnenbauer bei jeder Gelegenheit den Tone behandelt hatten, seit er die Hanne geheirathet, wie schwer sie ihn oftmals seine Armuth hatten entgelten lassen, wie sie ihm nicht nur auf ihren Höfen die Taglöhnerarbeit versagt, sondern auch andere Bauern bewogen hatten, ihm keine Arbeit zu geben, kurz, wie sie immer eine »stiergrindige« echtbäuerische Rachsucht gegen ihn an den Tag gelegt, seit er, der arme Knecht, in seiner Jugend sie, die reichen

Bauernsöhne, bei einem armen Mädchen ausgestochen. Das Gerede wurde so arg, daß zuletzt die Gerichte davon Notiz nehmen mußten, aber es kam dabei nichts heraus. Der Luixenbauer stellte Zeugniß, daß er in der fraglichen Nacht bis zu später Stunde im rothen Löwen gesessen, in Gesellschaft des Bronnenbauern. Der Courage ist ein zu redlicher und gutmüthiger Mensch, als daß er auf so unbestimmte Anzeichen hin eine bestimmtere Anklage hätte aussprechen mögen, und falls er auch gewollt, wie hätte er gegen zwei solche Dorfmagnaten, gegen den Luixenbauer und seinen Nachbar, die in der Gemeinde allmächtig sind, aufkommen können? Kurz, der Tone blieb todt und begraben und die Geschichte wurde vergessen. Auffallend war es nur, daß fast unmittelbar nach Tone's Tod der Bronnenbauer mit einmal 's Vefele dingte und zwar zu einem weit höheren Liedlohn, als hier herum bräuchlich. Allein man schrieb's der Gutherzigkeit der Bronnenbäuerin zu, welche für Vefele's Mutter, ihre Jugendkamerädin, stets eine große Zuneigung bewahrt hat, den Bronnenbauer aber ein Jahr darauf doch nicht hindern konnte, 's Vefele aus dem Hause zu jagen, sobald er bemerkt hatte, daß sein Sohn ernstliche Absichten auf das arme Mädchen hatte."

Als mein Freund nach Beendigung dieser Erzählung wieder in nachdenkliches Schweigen verfiel, warf ich die Frage hin:

„Und jetzt?"

„Jetzt," gab der Pfarrer zur Antwort, „jetzt scheint die Geschichte von dem Tode des Tone noch einmal aufgerührt werden zu sollen. Dem alten Soldaten hat die brutale Behandlung, welche seinem Bäsle gestern von Seiten der beiden Bauern widerfuhr, die Galle überlaufen gemacht und ich habe ihn nur mit Mühe beredet, kein unbesonnenes Geschrei zu erheben. Er sagte mir, er habe die ganze Nacht nicht schlafen können; immer sei ihm der gute Tone eingefallen und immer habe er das »Kreuzsakerment!« des Luixenbauern von jener Nacht her zu hören geglaubt. Sonderbarer Weise bringt er nun auch den Bronnen-

bauer damit in Verbindung und“ — setzte mein Freund hinzu, seine Stimme zum Flüstern dämpfend — „er hat mir vorhin unverhohlen gesagt, er sei überzeugt, die beiden Bauern haben den armen Tone »g'moräxelt«.*) Ich konnte ihn nur nothdürftig damit beschwichtigen, daß ich ihm versprach, die Sache in Erwägung zu ziehen. Doch jetzt stille davon, da sind wir bei der Mühle.“

Sie erhob sich mit ihren Nebengebäuden stattlich am Saum eines Buchengehölzes, welches die Hügel hinanklomm, von denen der Mühlbach in fröhlichen Sprüngen auf die Räder herabtanzte. Zu dieser Stunde war ihm aber der Zutritt zu denselben durch die herabgelassenen Schützen verwehrt und das Mühlwerk stand still, wohl aus Rücksicht für die kranke Besitzerin.

Man hatte von hier aus eine prächtige Aussicht auf Dorf und Thal, in welchem letzteren allwärts Gruppen von emsigen Schnittern beschäftigt waren, da die Ernte in dem vor rauhen Winden geschützten Frohdorf früher als sonstwo in der Gegend angegangen. Man sah die Sensen der Schnitter durch die Kornmahden blinken und hinter jedem Mähder eine „Aufsammlerin“ hergehen, deren Pflicht es ist, die von der Sense gefällte Frucht ordentlich zusammenzufassen und zum Garbenbinden bereit zu legen. Da und dort sah man auch rüstige Burschen die fertigen Garben mittels langer Gabeln auf Wagen laden, die dann, hochaufgepackt, mit ihrer gelben Last dem Dorfe zuschwankten.

Mein Freund fragte einen alten Mahlknecht, der sich auf dem Hofe mit dem Behauen eines Mühlsteins zu schaffen machte und ehrerbietig seine eingemehlte Kappe abnahm, nach dem Befinden seiner Brotherrin.

„O, Herr Pfarr',“ lautete die Antwort, „heut' Nacht war's gar arg mit ihr; aber seit Tagesanbruch ist's, Gottlob, wieder

*) Ermordet. „Moräxeln“ ist korrumpirt aus Mordaxt.

viel besser. Sie hat's nit g'litten, daß man den Doktor aus Riedlingen b'schicke, sondern wollte nur der Tone's-Hanne ihr Vefele zur Abwart' haben, weil das Mädle ihr so gut hätt' abg'wartet, als sie vor zwei Jahren auch ist so bresthaft g'wesen."

„Und hat man diesem Wunsche entsprochen?"

„Ahsograd', Herr Pfarr'. D' Bronnebäuerin, die seit heut' Nacht nicht mehr ist von ihrer Mutter wegkommen, hat stantebene nach'm Vefele g'schickt, das grad' mit 's Hannsjörgebaurs Schnittleut' hat auf den Acker wollen, und 's Vefele hat seither der Kranken Pflaster aufg'legt und Thee g'macht, was hast was giebst. 's ist ein Blitzmädle, 's Vefele, sell ist wahr, und hat ein Schick zu Allem."

„Ei, Baste,"*) sagte der Pfarrer scherzend, „Ihr seid, mein' ich, fast gar in's Vefele verschossen."

„Ja so? Sell wär' auch schier gar kein Wunder nit, aber" — und bei diesen Worten kniff der Mahlknecht seine Augen unbeschreiblich pfiffig ein — „aber dunkt mich halt, ich alter Kerle käm' da ein bisle z' spät. War vor 'ner Stund oder so, einer da, dem ich nit in's Gäu kommen möcht', potz Bohnenbluost!"

Wir stiegen die steile Treppe hinan und wurden droben in der geräumigen Wohnstube mit altem Eichengetäfel von der Bronnenbäuerin begrüßt, einer noch ziemlich rüstigen Frau mit sanften, wohlwollenden Gesichtszügen und einer schönen, klugen Stirne, welche mit der ihres Sohnes viel Aehnlichkeit hatte.

Es that und thut mir immer weh, wenn ich unter dem Volke solche schöngewölbte Stirnen erblicke, an deren Wand vielleicht große, hochherzige Gedanken nach Entbindung und Entwickelung pochen und zwar vergebens pochen.

„Ach, Herr Pfarr'," sagte die Bronnenbäuerin, „das ist recht, daß Ihr kommt. Schier gar hätten wir heut' Nacht nach

*) Sebastian.

Euch g'schickt, um d' Ahne*) z' versehen.**) Sie war gar übel auf."

„Aber jetzt ist's besser, nicht?"

„Gott sei Lob und Dank, ja. Grad' ist sie aufg'wacht und der Schlaf hat ihr recht gut 'than."

Da der Krankenbesuch zu den schönsten, aber auch schwersten Pflichten meines Freundes gehörte, ging er ohne Umstände auf die Kammerthüre zu, öffnete sie und trat hinein. Die Bronnenbäuerin bat mich, in dem Sorgenstuhl am Ofen Platz zu nehmen, und eilte in die Küche, um eine kleine „Aufwartung" zu bestellen, was ich ihr vergeblich dadurch auszureden suchte, daß ich sagte, wir kämen gerade vom Frühstück her.

Das alte Lob bäuerischer Gastfreiheit ist jetzt so ziemlich ein verschollenes und dem Wanderer muß insbesondere der Geiz, den das Landvolk in ängstlicher Hut seines Obstes an den Tag legt, widerwärtig auffallen. Um ein paar vom Baume gepflückter Kirschen, um einiger aufgelesenen Aepfel willen wäre, ich kann es bezeugen, mancher unserer wohlhabenden Bauern im Stande, den dürstenden Handwerksburschen braun und blau zu schlagen. An seinem eigenen Herd dagegen ist der Bauer milder und wenn nicht der Bauer, so doch die Bäuerin. Hundertmal hat mich die alte Sitte, dem Einsprechenden den Laib Brot sammt dem Messer hinzubieten, lebhaft angemuthet. Wollen unsere Landleute filzige Menschen bezeichnen, so sagen sie: „Die lassen ein' kein Stückle Brot schneiden!" — eine Redensart, welche von dem eben erwähnten Brauche herkommt.

Da die Kammerthüre offen geblieben, so konnte ich den Pfarrer mit der Kranken sprechen hören und aus diesem Gespräche vernehmen, daß die Müllerin, sonst ihrem Alter zum

*) Großmutter. Die Oberländer, sobald sie verheirathet sind und Kinder haben, reden ihre Eltern mit Aehle (Großvater) und Ahne (Großmutter) an.

**) Nämlich mit den Sterbesakramenten.

Trotz noch eine kerngesunde Frau, von einem jener Anfälle heimgesucht worden, welche plötzlich kommend und gehend, alten Leuten als Mahnungen erscheinen können, ihre Rechnung mit dem Leben in's Reine zu bringen.

Die Müllerin schien etwas der Art zu fühlen. Ich hörte sie sagen:

„Vesele, gang jetzt in's Käpele*) 'nauf und bet' da den Rosenkranz zu den vierzehn Nothhelfern, den ich heut' Nacht g'lobt hab'. Ich brauch' jetzt grad' nichts, 's ist mir ganz gut. Aber z' Mittag komm wieder, weil mein' Bronnenbäure heim muß zum Kochen, und hörst, thu' mir auch Dein' Vetter auf den Abend b'stelle; weißt, ich hab's gar gern, wenn mir der seine Kriegsg'schichten verzählen thut."

's Vesele trat aus der Kammer, und da sie mich nicht sogleich am Ofen sitzen sah, strich sie sich ungenirt die Haare glatt, band ihre Schürze fester und ordnete das Busentuch. Als sie, sich umwendend, mich erblickte, ward sie roth, wie es alle Bauernmädchen werden, wenn sie sich plötzlich einem Fremden gegenüber befinden, und ich konnte, weil ihr die Verlegenheit allerliebst stand, mich nicht enthalten, sie leise zu fragen:

„Vesele, was macht der Jages?"

Das Blut schoß ihr noch stärker in's Gesicht und sie stotterte verwirrt:

„Der wird, denk' mir, Garben vom Bühel heimführen."

„So?" sagt' ich. „Denk' mir, er thäte lieber was Anderes heimführen."

Wahrscheinlich ging diese Andeutung über den ländlichen Horizont Vesele's, denn sie wußte nichts darauf zu sagen.

„Ich meine," fuhr ich fort, „er thäte lieber Dich heimführen."

Vesele verstand aber das Wort heimführen nicht in dem hochdeutschen Sinn „als Frau heimführen", sondern in dem

---

*) Kapelle.

oberländischen, wo das Heimführen der Mädchen bei Kirchweihen, Hochzeiten und anderen ländlichen Lustbarkeiten eine große Rolle spielt und für die größte Gunst angesehen wird, die ein Mädchen einem Burschen erzeigen kann.

Nachdem das Mädchen einen Augenblick verlegen mit dem Schürzenbande gespielt hatte, schlug es die großen braunen Augen gegen mich auf und sagte mit einer Betonung, worin sich Verwunderung ob meiner Mitwissenschaft um ihr Liebesverhältniß, Trauer und naive Schalkhaftigkeit seltsam mischten:

„O, bei Tag thut man bei uns d' Mädle nit heimführen, Herr."

„Weiß wohl, liebes Kind, und deshalb mochtest Du Dich gestern auch nicht vom Jages heimführen lassen, nicht wahr?"

Die Erinnerung an gestern, welche ich durch diese Worte in Vesele hervorrief, machte sie erschrecken. Sie wurde blaß und ich glaubte schon, sie werde in Thränen ausbrechen. Aber unsere Bauermädchen haben starke Nerven.

Vesele faßte sich schnell und sagte hastig: „Ich muß halt jetzt g'schwind in's Käpele gehn" — und war wie der Wind zur Thüre hinaus.

An's Fenster getreten, sah ich sie über den Hof und dann auf einem Fußsteig den Buchenwald hinaneilen und konnte bemerken, daß sie sich ein paarmal mit der flachen Hand über die Augen fuhr.

Inzwischen hatte sich zwischen der Müllerin und dem Pfarrer ein ernstes Gespräch in der Kammer entsponnen. Ich hörte die Müllerin sagen:

„Ja, Herr Pfarr', 's wär' halt alles recht, wenn mein Schwiegersohn, der Bronnenbaur, nur einsehen thät, daß der Jages haufeng'nug hat und kriegt und darum kein reiches Weib nit brauchen thut."

„Ei, liebe Frau," entgegnete mein Freund, „das eben ist ja der böse Haken, daß Euer Schwiegersohn das nicht einsieht und schwerlich jemals einsehen wird."

Die Müllerin seufzte und sagte:

„Ahsograd', ja freilich. 's ist ein gar halsstarriger Mann. Aber ich kann's nit mehr mit ansehn, Herr Pfarr', und ich weiß oft nit, wer mich mehr dauert, der Jages oder 's Vefele."

„Sie sind Beide brav und verständig und werden also begreifen, daß sich in der Sache nichts mit Gewalt erzwingen läßt."

„Wohl, wohl; aber kann man denn nichts thun?"

„Nicht viel. Ihr wißt, daß ich versucht habe, bei Eurem Schwiegersohn ein gut Wort für das Mädchen einzulegen; aber was half es? Er hat nun einmal den Kopf darauf gesetzt, des Luixenbauers Kätter zur Schwiegertochter zu bekommen und so wird es wohl das Beste sein, wenn 's Vefele aus Frohdorf fortgeht. Ich habe auch bereits mit der Hanne darüber gesprochen, und da meine Base, welche — wißt Ihr? — in Dietelhofen hauset und mich neulich besuchte, an dem Mädchen großen Gefallen fand, so denk' ich, 's Vefele geht zu ihr. Sie würde dort einen anständigen Liedlohn bekommen und überhaupt gut gehalten werden."

Hier wurde meine Aufmerksamkeit durch schwere Tritte, welche die Treppe heraufkamen, von dem Gespräch in der Kammer abgezogen. Eine barsche Stimme, in welcher ich alsbald die des Bronnenbauern erkannte, sagte draußen:

„Nun, Weib, kannst jetzt mal heimkommen? 's ist Zeit, für d' Schnittleut 's Essen z'richten, und dann, weißt, wöll'n wir z' Abend Sichelhänge halten."

Ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete der reiche Bauer die Stubenthüre und schob seine mächtige Gestalt hinein. Seine Frau folgte ihm und sagte, als er mich verwundert und ohne zu grüßen ansah:

„'s ist ein fremder Herr, der mit dem Herrn Pfarr' gekommen."

„So?" versetzte der Bronnenbauer, seinen schwarzen Strohhut lüftend. „Meinte, es sei vielleicht der Doktor."

Und in die Kammer tretend fuhr er fort:

„Guten Morgen, Herr Pfarr'. Heiß Wetter heut', Sappermost! Wie geht's denn, Schwieger?"*)

„Gottlob, wieder besser, Xavere."

„So ist's recht, denn wir haben viel zu thun jetzt und keine Zeit zum Kranksein. Wollen heut' Abend Sichelhänge halten, Schwieger."

„Schon? Müßt wacker geschafft haben."

„Ei, ja wohl. Wenn ich dabei bin, geht's aus den Büschen. Bin aber auch heut' schon hundshagelmüd' worden."

„Brauchst's ja nit zu übermachen, Tochtermann. Hast ja in Dei'm Jages ein' tüchtigen Stellvertreter."

„Ja, der Bua wär' sonst schon recht, hätt' er nur nit oft so dumme Mucken im Kopf. Aber was ich sagen will, ja, Schwieger, machet nur, daß Ihr bis Samstag wieder auf d' Füß kommt. Da ist Heirathstag."

„So handlig, Xavere?"

„Sappermost, man kann d' Geschicht' nit mehr so lang 'rumsalben. Heut' bringen wir alle Frucht heim, bis auf den Haber, und da hat man denn grad' Zeit zum Heirathen."

„Der Jages hat sich also zu der Kätter entschlossen?" fragte der Pfarrer, mit dem Bronnenbauer aus der Kammer in die Stube tretend.

„Ei, der soll froh sein, so ein Mädle z' kriegen," versetzte der Bauer ausweichend. „Denket nur, Herr Pfarr', viertausend baare harte Kronenthaler giebt der Luixenbaur seiner Tochter auf der Stelle mit."

„Aber zu einer glücklichen Ehe gehört nicht bloß Geld."

„Hm, Herr Pfarr', 's Geld ist währle**) d' Hauptsach'. Wer's schon hat, braucht's nit erst z' erwerben, und 's sind gar schlechte Zeiten jetzt . . . Aber kommt, da ist ja 's Neunebrot

---

*) Schwiegermutter.
**) Wahrlich.

aufgetragen. Greifet zu, Herr Pfarr', und auch Ihr, Herr . . . r . . . r. Ich habe schon mordmäßigen Hunger kriegt. 's Garbenbinden macht den Magen leer."

Mit diesen Worten pflanzte sich der Bronnenbauer breit an den Tisch, welchen seine Frau inzwischen mit einer ländlichen „Aufwartung" beschwert hatte, bestehend aus frischer Butter, weichgesottenen Eiern, Brot, Aepfelwein und Kirschenwasser.

Der Bauer, dessen hartes, rothes Gesicht man bloß anzusehen brauchte, um alle Hoffnung für Jages und Vefele aufzugeben, sprach den Erfrischungen tüchtig zu, stürzte mehrere Spitzgläschen Kirschenwasser hinunter und benutzte eine Pause in seinem Geschäft, um den Pfarrer und mich zu der heute Abend bevorstehenden Sichelhänge auf seinen Hof einzuladen.

Fabian, welcher hoffen mochte, in einer Stunde der Fröhlichkeit der Hartherzigkeit des Bauern mit besserem Erfolg als bisher beikommen zu können, sagte in seinem und meinem Namen zu, nachdem er mich zuvor dem Einlader als einen alten guten Freund bezeichnet hatte, welcher soeben aus England und Frankreich zurückkomme. Diesen Umstand hob er wahrscheinlich hervor, weil unserem Landvolk das Gereistsein sehr imponirt. Der Bronnenbauer schien mir denn auch in der That von jetzt an mehr Aufmerksamkeit widmen zu wollen und wandte sich zu mir mit der Frage:

„Schätz' mir, Ihr seid ein Unterländer?"

Unterländer bedeutet in dem Wörterbuch des oberländer Bauern Lump, wenn nicht Schlimmeres.

„Nein," sagte ich, „wie ich denke, kann ich sagen, daß ich die Ehre habe, ein Oberländer zu sein."

„Desto besser," meinte der Bauer. „Da könnt Ihr urtheilen, ob meine Bäurin die Schnitten und Sträuble gut backen kann. Kommt nur g'wiß, Ihr Herren! Hab' ein Faß Riedlinger Lagerbier holen lassen und hab' auch noch was Apartes, ein Fäßle Karthäuser, 34er, im Keller. Aber jetzt muß ich auf den Bühel und nach meine Leut' gucken."

So sprechend stand er auf, ging an die Kammerthüre und schrie hinein:

„Machet, daß Ihr bald wieder fortkönnet, Schwieger. Und drunten will ich dem Baste sagen, daß er nit so faul 'rumdusslen, sondern 's Mühlwerk laufen lassen soll."

So verließ er die Stube und draußen hörten wir ihn seiner Frau nochmals befehlen, nach Hause zu gehen, um Alles für den Mittag und Abend herzurichten, worauf er schwerfällig die Treppe hinablatschte und drunten dem Mahlknecht zuschrie, das Wasser wieder auf die Räder zu richten und nicht so zu faulenzen.

Nachdem wir der Kranken gute Besserung gewünscht und mein Freund den beiden Frauen versprochen hatte, heute Abend einen letzten Versuch zu machen, um den Bronnenbauer zur Einwilligung in eine Verbindung seines Sohnes mit dem Befele zu bewegen, verließen auch wir die Mühle.

Die Bronnenbäuerin, ihren mütterlichen Kümmernissen freien Lauf lassend, gab uns auf den Hof das Geleite und sagte dem alten Baste, der, verdrießlich über die barsche Zurechtweisung Seitens des Bauern, die Schützen des Mühlbachs aufziehen wollte, er möge das für heute nur unterlassen, denn d' Ahne könne das Geklapper noch nicht vertragen.

„Weißt ja, Alterle," setzte die gute Frau hinzu, ihren rauhen Gatten entschuldigend, „weißt ja, mein Bauer thut ein bissele überzwerg, wenn er grad' im Schuß ist; aber er bellt oft viel ärger, als er beißt."

Viertes Kapitel.

Fiasko eines pastorlichen Reformators. — Ein bäuerisches Bravourstück. — In einer Hütte. — Ob die Armuth poetisch? — Ein sehr ländliches Blumenbrett und welche Philosophie der Blumenpflege sich an dasselbe knüpft.

Als wir am Fuße der Hügel, im Schatten des Waldsaumes hinwandelten, um auf einem Umwege nach dem Pfarrhofe zurückzukehren, erinnerte ich den Freund an sein Versprechen, mir den Verlauf seiner reformistischen Bestrebungen in seiner Gemeinde zu erzählen.

Fabian kam nur mit Widerwillen darauf zurück und faßte sich sehr kurz. Er hatte versucht, den Geist humaner und werkthätiger Liebe, der ihn selber beseelte, auch unter seinen Bauern zu Leben und Wirksamkeit zu bringen, war jedoch durch diese Bemühungen, obgleich oder vielleicht weil seine Lehren fortwährend durch die That bekräftigend, bei seinen Pfarrkindern fast in den Ruf gekommen, „letz im Kopfe“ zu sein.

„Denn,“ sagte er, „es ist in der menschlichen Gesellschaft so weit gekommen, daß jede natürliche Regung, jede energische Bethätigung des in uns brennenden Liebeseifers, jedes rückhaltslose Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit als Narrheit verlästert wird, und wenn selbst die Gebildeten, freilich meist Verbildeten, sich nicht aus dem Sumpfe der Vorurtheile, Ungerechtigkeiten und Lieblosigkeiten herauszuarbeiten vermögen, wie sollte das der Bauer im Stande sein? Wie mußte ich mich anstrengen, um ihnen nur verständlich zu machen, was ich wollte: ein Christenthum der That, nicht nur des gedankenlosen Bekenntnisses des Glaubens! Und als sie anfingen, mich zu begreifen, da hättest Du sehen sollen, wie all mein Bemühen in Rath und That an diesen im plumpsten und monotonsten Mammonsdienst

versteinerten Herzen abprallte. Natürlich wäre es thöricht, darüber Zorn zu empfinden. Der deutsche Bauer, der Bauer überhaupt kann seiner ganzen Geschichte zufolge kein Anderer sein als er ist: ein Vergötterer der Materie. Der Bauer betet zu einem Gott, den er sich ganz genau als seinesgleichen vorstellt, als einen reichen Bauer nämlich, so zu sagen als den Großbauer par excellence, als den Weltbauer. Daher auch die bäuerische Moral, welche Alles, aber auch gar Alles und sogar noch etwas mehr für erlaubt hält, was nicht geraden Wegs zum Galgen oder in's Zuchthaus führt. Ausnahmen von der Regel giebt es natürlich auch hier, ehrenwerthe, sehr ehrenwerthe Ausnahmen; aber im Allgemeinen ist die Selbstsucht des Bauern eine, wie unser Freund Rumpel sagen würde, wahrhaft pyramidalische, und wenn einfältige Idylliker diesen bäuerischen Egoismus wenigstens als einen naiven zu entschuldigen suchen, so sollten sie einmal betrachten, mit welcher raffinirten Herzlosigkeit und Niederträchtigkeit der reiche Bauer oft gegen die Gemeindearmen verfährt. Man hat unserer Bureaukratie das Schlimmste nachgesagt und Du weißt, wie ich von ihr denke, aber es heißt nur gerecht sein, wenn ich sage, daß ohne den bureaukratischen Zaum oder Sporn, wie Du willst, alljährlich Dutzende armer Leute auf dem Lande verhungern würden, und zwar gerade unter reichen Bauernschaften .... Doch genug. Erfahrungen, wie sie mir zu Theil geworden, machen auch den besten Willen erlahmen. Zudem, weißt Du, bin ich weit mehr eine beschauliche als energische Natur. So kam es denn, daß ich mich bald mit Resignation von den verstockten Alten abwandte, und dermalen stehe ich neben meiner Wirksamkeit in der Schule nur noch mit der jüngeren Generation meiner Gemeinde in näherer Verbindung, besonders mittels des Singvereins, welchen ich für die ledigen Burschen und Mädchen gestiftet habe. Zum nicht geringen Aerger und Verdruß der meisten meiner Herren Kollegen in der Umgegend. Sie bezeichnen meine Liederlust, die ich als ein Bildungsmittel ansehe, als grob weltlich und unklerikalisch.

Sei es! Sie werden mich nie dazu bringen, ihre Anschauung der meinigen vorzuziehen. Mein Gott ist nun einmal kein furchtbarer, sondern ein milder und freudiger Gott. In der blühenden Rose sehe ich ihn und in der wogenden Saat, im belebenden Frühlingssäuseln fühle ich ihn und ich höre ihn im Lerchengeschmetter, das den Tag anjubelt, und im Nachtigallenschlag, der die Nacht mit Wohllaut füllt."

Unter solchen Berichten und Betrachtungen von Seiten meines guten Fabian hatten wir das Thal durchschritten und ein sanft ansteigendes Blachfeld erreicht, auf welchem die Kornernte im vollen Gange war.

„Das ist der Bühel," bemerkte mein Freund, „außerordentlich fruchtbares Land, welches fast ausschließlich dem Bronnenbauer und seinem Nachbar gehört."

Wir gingen quer durch das Feld, und als wir uns auf der anderen Seite desselben gegen den Fluß hinabwandten, sahen wir einen hochbeladenen Garbenwagen vor uns herfahren, von vier stattlichen Rappen gezogen.

„Das ist des Bronnenbauers Fuhrwerk," sagte der Pfarrer. „Herrgott, was wäre das für ein Segen, wenn auch nur dieser eine Wagen vor der Hütte eines der Armen, deren Weiber und Kinder Du da oben auf dem Bühel Aehren lesen sahest, abgeladen würde!"

Ich beschleunigte meine Schritte, denn ich hatte unter den Knechten, die neben dem Wagen hergingen, um denselben an bedenklichen Stellen mittels langer Gabeln zu stützen, den Jages erkannt und hätte gern mit dem Burschen ein paar Worte sprechen mögen.

Der Wagen war inzwischen langsam die Höhe hinabgefahren und hatte in einen tiefen Hohlweg eingelenkt, der auf die steinerne Brücke zuführte. Wir gingen auf dem Rand dieses Hohlwegs hin, welcher, nur selten der Sonne zugänglich, tief mit Koth bedeckt und an einigen gar zu bodenlosen Stellen mit Knüppeldämmen versehen war. Eben waren wir in gleiche

Linie mit dem Wagen gekommen, als dieser plötzlich schwankte und der Bronnenbauer, welcher das Gespann in eigener Person regierend, hemdärmelig auf dem Sattelgaul saß, einen lauten Fluch ausstieß.

Ein Stück Knüppeldamm war mit dem Handpferd an der Deichsel durchgebrochen und das Thier bis an den Bauch in den Morast versunken, die Deichsel mittels des an seinem Kummet befestigten „Hebkragens" niederreißend und dadurch dem Wagen einen heftigen Stoß versetzend. Demzufolge neigte sich die Last des Wagens auf die rechte Seite und drückte dort durch ihre Wucht den Damm ebenfalls ein. Der Jages und die Knechte konnten dem schwankenden Wagen von der Seite nicht recht beikommen und so lehnte derselbe seine hohe Garbenbürde halb umschlagend an den rechten Ranft der Hohlgasse.

Da hätte man nun den Bronnenbauer haseliren und fluchen hören sollen! Erst wandte er sich im Sattel um und goß eine Fluth von Schimpfworten über die unschuldigen Knechte aus. Dann tobte er gegen die Pferde, auf welche er in blinder Wuth mit umgekehrtem Geißelstecken losschlug. Alles umsonst. Die gepeinigten Thiere wurden nach einigen vergeblichen Anstrengungen störrisch und zogen gar nicht mehr an. Der Bronnenbauer wälzte sich endlich aus dem Sattel und begann sein Treiben und Peitschen von unten herauf. Wieder umsonst. Er vermochte nicht einmal das Handpferd aus dem Morastloche, worein es gefallen, herauszubringen und die drei übrigen Gäule beantworteten die zweckwidrigen Geißelhiebe ihres Herrn mit wüthendem Ausschlagen.

Der Jages, welcher bisher ein unthätiger Zuschauer geblieben, wies jetzt die Knechte an, ihre Gabeln zwischen die Wand des Hohlwegs und den Wagen zu stecken und sich derselben, sobald er die Pferde zum Anziehen brächte, mit aller Kraft als Hebstangen zu bedienen. Dann stieg er in den Hohlweg zu seinem Vater hinunter, welchen die zornige Anstrengung ganz athemlos gemacht hatte, und sagte ruhig:

„Laßt's mich mal probiren."

Brummend trat ihm der Alte die Geißel ab und mit der Leichtigkeit eines erprobten Reiters schwang sich der junge Mann auf den Sattelgaul, eigenthümlich mit der Zunge schnalzend. Die Pferde schienen dies zu verstehen, denn sie spitzten die Ohren und gaben ihr störriges Pruhsten und Stampfen auf. Mit einem einzigen geschickten Griff in den Zügel brachte der Jages das gefallene Pferd wieder aus der Grube. Dann schnalzte er abermals mit der Zunge, rief den Knechten zu: „Fest angestemmt, Ihr da hinten!" setzte dem Sattelgaul die Fersen in die Weichen ließ die Geißel klatschend auf die Vorderpferde fallen und das ganze Viergespann mit einmal in vollen Zug bringend, trieb er es vorwärts und brachte den Wagen, der sich beim ersten Ruck an den angestemmten Gabeln der Knechte wieder aus seiner schiefen Lage aufrichtete, glücklich über die gefährliche Stelle hinaus.

„Brav gemacht, Jages!" rief der Pfarrer in die Hohlgasse hinab. „Das thut Dir nicht sobald einer nach."

„O, 's ist kein Hexenwerk, das!" entgegnete der Jüngling, sein schönes, sonnverbranntes Gesicht zu uns heraufkehrend. „Man muß nur d' Gäul nicht ungäb*) machen; dann ziehen sie ein' ganzen Berg weg, wenn's sein muß."

So sprechend stieg er ab und übergab die Geißel wieder seinem Vater, der sofort abermals die Wagenlenkersrolle übernahm, mit den grollend hervorgestoßenen Worten, er werde die „Schindmähren" von stätigen Rappen auf dem nächsten Riedlinger Markt sicherlich verkaufen. Offenbar fühlte sich seine bäuerische Eitelkeit sehr verletzt, daß sein Sohn mit einer Aufgabe, welche er nicht zu lösen verstanden, so rasch und leicht fertig geworden. Er blieb mürrisch auf seinem Gaul sitzen und ließ sich nicht herab, vom Fabian und mir Notiz zu nehmen.

Als die Hohlgasse unfern der Brücke in freies Feld auslief,

*) Ungebärdig, unartig, wild.

gesellten wir uns zu dem Jages, der in sich gekehrt hinter dem Garbenwagen herging. Der junge Mann erwiderte des Pfarrers Begrüßung mit soldatischem Anstand, blieb aber schweigsam, bis er sich plötzlich mit den leise gesprochenen Worten an meinen Freund wandte:

„Herr Pfarr', ich hätt' 'was Wichtig's mit Ihnen z' reden. Hätten Sie wohl auf den Abend ein bisle Zeit für mich?"

„Freilich, so viel Du willst und ich kann mir leicht einbilden, was Dein Anliegen sein wird. Hab' schon mit Deiner Ahne und Mutter vorhin darüber geredet."

„Ei, wie geht's denn der Ahne? Sie hat's heut' Nacht arg auf der Brust g'habt. Als ich am Morgen von ihr weg auf's Feld mußt', war's noch nicht viel besser."

„O, sei ganz unbesorgt, Jages, sie ist schon wieder viel wohler auf."

Und lächelnd setzte der Pfarrer hinzu:

„Sie hat aber auch eine gar brave und geschickte Wärterin, weißt Du?"

Der Jages wurde roth und warf mir einen jener mißtrauischen Seitenblicke zu, die in den Augen der Landleute, wenn sie sich Fremden gegenüber befinden, oft wahrzunehmen sind.

Mein Freund bemerkte es und sagte:

„Brauchst Dich vor dem Herrn da nicht zu geniren, Jages, 's ist ein alter, bester Kamerad von mir, der auf Deiner Hochzeit tanzen möchte."

„Da müßte der Herr lange in Frohdorf bleiben," versetzte der Jüngling finster. Und nach einer Weile fragte er:

„Sagen Sie mir doch, Herr Pfarr', steht wirklich in der Zeitung, daß es bald Krieg geben werde?"

„Warum soll's denn Krieg geben?"

„Darum, weil ich fortmöcht' in den Krieg."

Er hielt wieder inne. Da er jedoch auf meinem und meines Freundes Gesicht nur herzliche Theilnahme an seinen Verhältnissen und Gefühlen lesen konnte, fuhr er fort:

„Gucken Sie, Herr Pfarr', ich halt's so nicht länger aus. Das wollt' ich Ihnen heut' Abend sagen, kann's aber auch jetzt thun, da wir doch mal d'ran sind. Gucken Sie, fast gar drei Jahr lang bin ich jetzt wie verhext. 's Vefele hat mir's angethan, aber es kann halt auch nichts dafür. Wissen Sie, als ich hab' zur Conscription g'mußt und es verspielt hatt', bin ich Soldat worden, obgleich mich der Vater gern loskauft hätt'. Glaubte, werde mir das Mädle beim Militär besser aus 'm Sinn schlagen können. 's ging auch erst nicht so übel, als ich in der Residenz zur Garde bin gezogen worden. D' Soldaterei g'fiel mir. Aber in d' Länge ging's halt doch nicht, und wenn sie mich auch wollten zum Obermann machen, 's that's halt nimmermehr, und so schrieb ich an d' Mutter, daß man mich doch sollt' loskaufen. 's war ahsograd', als müßt' ich beim Exerciren mei'm Gaul immer d' Sporen geben und was hast was giebst Frohdorf zureiten. Als ich heimkam, meint' ich vor Freud' nur grad' ganz aus 'm Häusle z' kommen,*) daß ich nur 's Vefele wieder z' sehen kriegt'. Aber jetzunder hat sich der Vater immer ärger dahinter g'steckt und thut dem Mädle bei jeder G'legenheit Schand' und Spott an und läßt mir bei Tag und Nacht keine Ruh', darum, daß ich soll 's Luixenbaurs Kätter heirathen. Doch ich thu's halt eineweg nit und, gucken Sie, Herr Pfarr', d'rum möcht' ich wieder Soldat werden. Aber Krieg sollt's sein, daß ich fortkönnt' und nimmer kommen!"

Der junge Mann hatte die Worte gegen das Ende seiner Rede immer hastiger hervorgestoßen; allein der Ausbruch seines Schmerzes war heute keineswegs ein so weicher wie gestern. Im Gegentheil, sein Ton war zornig und resolut und sein ganzes Gebahren von heute zeigte mir, daß er nicht zu den Leuten gehörte, welche dem Mißgeschick nur ein unmächtig thränend Auge weisen. Eher schien er mir geneigt, in seinem Trotze gegen das Schicksal vielleicht gar eine gewaltthätige Handlung

*) Närrisch zu werden.

zu begehen. Fabian schien meine Gedanken zu theilen und sah den aufrecht, stramm und trotzig einhergehenden Burschen fast bedenklich an.

Der Garbenwagen war aber inzwischen über die Brücke gelangt und fuhr den Weg hin, welcher links am Flusse hinab nach dem Bronnenhof führte. Es war daher jetzt keine Zeit mehr zum Rathgeben und Beschwichtigen. Der Pfarrer konnte den Jüngling nur noch ermahnen, sich wenigstens die nächsten Tage noch zu gedulden und besonders auch heute Abend ruhig und unbefangen sich zu verhalten, und so trennten wir uns.

Nach Tisch nahm der gute Fabian das Cigarrenkistchen unter den Arm und bat seine Mutter, uns den Kaffee in den Garten zu bringen. Unter der Hausthüre gab er eins seiner Thierbändigersignale und alsbald versammelte sich der Theil seiner Menagerie, welcher den Tag über freie Pirsch in Haus und Garten hatte. Diese sehr gemischte Gesellschaft, welche um uns her krabbelte und flatterte, wurde im Garten noch um einen Storch vermehrt, einen gravitätischen alten Herrn, der mit seinem langen Schnabel sehr geschickt die Brocken auffing, welche ihm der Pfarrer hinwarf. Fabian führte wie vormals mein unvergeßlicher Vater in seinen Taschen stets einen Futtervorrath mit sich.

Es saß sich gar heimelig in der Laube von Geißblatt und wilden Reben und mir wurde ganz gemüthlich zu Muthe.

Fabian sah mich an, bot mir über den Tisch herüber die Hand und sagte:

„Ich weiß, was Du denkst!"

„Was?"

„Es sei doch schön, eine Heimath zu haben; so einen Winkel, in welchen man sich hineinducken kann; so eine trauliche Stelle, von welcher man sagen kann: Hier bin ich daheim."

„Du hast es so ziemlich errathen," gab ich mit einem leisen Seufzer zur Antwort.

„Gelt, Alterle? Aber warum denkst Du nicht daran, Dir einen eigenen Herd zu gründen?“

„Weil ich mir vorstelle, daß es sich nur zweisam schön und bequem an demselben sitze.“

„Aha! Aber ist denn gar keine Aussicht vorhanden, diese Vorstellung zu verwirklichen?“

„Für jetzt keine. In ruhigsten Stunden, wo ich ganz mit mir allein bin, ist mir zwar oft ... doch warum von Träumereien reden?“

Der Freund sah mir an, daß ich den Gegenstand weiter zu verfolgen nicht geneigt war, und sagte zu mir nur noch:

„Werde mir nur kein Hagestolz! Alte Junggesellen fallen in der Regel in die Kategorie: unausstehlich.“

Nachdem wir unseren Kaffee getrunken hatten, machten wir einen Gang durch den Garten, dem sich die große Pfarrwiese mit ihren schönen Obstbäumen anschloß, Fabian besichtigte verschiedene derselben, deren Früchte zu den frühreifenden gehörten, und hielt mir bei dieser Gelegenheit eine treffliche Vorlesung über Obstzucht, auf welche er sich sehr gut verstand. So kamen wir an's Ende der Wiese und erblickten jenseits der Umzäunung das ärmliche Häuschen der Hanne, überschattet von den zwei alten Apfelbäumen, welche mir Courage als Hauptstücke im Vermögensinventar seiner Base aufgeführt hatte.

Ich muß bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich keineswegs zu denen gehöre, welche die Armuth poetisch finden. Rührend wohl, unter Umständen auch erschütternd, aber poetisch? — nein! Die Poesie flügelt den Menschen empor, die Armuth drückt ihn zu Boden; sie macht ihn nicht zum Gott, sondern zum Thier, welches um der Stillung seines Hungers willen mit der Gesellschaft einen unaufhörlichen Kampf kämpfen muß. Ich habe in den Behausungen der Bedürftigen und Elenden nie jene lackirte Armuth gefunden, von der alberne Poeten faselten und faseln, wohl aber im Gegentheil sehr oft Entblößung und einen alle Sinne beleidigenden Schmutz. Die Ausnahmen sind selten, wo

der besonders dem Weibe angeborene Instinkt für Anstand und Sauberkeit von der trostlosen Noth und der hoffnungslosen Ergebung in dieselbe nicht völlig verdrängt ist.

Die Behausung der armen Hanne gehörte zu den Ausnahmen, was mich schon um des Befele willen freute.

Das vermorschte Gatterthürchen der Pfarrwiese öffnete sich auf ein paar bemooste Sandsteinstufen, welche zu dem klar daherschießenden Mühlbach niederführten. Wir gingen über den niedrigen Bohlensteg und standen vor der strohgedeckten Hütte, um welche her man keine jener ländlich-schändlichen Unfläthereien gewahrte, welche einem zwar nicht in den modischen Dorfnovellen, wohl aber in der dörflichen Wirklichkeit nur allzuoft begegnen. Was mir aber besonders wohlthat, war ein Blumenständer, welcher vor einer kleinen viereckigen, in Ermangelung eines Fensters bloß mit einem Laden versehenen Oeffnung befestigt war, die, wie ich vermuthete, die Schlafkammer der alten Hanne und ihrer Tochter mit Licht versah. Dieser Blumenständer bestand freilich nur aus einem alten Brettstück und die Blumentöpfe waren nur Scherben von unbrauchbar gewordenem Kochgeschirre, aber diesem ärmlichen Apparat zum Trotz prangte und duftete da ein üppiger, augenscheinlich sorgfältig gepflegter Flor von Moosrosen, Levkoien, Reseda und Nelken.

Beiläufig gesagt, lieber Leser, ich habe die Eigenheit, Autoren und Frauen in zwei Klassen einzutheilen. Jene kurzweg in Langweiler und Nichtlangweiler, diese in solche, welche die Blumen lieben und pflegen, und in solche, welchen die Blumen gleichgültig sind. Die letzteren sind mir fatal und ich traue ihnen nicht viel Gutes zu. Dagegen Frauen und vollends Frauen aus den arbeitenden Klassen, welche die wenigen Augenblicke, die ihnen zum Ausruhen vergönnt sind, dazu verwenden, mit ihren beschwielten Händen die zartesten Kinder der Mutter Erde zu warten, haben in mir jederzeit eine günstige Meinung erweckt, welche nie getäuscht wurde. Bei dem sonstigen Mangel an ästhetischem Sinne, den unser Volk leider allwärts und

sogar in Gegenden, wo es die Natur mit großer Körperschönheit ausgestattet hat, durch Beibehaltung oder gar Aneignung der abgeschmacktesten, entstellendsten Tracht an den Tag legt, ist es auch gar nicht so bedeutungslos, ob ein Weib aus dem Volke die Blumen liebe oder nicht. Ich möchte die Blumenpflege den Kunstgenuß der Frauen des Volkes nennen. Derselbe übt auf ihr Seelenleben sicherlich einen heilsamen Einfluß.

Wahrscheinlich kommt diese Behauptung dem geneigten Leser im ersten Augenblick lächerlich vor; ein näheres Zusehen dürfte sie aber rechtfertigen. Zur Bekräftigung erzähle ich, daß ich eine Dorfschöne kannte, welche in der ganzen Gemeinde als unverträglich, „bösmäulich“ und händelsüchtig, kurz als ein wahrer „Sadrach“ verrufen war, bis sie durch ihre Seitens einer Kamerädin zufällig in ihr angeregte Blumenliebhaberei nach und nach in eine sanftere Sinnesweise hinübergeleitet wurde, was nicht so unwahrscheinlich erscheinen dürfte, falls man bedenkt, daß die Minuten, welche die Bauernmädchen an ihren Blumenbrettern zubringen, die einzigen Momente stiller Sammlung sind, welche in ihrem Leben vorkommen.

Fabian meinte, er wolle nach dem Staar sehen, welchen er dem Courage zum Abrichten gegeben, und öffnete ohne Umstände die Thür des Häuschens, welche bloß mittels einer hölzernen Klinke verschlossen war. Vor Dieben schien man hier durchaus nicht besorgt zu sein, denn mit einem leichten Druck auf das ländliche Schloß von Seiten meines Freundes ging die Thüre auf und ließ uns in die von ihren Bewohnern verlassene Hütte treten.

Da standen wir denn zunächst in einem kleinen, höhlenartigen Raume, welcher zugleich als Flur und Küche diente. Ein armseliger Herd, eine schmale Reihe von Thongeschirren an der berußten Wand, eine blankgescheuerte Messingpfanne und ein weißgefegter Wasserzuber bildeten die Ausstattung derselben. Zur linken Hand führte von hier ein Ding, welches weit mehr

einer Leiter denn einer Treppe glich, in eine Dachkammer, das Nachtquartier des alten Soldaten; rechts öffnete sich eine schmale Thüre in die niedrige Wohnstube.

In diese getreten, ging mein Freund sogleich auf einen der von geschälten Weidenzweigen geflochtenen Vogelkäfige zu, welcher, gegenüber den zwei kleinen, mit runden Scheiben von grünem erblindetem Glas besetzten Fenstern, an der Wand befestigt waren. Sie bildeten, unter der Aufsicht des Courage, eine Filiale von des Pfarrers Menagerie, und während dieser jetzt den schreienden Staar aus seinem Behältniß nahm und zu examiniren begann, schaute ich mich in der Stube um.

Ein alter grüner Kachelofen, daneben eine vor Zeiten blau und roth bemalt gewesene Truhe oder, oberländisch gesprochen, Sidel, welche als Schrank und Bank zugleich gebraucht wurde, in der Ecke ein vom Alter geschwärzter Tisch, dessen vierter Fuß abgebrochen und durch einen wahrscheinlich von dem alten Soldaten eingesetzten starken Buchenzweig ersetzt war, in der Tischecke ein großes verrauchtes Kruzifix, mit dem am letzten Palmsonntag geweihten Palmenbüschel, ferner zwei Stühle, deren Beine der ländlichen Etikette gemäß mit einer dünnen, weißen Sandkruste überzogen waren, in einer Wandnische eine Lampe oder, oberländisch, ein Tigel mit hölzernem Gestelle und blechernem Oelbehältniß nebst „irdenem“ Feuerzeug, vor der Sidel ein altväterisches Spinnrad nebst Kunkel: — das war das Mobiliar der Stube, in welcher alles von Armuth und Entbehrung, aber auch von einem unter solchen Verhältnissen sehr seltenen Bedürfniß der Ordnung und Sauberkeit zeugte. Alles stand an seinem Platze; Decke und Wände waren „geweißt“ und der Boden war mit weißem Sande bestreut. Ich erwähne auch noch zweier Luxusgegenstände, nämlich eines abenteuerlich geschnörkelten Lehnsessels aus dem vorigen Jahrhundert, welcher in dem Ofenwinkel stand, und einer kolorirten Lithographie, die in schwarzem Rahmen zwischen den Fenstern an der Wand hing und den Napoleon darstellte, in grüner Uniform und grauem

Ueberrock auf dem bekannten historischen Schimmel reitend. Der Lehnsessel war, wie mir Fabian mittheilte, von dem Besitzer eines der benachbarten Herrenschlösser, welcher vordem auch Soldat gewesen, an den alten Kriegsknecht geschenkt worden; das Napoleonsbild hatte ihm der Pfarrer, trotzdem dieser keineswegs ein Napoleonverehrer war, gekauft und einrahmen lassen.

Der Staar mußte den Unterricht des Courage gut benutzt haben, denn er schrie höchst energisch sein Parbleu und Morbleu, woran der Fabian sein innigstes Ergötzen hatte. Er konnte auch dem Lehrmeister sogleich seine Zufriedenheit ausdrücken, denn der alte Soldat trat gerade in die Stube und brachte sein „Bon soir, Messieurs“ so unbefangen vor, als sei er nicht im Mindesten überrascht, in Abwesenheit der Hausbewohner fremde Eindringlinge hier zu finden.

„Guten Abend, Alter,“ sagte der Pfarrer, den Vogel in seinen Käfig zurückschiebend. „Der Staar macht große Fortschritte und ich denke, man kann ihn jetzt bald frei in Haus und Garten umhergehen lassen.“

„Noch nicht, Herr Pfarr', noch nicht, glauben's mir. Ist zwar ein gescheidter Kerl, aber doch noch Rekrut, muß noch 'ne Weile exercirt werden, ehe man ihm traut; sonst desertirt er mit Sack und Pack .... Kenne die Staare, ein schlaues Gesindel, glauben's mir — courage!“

„Magst Recht haben, Kamerad,“ entgegnete der Pfarrer lächelnd, „ich beuge mich, wie immer, vor Deinen kriegerischen Erfahrungen. Aber sag' mir, wo ist Deine Base, die Hanne? Ich hätte gern ein Wort von wegen des Vefele mit ihr gesprochen.“

„Wird wohl auf'm Aehrenlesen sein, denk' ich. War aber Vormittags Ihre Frau Mutter hier, Herr Pfarr', und hat mit meiner Bas' ein Langes und Breites geredet.“

„Ja, meine Mutter wünscht gleich mir, das Mädchen möchte zu meiner Base nach Dietelhofen gehen.“

„Weiß es, und 's Mädle ist dort gut aufgehoben, mort

de ma vie! das muß wahr sein. Kenne Ihre Bas' recht wohl, Herr Pfarr'. Ist ein raisonables Weibsbild und ihr Bauer, auch Keiner von den Letzten, hört gar z' gern meine Geschichten und steckt mir beim Gehen immer einen Groschen in d' Hand . . . gute Leut' das — courage! . . . Aber, Herr Pfarr', wissen Sie, das Ding, von wegen dess' ich heut' Morgen bei Ihnen war —"

„Hab' es nicht vergessen, Alter, aber so etwas will reiflich überlegt sein, bevor man es zu Handen nimmt. Und jedenfalls kann es nicht schaden, wenn das Mädchen von hier weg ist."

„Wohl, aber wird mir halt gar ahndthun*) nach 'm Vefele."

„Glaub' es, aber kannst's ja oft besuchen."

„Freilich, und dann muß sich's wohl schicken, wenn's nur dem Mädle zum Besten g'reicht — courage!"

„Hoffe, es werde dem Vefele wirklich zum Besten gereichen, und will deshalb noch heute einen Brief an meine Base schreiben, womit sich 's Vefele morgen früh auf den Weg machen kann. Gefällt es ihr bei meiner Verwandten, so kann sie sogleich dort bleiben und Du bringst ihr dann den Wanderbündel."

„Gut, ich weiß, Sie meinen's wirklich redlich mit uns und allen Leuten, Herr Pfarr', und darum will ich meiner Bas' und meinem Bäsle zureden und 's Mädle soll morgen nach Dietelhofen gehen . . . Und von wegen dessen, was ich Ihnen heut' Morgen vorgetragen hab' — Sie werden's auch nicht so liegen lassen — courage!"

Der Alte begleitete uns durch die Küche, wo der Pfarrer unbemerkt, wie er glaubte, ein Stück Geld auf den Herd legte, vor die Hütte bis an den Bach, wo wir ihm Adieu sagten, um nach dem Pfarrhaus zurückzugehen.

*) Ahndthun = Sehnsucht empfinden.

Fünftes Kapitel,

welches den wißbegierigen Leser belehrt, was eine oberländer Sichelhänge sei.

Auf dem Kirchthurm schlug die „Betglocke" an, als wir Abends durch die dämmernden Gassen des Dorfes in's Freie gingen, um auf dem Bronnenhof der ländlichen Lustbarkeit anzuwohnen, welche nach eingeheimster Ernte von den wohlhabenden oberländer Bauern unter dem Namen Sichelhänge gefeiert wird. Die Sicheln werden aufgehangen, das heißt, das Korn ist geschnitten, die Ernte eingethan: daher die Bezeichnung. Früher war, wie ich mich aus Erzählungen meines Vaters erinnerte, in diesem Erntefest viel uralt Heidnisches und ich selbst erinnere mich, wenigstens in meinen Knabenjahren bei Sichelhängen heidnische Anklänge wahrgenommen zu haben, die ich mir freilich erst später zu deuten wußte. Unsere Bauern sind überhaupt noch heute Heiden, wie ihre Altvordern waren. Der christliche Firniß, womit ihr Heidenthum überstrichen wurde, ist ein sehr dünner. Ueberall schimmert noch der Glaube an die alten Naturgewalten durch. Freilich, die Namen der alten Götter hat das Taufwasser allmählich aus dem Gedächtniß des Volkes gewaschen, nicht aber die alten Götterbegriffe. Die Volksreligion ist noch heute so polytheistisch, wie sie vor zweitausend Jahren gewesen.

Der heiße Tag hatte am Abend mit einem Gewitter gedroht, welches aber nicht zum Ausbruch gekommen war. Im Westen standen die Wolken wie eine eherne stahlblaue Mauer und die Sonne hinter derselben niedersteigend, schoß grellgelbe Breschen darein. Dann wurde die Wolkenmasse schwärzer und immer schwärzer, drückte sich langsam und schwerfällig mehr und mehr am Himmel herauf, schob sich hinüber und herüber und wuchtete schwül auf der ganzen Gegend. Feld und Wald standen

schweigend und regungslos, als harrte die Welt in ehrfurchtsvoller Stille der majestätischen Ansprache des Donners. Aber er zögerte. Nur dann und wann zuckte ein kurzer Blitz wie ein lässiges Augenzwinkern in den düstern Wolkenbrauen und noch hatte sich nicht einmal jener unheimlich pfeifende Wind aufgemacht, welchen Blitz und Donner als ihren Herold vor sich herfegen lassen.

Bei dem Bronnenhof angekommen, standen wir eine Weile unter einer mächtigen Linde still, welche ihre knorrigen Aeste über einen reichen Brunnen ausstreckte, der armsdick aus einer rohbehauenen hölzernen Röhre hervorsprudelte. Von diesem Quell trug das Gehöft seinen Namen und Fabian erzählte mir eine Legende, welcher zufolge in der Heidenzeit ein Prediger des Christenthums zur Beglaubigung seiner Sendung den Brunnen hatte entspringen lassen.

Der gute Pfarrer setzte eben an, mir über den ironischen Zug, welchen die Wundererzählung auf meine Lippen gerufen hatte, humoristisch den Text zu lesen, als von der großen Scheune des Hofes herüber die Töne einer näselnden Klarinette, einer schwindsüchtigen Geige und eines anarchischen Waldhorns erklangen. Zum Glück ließ das laute Juheien der Burschen, welchen die Musik zum Tanz aufspielte, die Harmonieen des besagten Trio nicht zu sehr aufkommen.

Wir traten an das Thor der Scheune, welche den Hofraum linkshin flankirte, während zur Rechten die weitläufigen Stallungen sich erhoben, und bemerkten, daß die Lustbarkeit bereits in vollem Gange war. An jeder der drei Seitenwände der Scheune waren Stalllaternen aufgehangen und in dem ungewiß hin- und herflackernden Lichte arbeitete ein Dutzend junger Paare in den raschen Windungen des „Schleifers“ und in den noch rascheren des „Drehers“ und „Hopsers“ bunt durcheinander. Ich sage: sie arbeiteten; denn das rasende, schweißaustreibende Springen und im Kreise Drehen unserer nordischen Tänze kann, besonders mit den graziösen, künstlerisch schönen

und bedeutungsvoll symbolischen Nationaltänzen der südlichen Völker Europas verglichen, doch wohl nicht anders bezeichnet werden. Wenn dieses Tanzen schon auf dem Parketboden eines glänzend erleuchteten großstädtischen Ballsaals so aussieht, daß man versucht sein könnte, einen Verein gegen Thierquälerei dagegen anzurufen, wie muß es dem Auge eines Schönheitgläubigen erst auf der Tenne einer Scheune bei Stalllaternenbeleuchtung vorkommen?

Ich theilte diese Bemerkungen leise meinem Freunde mit, während wir ungesehen im Schatten des nach außen geöffneten Scheunenthores standen. Er hörte mich nach seiner Art geduldig an, bemerkte dann aber mit gutmüthigem Spott:

„Ei, ja doch, das ist Alles recht schön und ich sehe mit Vergnügen, daß Du auch als Geschäftsmann noch Philosophie des Schönen getrieben hast. Aber, lieber Alter, daneben erinnere ich mich noch sehr gut der Zeit, wo Dich die Töne einer Musik, wie wir sie hier vor uns haben, zum lautesten Jubel bewegen konnten, wo Du nicht müde wurdest, auf den Tanzböden der Dorfschenken zu »arbeiten«, und wo Du Dich glücklich schätztest, so oft Du Dich die halben Nächte hindurch mit einem hübschen Steinlacher Mädchen im Kreise drehen konntest, obgleich einem diese Tänzerinnen mit ihren höllischen Schuhhacken fast die Zehen wegtraten.“

„Ach ja,“ versetzte ich kleinlaut, „das war eine liebe, heitere, sorglose Zeit. Wollte es wäre noch so!“

„Gelt, jetzt hab' ich Dich? Siehst Du, nur der Genügsame, der Ursprünglichkeit und Naivität der Natur noch Anhängliche versteht sich so recht zu freuen. Du tanzest nicht mehr, bist wählerisch in der Musik wie im Wein und Tabak, Du kennst die rechte Jugendlust nicht mehr, mein Junge. Sieh Dir einmal diese vor Freude leuchtenden Blicke der Burschen, diese in Vergnügen flammenden Wangen der Mädchen an und laß das Kritteln und Grämeln sein.“

Eben war ein Tanz zu Ende und wollte einer der Jüng-

linge den Musikanten, welche im Hintergrund der Scheune auf einem umgestürzten Futtertrog saßen, einen neuen „fürsingen“, als wir, an der Thoröffnung vorübergehend, von den jungen Leuten wahrgenommen wurden. Sogleich drängten sich Alle auf den Pfarrer zu, um ihm einen guten Abend zu wünschen. Mein Freund erwiderte diese Begrüßungen mit der ihm eigenen Bonhomie, richtete an diesen eine ernste, an jenen eine scherzhafte Frage und schloß, zurücktretend, mit der Mahnung: „Macht Euch lustig, Kinder, und Ihr Bursche, merkt Euch, daß eine Lustbarkeit ganz gut von statten gehen kann ohne eine Prügelei am Schlusse. Verstanden?“

Die Ballherren in Hemdärmeln und Lederhosen lachten und einer, sein Mädle gegen die Musikanten hinziehend, begann sofort ein „Schelmenliedle“ fürzusingen:

„'s Fidélebauers Annele,
Des ischt a guater Bissa.
Und hätt' i se,
Wie wett' (wollt') i se
Verdrucka und verküssa.“

Die Musikanten begannen die Melodie sogleich nachzududeln und der Dreher wirbelte wieder durch die Scheune.

„Der Bronnenbauer,“ bemerkte Fabian, mit mir auf das Wohngebäude zugehend, „scheint heute etwas draufgehen lassen zu wollen. Drei Musikanten, das ist wahrer Luxus für eine Sichelhänge. Aber wo steckt denn der Jages?“

„Hier!“ entgegnete die Stimme des jungen Mannes, der aus dem nächtlichen Schatten des Baumgartens trat, welcher sich an der Giebelseite des Hauses hinzieht. Und nachdem er den Pfarrer und mich begrüßt hatte, setzte er hinzu: „War draußen in der Mühle, um nach der Ahne zu sehen, mit der es, Gottlob, recht ordentlich geht.“

„Hm,“ dachte ich, „was doch kranke Großmütter für eine Anziehungskraft für ihre Enkel haben, wenn ihre Wärterinnen Vefele heißen.“

Inzwischen war der junge Bauer näher zu meinem Freunde getreten, welcher schon die Klinke der Hausthüre erfaßt hatte, und fragte rasch und leise:

„Ist's wahr, Herr Pfarr', geht 's Befele morgen zu Ihrer Base nach Dietelhofen?“

„Allerdings, und Du wirst, denke ich, nichts dagegen haben wollen.“

„Ei, ja wohl, wer weiß? Uebrigens liegt Dietelhofen nicht aus der Welt draußen und Sie brauchen künftig für Ihre Botschaften an Ihre Base kein' Botenlohn mehr auszugeben. Ich weiß Einen, der sie Ihnen umsonst besorgt.“

„So, meinst Du, Bursch? Wie aber, wenn ich meine Base bäte, einen gewissen trotzköpfigen Burschen, sobald er sich in Dietelhofen blicken ließe, durch ihres Bauern Knechte tüchtig abwamsen zu lassen?“

„O, was das angeht, Herr Pfarr', das macht mir kein' Kummer nit. Erstens kann ich, wenn's sein muß, auch so ein bisle mit dem Raufen umgehen und zweitens fällt es Ihnen gar nit ein, Ihre Base um so was zu bitten.“

Fabian öffnete die Thüre und wir wurden auf dem Flur von der Bronnenbäuerin empfangen, die mit hochrothem, die Gluth des Herdes widerstrahlendem Gesicht aus der Küche trat, aus deren Räumen mir ein einladender Duft von allerlei Gebackenem in die Nase stach.

Halte mich nicht für einen krassen Materialisten, lieber Leser, wenn ich dir sage, daß mich dieser Duft wundersam anheimelte. Hättest du, wie ich, im Oberlande deine Kinderschuhe vertreten, würdest du ohne Weiteres zugeben, daß in dem Arom frischgebackener „Spätzle“ und „Schnittle“ und „Weckenknöpfle“ und „Sträuble“ und „Bauernküchle“ die ganze Poesie goldener Jugenderinnerungen liegen kann.

Ja, wahrhaftig, für einen Moment wenigstens war ich wieder ein glücklicher, ein genießender, ein naiver Mensch.

Indem die gute Bronnenbäuerin die Stubenthüre vor uns

aufthat, um uns eintreten zu lassen, hörte ich sie ihrem Sohn hastig zuflüstern:

„Hörst, Jages, thu' mir den G'fallen und tanz' ein bisle mit der Kätter, die mit ihrem Vater drinnen am Tisch sitzt."

„Nu', mira!" entgegnete der Sohn, „wenn Euch damit ein G'fallen g'schieht, Mutter. Aber merkt's Euch, Tanzen und Heirathen ist zweierlei."

Die Gesellschaft, welche wir in der großen, mit vom Alter gebräunten Eichenholz getäfelten Wohnstube des Bronnenhofs versammelt trafen, bestand aus dem Hausherrn, seinem Nachbar, dem Luixenbauer nebst Tochter, ferner dem Schultheiß und dem Schulmeister der Gemeinde sammt ihren Frauen, dann dem Hansjörgenbauer, welchen ich gestern in Gesellschaft des Bronnenbauern gesehen, und endlich einem alten Oberknecht, welcher die Ehre, in der Stube mit am Tische sitzen zu dürfen, dem lustigen Treiben in der Scheune vorgezogen hatte.

Der Tisch, auf einem schneeweißen, in der Mitte mit einer breiten rothen Borte durchwirkten Linnentuch eine Last von Speisen und Getränken tragend, gab, wie das Gemach überhaupt, sprechendes Zeugniß von bäuerischem Reichthum.

Beim Eintritt des Pfarrers erhoben sich Alle ehrerbietig und er wurde sofort von dem Hausherrn an den Ehrenplatz oben am Tische geführt.

Wenn auch Fabian's Reformbestrebungen an der Zähigkeit bäuerischer Vorurtheile gescheitert waren, so viel war dennoch augenscheinlich, daß seine lautere, noble und milde Persönlichkeit selbst dem bäuerischen Egoismus Achtung abgezwungen hatte.

Die Bronnenbäuerin stellte dem Stuhl des Pfarrers einen für mich zur Seite und entfernte sich dann, um eine frische Auflage von Schinken, Würsten und Backwerk auf den Tisch zu befördern. Ich that, in Erinnerung alter Zeiten, namentlich dem Gebackenen alle Ehre an und trank rothen Karthäuser Wein dazu, was sehr wohlthat.

Als ich wieder von meinem Teller aufschaute, war die

dralle, rothbackige, mit einer oberländischen Busenfülle im Superlativ ausgestattete Kätter verschwunden. Der Jages mußte sie also wirklich zum Tanze geführt haben.

Die ländlichen Gäste hatten ihren Appetit großentheils schon gestillt, und nachdem die stereotypen bäuerischen Gesprächsmaterien, als da sind Rindvieh-, Pferde- und Getreidepreise, Schafschur und Hagelschlag, Klagen über böse Zeiten und Futtermangel, abgethan waren, brachte der Schulmeister, der fast wie ein heimlicher „Wühler" aussah, ein politisches Thema auf's Tapet, indem er die Frage aufwarf, wem wohl die Frohdorfer Wähler bei der bevorstehenden Bezirkswahl zur Ständeversammlung ihre Stimmen geben würden.

„Ich für mein' Theil," sagte der Luixenbauer, das steingutne Bierkrügle niedersetzend, „gieb' mein' Stimm' nur einem gutkatholischen Oberländer. Wollen kein' so unterländischen Schreibersknecht mehr zum Abgeordneten."

„Ja," bemerkte der Bronnenbauer, „ich hab' ein' Vogel pfeifen hören, daß wir diesmal ein' rechten Mann kriegen sollen, ein' geistlichen Herrn, der den Unterländern donderschlächtig auffätzig ist. Wissen Sie's auch schon, Herr Pfarr'?"

„Habe ebenfalls davon reden hören," entgegnete Fabian. „Näheres weiß ich aber nicht."

Der Schultheiß faßte ein Licht vom Tische, brannte seine Pfeife damit an, und nachdem er eine Wolke schrecklich duftenden Tabaks von sich gegeben, meinte er, „der Herr Oberamtmann werde zu dem Allem doch auch sein Wörtle sagen."

„So, hat er Euch schon wieder am Bändel, Schultes?" bemerkte der Luixenbauer unwirsch.

„Wie meint Ihr das?" fragte der Schultheiß im Gefühle seines Amtes.

„So mein' ich's," versetzte der Gefragte störrisch, „daß alleweil d' Schultes tanzen, wie der Oberamtmann pfeift."

Der Schultheiß wollte heftig entgegnen, der Hausherr aber legte sich dazwischen und sagte:

„Bscht, bscht! Wer wird denn Händel anheben wollen von wegen den Herrenleuten? Gucket, was die Abgeordnetenwahl angehen thut, so geb' ich im Grund kein' Pfifferling drum, ob's der oder der ist. Wir müssen halt auch die Herren noch b'solden, zu den Anderen hin. Saget mir doch, was es helfen thut, wenn die Leut' im Ständhaus in d'r Residenz z'sammensitzen und monatlang durcheinander plappern und haseliren."

„Mit Verlaub," nahm der Schulmeister das Wort und begann den Bauern mit viel Einsicht und liberalem Eifer das constitutionelle Regierungssystem auseinander zu setzen, oftmals nicht gerade sanft von seinen Zuhörern unterbrochen, deren Politik, als die aller Bauern, ein- für allemal in den Wunsch sich zusammenfaßte, keine Steuern bezahlen zu müssen. Dazwischen wogte ein buntes Hin- und Herreden über die Zunahme der Armenlasten, über die Beschwerlichkeit der Gemeindebeamtungen, über die Ungerechtigkeit der Verpflichtung zu neuen Wegbauten und dergleichen mehr.

Ich bekam das Gerede satt, stand auf und trat an ein offenes Fenster, welches auf die Scheune hinübersah. Dort rastete der Tanz eine Weile. Die Burschen standen in einer Gruppe um die hohe Gestalt des Jages. Die Mädchen hatten sich Garben herbeigeschleppt und saßen auf denselben die Wände entlang. Kuchen, Fladen und Biergläser gingen von Hand zu Hand. Dann stimmte eins der Mädchen ein Lied an: „Wenn i gleich kein' Schatz nit hab'" und die ganze Genossenschaft fiel sogleich fröhlich ein.

Fabian war neben mich getreten und hörte ebenfalls dem Singen zu. Der Bronnenbauer aber, der in bester Laune war, weil sein Sohn die Kätter zum Tanze geführt hat, sagte zu dem alten Oberknecht, der, wie seine Mundart verrieth, aus Bayern stammte:

„He, Boir, gang doch 'nüber und hol' die junge Leut' 'rüber. Sie sollen dem Herrn Pfarr' ein paar Liedle singen, wie er sie gern hört."

Fabian dankte für diese Zuvorkommenheit, und von dem „Voir“ geholt, kamen die Burschen und Mädchen bald herüber. Die letzteren drängten sich zuerst etwas blöde und verschämt in eine Ecke zusammen, und die ersteren drehten verlegen ihre pelzverbrämten Mützen in den Händen. Als man es ihnen aber in Bier und Wein „zugebracht“ und der Pfarrer ihnen freundlich zugesprochen hatte, ordneten sie sich unter des Schulmeisters Regiment nach Stimmen und ließen, da sie Alle dem von Fabian begründeten Singverein angehörten, mit gar nicht üblem Ausdruck und Vortrag einige Lieder von Silcher vierstimmig hören. Der Jages machte dann, nachdem noch verschiedene alteinheimische Volkslieder gesungen worden, den Vorschlag, der alte Voir solle das altbayerische Liedle von Sankt Peter singen, was sofort allgemein verlangt wurde. Der alte Knecht warf einen schüchternen Blick auf den Pfarrer, und als dieser gutmüthig lächelnd mit dem Kopfe nickte, stellte er sich in Positur und hub mit einer etwas meckernden, zu der wunderlich geschnörkelten Melodie komisch passenden Falsetstimme zu singen an:

„Als d' Juden den Herrn hab'n g'fange g'hatt,
Da liefen die Jünger davon;
Hat einer den Peter am Mant'l d'ertappt:
Gelt, Glatzkopf, jetzt hab' i di schon!“ u. s. w.

Alle lachten herzlich und schmetternd, als der Voir mit einem verzweifelten Triller seinen Singsang beendigt hatte, dessen Pointe sich hier nicht wohl wiedergeben läßt, der aber das Signal zur Steigerung der Lustbarkeit gab. Die Musikanten in der Scheune drüben stimmten einen neuen Hopser an, welcher Aufforderung die jungen Leute mit Ausnahme des Jages, der sich zu dem Schulmeister setzte, nicht widerstehen konnten. Schäkernd, juheiend und lachend drängten sie sich tumultuarisch zur Thüre hinaus.

In der Stube wurde es jetzt ebenfalls lauter, rücksichtsloser, ungenirt bäuerischer. Der höllische Knaster, genannt

Schwarzer Postreiter, lag in dicken Wolken über dem Tische, die Bierkrüge hatten den Weingläsern entschieden das Feld geräumt und der Luixenbauer schenkte sich das seinige, wie aus Versehen, ein paarmal mit Zwetschgenwasser voll und leerte es auf einen Zug, weswegen ihm auch die dicken Knollaugen bereits verdächtig aus dem Kopfe hervorquollen und er nach jedem dritten Worte immer sein „Kreuzsakerment!" hören ließ — kurz, wir merkten, daß es Zeit zum Aufbruch sei.

Natürlich suchte man uns zurückzuhalten, allein Fabian lehnte das Andringen der Bronnenbäuerin freundlich ab, mit dem Bemerken, er habe morgen in der Frühe eine Seelenmesse zu lesen.

„Eine Seelenmesse? Für wen denn, Herr Pfarr'?" fragte die Hausfrau.

„Für den seligen Tone der armen Hanne. Ihr wißt, liebe Bäuerin, mein Vorgänger hatte beschlossen, alljährlich eine Messe für den Verunglückten zu lesen, und ich will's ihm nachthun, zum Troste der armen Wittwe und ihres Kindes, welchen diese kleine Aufmerksamkeit beweisen soll, daß die Tröstungen der Religion für die Armen so gut da seien als für die Reichen."

„Das ist schön von Ihnen, Herr Pfarr', und ich will morgen g'wiß auch in der Kirche sein. Jetzt fällt mir auch ein, daß es sich grad' heut' Nacht wieder jährt, daß der arm' Tone in d' Donau g'fallen ist."

Meine Augen ruhten bei diesen Worten der guten Bäuerin zufällig auf dem Luixenbauer und ich erschrak, als ich bemerkte, daß er sich dabei verfärbte und zusammenfuhr, dann aber mit Hast das Glas zum Munde führte und rasch hinuntergoß. Der Bronnenbauer seinerseits, welcher sich mit dem Schultheiß über eine Gemeindesache herumstritt, hatte nichts gehört.

Nach allseitigem Gutenachtsagen verließen wir das Haus und den Hof. Der Jages gab uns bis zum Bronnen unter der Linde das Geleite und hier fragte er den Pfarrer, ob derselbe mit seinem Vater „von wegen der Sach'" geredet habe.

„Ich hatte nur wenig Gelegenheit dazu, armer Junge," antwortete Fabian; „weißt, es ging gar zu bunt und laut her. Aber wart' nur, ich will die Sache von einer anderen Seite anpacken und sehen, was sich bei der Kätter ausrichten läßt."

„Ja, reden Sie ihr nur in's G'wissen, Herr Pfarr'. Sie wird doch nicht mit G'walt ein' Mann haben wollen, der nichts von ihr will. Will sie aber doch, so will halt ich nit, und jetzt gut' Nacht!"

Mit diesen Worten kehrte er um, und als er einige Schritte von uns entfernt war, sang er mit heller Stimme:

„Zu dir bin i ganga,
Zu dir hot's mi g'freut,
Und zu dir gang i wieder
Und 's ist mir nit z'weit!"

Die Nacht war finster und heißdunstig. Am Himmel braute und drohte noch immer das Gewitter und nur zuweilen schien es, als werde der Vollmond, der hinter den Wolkenmassen schwebte, diese durchbrechen und in seiner Schönheit hervortreten.

Wir kamen beschleunigten Schrittes zu Hause an und ich theilte dem Freunde noch die von mir gemachte Wahrnehmung mit, daß der Luixenbauer bei der Erwähnung von Tone's Tod erschrocken sei.

„Seltsam!" bemerkte Fabian einsilbig und hiermit wünschten wir uns gute Nacht.

Auf mein Zimmer gegangen, fühlte ich — wahrscheinlich war der hitzige Karthäuser daran schuld — noch kein Bedürfniß zu schlafen und öffnete das Fenster, um noch eine Weile dem Kampfe des Mondes mit den Wolken zuzusehen.

Der Wind hatte sich schnaubend erhoben und einem kleinen Fleck am Himmel die Wolkendecke abgestreift.

Der Mond schaute groß und voll von dorther auf den Gottesacker herab und mir kam vor, als sähe ich zwischen den Kreuzen hindurch an einem der Grabhügel ein weibliches

Wesen knieen, welches aber im nämlichen Augenblick aufstand und langsam der Friedhofspforte zuging, um durch dieselbe zu verschwinden. Kurz darauf vernahm ich aus der Richtung her, wo die Hütte der armen Hanne lag, leise, melancholische Töne, die aus einer weiblichen Brust kommen mußten.

Ich bog mich lauschend in die Nacht hinaus und seltsamer Weise hörte ich auf diesem abgelegenen Bauerndorf aus dem schönsten Liede eines in unserer schnelllebenden Zeit lange schon verschollenen Dichters deutlich folgende Strophen:

„Still und hehr die Nacht!
Des Himmels Augenpracht
Hat nun den Reih'n begangen.
Schweb' hoch hinauf wie Glockenklang
Der Liebe sanfter Nachtgesang,
Klopf' an die Himmelspfort' mit brünstigem Verlangen.

Die ihr dort oben brennt
Und keusche Flammen kennt,
Ihr Heiligen mit reinen Zungen,
Ach, benedeiet unser Herz!
Wir dulden, dulden bittern Schmerz,
Wir haben schwer gerungen."

„Ist denn das nicht die Stimme des Vefele?" fragte ich mich. „Aber wie sollte das Mädchen zu diesem Liede kommen?" Da fiel mir Fabian's Singverein ein, welchem ja das Vefele ebenfalls angehören konnte.

Noch lange stand ich träumerisch am Fenster. Der momentane Sieg des Mondes war bald vorüber. Der Wind schnaubte mir jetzt heiß und heftig in's Gesicht — noch einen Augenblick und das nächtliche Gewitter brach in seiner ganzen Majestät los. Der Himmel stand alsbald in blauen und schwefelgelben Flammen, der Donner zog alle Register seiner erderschütternden Orgel und ein Wolkenbruch peitschte weitum die Gegend.

Sechstes Kapitel.

Ertrunken! — „Verflucht sei die Donau!“ — In der Kirche. — Ein Abschied, eine Beichte und eine Absolution. — „Da nimm sie!“ — Ein Geisterspuk. — Ende gut, Alles gut.

Am folgenden Morgen war ich früher auf als am vorhergehenden.

Neugierig, zu erfahren, wie das Land nach dem nächtlichen Gewittersturm aussehe, fuhr ich rasch in die Kleider und schlich mich leise die Treppe hinab und zur Hinterthüre hinaus. Durch die Pfarrwiese an den Mühlbach gelangt, verfolgte ich diesen aufwärts und sog mit Entzücken die balsamische Morgenfrische ein.

Noch zögerte die Sonne im Osten heraufzusteigen. Ein kühles Säuseln ging durch die tropfenden Wipfel der Bäume. Nur schüchtern ließ sich da und dort ein Vogel hören. Auf dem Flusse lagerte eine Nebelbank, ein frühzeitiger Vorbote des Herbstes. Die Natur sah so keusch, so unberührt und erwartungsfrisch aus wie ein Mädchen, dem der Busen zu schwellen beginnt und ob dessen Herz die Sonne der Leidenschaft noch nicht aufgegangen ist.

Als ich mich wenige Schritte unterhalb der Mühle vom Bache ab und in die Felder hineinwandte, sah ich den alten Soldaten die Anhöhe herabkommen. Ich rief ihn an, um nach dem Befinden der Müllerin zu fragen, und erhielt den Bescheid, die alte Frau habe vortrefflich geschlafen und befinde sich entschieden in der Wiedergenesung.

„Aber Herr,“ fügte der Courage seinem Berichte hinzu, „das war ein Wetter heut' Nacht! War in dem Lehnstuhl am Ofen eingedußelt, als mich der Donner aufweckte. Sakristi, sag' Ihnen, der Himmel sah drein wie beim Brande von Moskau

und gedonnert hat's, als lieferten die himmlischen Heerschaaren einander eine Schlacht von Bautzen.

„Ihr seid also bei Bautzen mit dabei gewesen?“ fragte ich.

„Das will ich meinen, Herr, und sag' Ihnen, da ging es recht napoleonmäßig zu. Parbleu, was da für eine Masse von Kanonen gegen einander donnerte!“

„Wenn Ihr nicht des Schlafes bedürftet nach Eurer Krankenwache, so möchte ich wohl etwas Weiteres von jener Affaire hören.“

„Ich des Schlafes bedürfen, Herr? Ein so alter Soldat schläft nicht viel und dann hab' ich auch sattsam geschlafen, maßen die alte Müllerin über meinen Geschichten schon frühe eingedufelt war. Sie gehen, scheint es, auf die Steinbruck zu und da geh' ich mit — avec votre permission. Horch, da läutet's zum erstenmal. Bis es zu der Seelenmesse für den Tone selig zusammenläutet, sind wir lange zurück — courage!“

Demnach verfolgten wir mitsammen unseren Spaziergang durch das Gelände im Rücken des Dorfes und dann hinab gegen den Fluß, welchen wir mittels der steinernen Brücke überschritten. Indem wir am linken Ufer hinaufgingen, unterbrach der Courage seine Schilderungen von Attacken und Bataillen plötzlich mit dem Ausruf:

„Sehen Sie doch, Herr, was giebt's denn dort auf dem Luixenhof? Sehen Sie, wie die Leute über den Steg laufen? Sollt' es ein Unglück gegeben haben? Wollen doch 'mal sehen!“

Wir zogen rascher aus und kamen bald in der Nähe des Steges an, unter welchem der Fluß, von den nächtlichen Regengüssen geschwellt, trübe und hochrauschend daherschoß.

Auf dem Rasenplatz, über welchen vom Steg her der Weg auf die Gebäulichkeiten des Luixenhofes zuführte, umstand eine zahlreiche Gruppe von Landleuten einen Gegenstand, welchen wir noch nicht zu erkennen vermochten.

„Mordieu,“ sagte der alte Soldat, „das ist ja grad' wie

heut' vor drei Jahren, als man den Tone selig aus der Donau gezogen hatte."

Aufgeregt und gespannt traten wir näher und bemerkten jetzt, daß die Mannsleute unter den Versammelten starr vor sich hinschauten, und hörten abgebrochene Rufe des Schreckens von Seiten der Weiber, denen ein wildes, geheulartiges Schluchzen antwortete.

„Was giebt es denn?" fragte ich ein junges Mädchen, welches, von der Gruppe weg dem Dorfe zueilend, an uns vorüberrannte.

„Ach, Herr Jeses!" schrie uns die Gefragte rückwärts gewandt zu, ohne stille zu stehen: „Der Luixenbaur ist versoffa!"

Ich stand bestürzt und sah den alten Soldaten an, der ganz bleich geworden war und mir einen unbeschreiblichen Blick zuwarf.

In diesem Augenblick öffnete sich die Gruppe, denn der herbeigeholte Schultheiß war gekommen, und da lag der Ertrunkene auf dem Rasen.

Es war ein schrecklicher Anblick!

Der schwere Todeskampf, welchen der Unglückliche mit dem nassen Element gekämpft hatte, war in deutlichen Zügen auf sein verzerrtes, blauangelaufenes Gesicht geschrieben. Einer seiner großen Stiefel war ihm durch das wilde Wasser vom Fuße gerissen worden; seine Finger, mit denen er wahrscheinlich auf dem Grunde des Flußbettes in grimmiger Agonie nach einem Halt umhergegriffen, waren bis auf die Knochen aufgeschürft und mit Blut bedeckt.

So war er vor etwa einer halben Stunde wenige Schritte unterhalb des Steges, dessen Geländer auf der einen Seite ganz verschwunden war, aufgefunden worden, mit den Füßen in einem von dem angeschwollenen Wasser halbüberflutheten Erlenbusche hängend.

Kaum minder furchtbar als der Anblick des Todten erschien der des Schmerzes seiner Tochter, der Kätter, welche sich

neben dem Leichnam niedergeworfen hatte und, ohne auf die Zusprache einiger um sie herstehenden Vettern und Basen zu achten, die Luft mit den ungezügeltsten Wehklagen erfüllte.

Der Schultheiß hatte wider mein Erwarten Takt genug, die halb besinnungslose Tochter durch ihre weiblichen Verwandten von der Leiche weg und in's Haus bringen zu lassen, worauf er an Ort und Stelle ein vorläufiges Verhör mit den Umstehenden über den traurigen Fall veranstaltete.

In diese Fragen und Antworten klangen die Töne der Glocken, welche drüben die Seelenmesse einläuteten, seltsam herein, und der aufgedunsene Leichnam erschien in den ersten Strahlen der Sonne, die inzwischen aufgegangen, nur noch grauenhafter.

Aus den Fragen des Schultheiß und der Beantwortung derselben Seitens der Anwesenden ergab sich, kurzgefaßt, dieses Resultat: Die Kätter hatte sich, vielleicht aus Verdruß, weil der Jages, nachdem er ein paarmal mit ihr herumgetanzt, sich nicht weiter um sie bekümmerte, schon um zehn Uhr von der Sichelhänge auf dem Bronnenhof nach Hause begeben. Die Gäste des Bronnenbauern, mit Ausnahme des Luixenbauern, waren mit dem Schultheiß um die elfte Stunde in's Dorf zurückgegangen, gerade bevor das Gewitter losbrach. Der Luixenbauer mußte bis gegen zwölf Uhr, wo das Unwetter am ärgsten raste, mit seinem Nachbar getrunken haben, denn um diese Zeit weckte der letztere einen seiner bereits eingeschlafenen Knechte, damit derselbe den Luixenbauer nach Hause führe. Allein dieser wies mit der groben Halsstarrigkeit, wie sie oft Betrunkenen eigen ist, den Knecht zurück, der sich dann auch nicht lange zurückweisen ließ und ohne Umstände sein Bett wieder aufsuchte, nachdem er den Luixenbauer bis zum Bronnen unter der Linde geführt hatte. Von da ab wußte man nichts mehr von dem Verunglückten, dessen Abwesenheit von Hause erst am Morgen auffiel, weil er seine Leute längst daran gewöhnt hatte, ihn ganze Nächte nicht heimkommen zu sehen. Einer seiner Knechte, der in aller Frühe mit der Sense auf einen Acker an der Donau

ging, Klee zu mähen, sah den Ertrunkenen in der beschriebenen Weise im Wasser hängen.

Alle Stimmen vereinigten sich in der Annahme, der Verunglückte müßte inmitten des tobenden Orkans auf dem Stege vom Rausche übermannt worden, mit der Schwere seines ungefügen Körpers gegen das Geländer gefallen sein, dasselbe zerbrochen haben, so in's Wasser gestürzt und ungehört und hülflos ertrunken sein.

Ich eilte, meinen Freund von dem traurigen Vorfall in Kenntniß zu setzen.

Als ich über den Steg ging, mich vorsichtig auf der noch mit einem Geländer versehenen Seite haltend, fühlte ich einen leisen Schlag auf der Schulter und hörte den hinter mir hergehenden Courage flüsternd sagen:

„Gerade in dieser Stunde sind drei Jahre um, seit man meinen armen Vetter aus der Donau gezogen, und jetzt liegt der Luixenbauer todt auf dem Ufer. Ist das nicht kurios, Herr? In der nämlichen Nacht, wo er vor drei Jahren ... hm, Herr, Sie wissen nicht ... 's ist besser, jetzunder von der Sache ganz zu schweigen."

„Gewiß! De mortuis nil nisi bene."

„Weiß nicht, was Sie da sagen, Herr. Aber glauben's mir, ich alter Knasterbart war halt mein Lebtag nie so von der Gerechtigkeit unseres Herrgotts überzeugt wie vorhin, als ich den Luixenbauer todt vor mir liegen sah. Kann nichts dafür, Herr, — courage!"

Beim Pfarrhause trennte sich der alte Soldat von mir, um nach der Kirche zu gehen, ob er gleich von der Seelenmesse für seinen Verwandten nur noch ein kleines Stück abbekommen konnte, denn schon wurde zur „Wandelung" geläutet.

Die Neuigkeit von dem Tode des Luixenbauern war bereits in den Pfarrhof gelangt und zwar durch den Bronnenbauer, welcher wenige Augenblicke vor mir angekommen und in Ab-

wesenheit der Frau Margret, welche dem Gottesdienst anwohnte, von der Magd in die Stube gewiesen worden war. Hier traf ich ihn und fuhr bei seinem Anblick betreten zurück.

Denn eine unerklärliche Veränderung war seit gestern Abend mit dem Manne vorgegangen. Sein sonst so rothes, aufgeblasenes Gesicht war jetzt schlaff und bleifarben; die blassen Lippen zuckten krankhaft und die blutunterlaufenen Augen starrten bald regungslos in die leere Luft, bald rollten sie unstät umher, wie um einem peinlichen Anblick auszuweichen. Dem Ausdruck seiner Züge entsprach die Unordnung in seinem Anzuge vollkommen und die ganze Erscheinung hatte etwas so Unsicheres, Hastiges, Fahriges, daß ich einen recht widrigen Eindruck davon bekam.

In meinen Tritten auf dem Flur die des Pfarrers vermuthend, war der Bauer aufgestanden, und als ich die Thür öffnete, stieß er rasch die Worte hervor:

„Kommet Ihr endlich, Herr Pfarr'? Ich hab' g'meint, die Seelmess' wollt' schier gar kein End' nit nehmen. Hab' Euch was von absonderlicher Wichtigkeit —"

Seinen Irrthum gewahrend, brach er ab und sagte verstört:

„Ah so, Ihr seid's, Herr . . . r . . . r! Hm, schön Wetter heut'."

„Sehr schönes in der That," entgegnete ich, „viel besseres, als man nach dem furchtbaren Sturm von heute Nacht erwarten durfte."

Der Mann schwieg eine Weile. Dann sagte er mit einem schweren Seufzer, vielleicht dem ersten, welcher seit Jahren seine Brust schwellte: „Ja 's war ein gruseligs Duraweatter, und da ist's halt kein Wunder, wenn der —"

Er verschluckte das Ende des Satzes und trat an's Fenster, an dessen Scheiben er mit den Fingern zu trommeln begann.

„Ich komme gerade von der Donau herein," fuhr ich fort; „die ist mächtig angeschwollen."

„Die Donau?" entgegnete der Bauer, sich hastig gegen mich umkehrend. „Verflucht sei sie und verdammt!"

Und wieder brach er ab, um abermals an den Fensterscheiben zu trommeln und Unverständliches vor sich hin zu murmeln.

Ich war recht froh, daß ich die hintere Hausthüre gehen hörte und die Schritte Fabian's vernahm, verließ auch bei seinem Eintritt sogleich die Stube und hörte, die Thüre hinter mir zuklinkend, den Bauer nur noch mit beklemmter Stimme sagen:

„O, Herr Pfarr' —"

Eine wunderliche Unruhe trieb mich aus meinem Zimmer, in welches ich hinaufgegangen, wieder in's Freie. Mechanisch durch die Hinterthür auf den Kirchhof hinausgetreten, fiel mir bei, daß Fabian gelegentlich eines merkwürdigen alten Grabmals erwähnt habe, welches sich in der Kirche befände. Ich ging, es anzusehen, und indem ich den Friedhof durchschritt, kam ich an dem Courage vorüber, der mit einem dürftig schwarzgekleideten Mütterchen, in welchem ich die arme Hanne vermuthete, betend an einem schon über und über mit Rasen bedeckten Grabe stand. Die übrigen Andächtigen waren schon weggegangen.

In der Kirche stieg ich links vom Portal zur Emporkirche hinauf, wo die Orgel stand, um von dort einen Ueberblick über das Ganze zu gewinnen, bevor ich die Einzelheiten musterte.

Es ist ein hochgewölbtes und sauber gehaltenes Gotteshaus, die Frohdorfer Kirche, deren Chor mit einem gothischen Spitzbogengeflecht von hohem Alter zeugt, während das Schiff offenbar aus einer weit späteren Zeit herrührt. Die Morgensonne überströmte, durch ein hohes Spitzbogenfenster fallend, den Hochaltar mit einer Lichtfluth, während die übrigen Theile des Gebäudes noch in morgendlicher Halbdämmerung lagen.

Ich wollte gerade meinen Standpunkt verlassen und hinab in den Chor steigen, um das daselbst befindliche Grabmal aus

dem Mittelalter zu besichtigen, als mein Blick auf eine Art kleiner Seitenkapelle fiel, in welcher ein mit den düsteren Emblemen des Todes, wie sie die Trauerfeierlichkeiten der katholischen Kirche begleiten, verzierter Altar stand. An diesem Altar hatte Fabian vorhin seine Seelenmesse gelesen und auf der untersten Altarstufe sah ich ein junges Mädchen knieen, die Hände gefaltet und den Kopf auf die Brust geneigt.

Es war Vefele, die wohl ihre Andacht verlängert hatte, um vom Himmel Segen für den Schritt zu erflehen, welchen sie zu thun im Begriffe war, Segen für ihr bevorstehendes Fortgehen aus Frohdorf.

Aber die Beterin war nicht allein in der Kirche, denn wenige Schritte hinter ihr lehnte der Jages an einem Stuhl.

Ich nahm wohl mit Grund an, er sei gekommen, seinem Schätzle noch ein liebes Wort zum Abschied zu sagen.

Nachdem die beiden Liebenden lange in ihren Stellungen verharrt hatten, machte Vefele eine Bewegung, als wollte sie aufstehen. Im nächsten Augenblick kniete der Jages neben ihr. Sie rückte, ohne nach ihm umzusehen, zuerst ein wenig von ihm weg, erhob sich dann aber rasch, trat ein paar Schritte vom Altar zurück und verweigerte ihm, als er ihr folgte, ihre Hand, die er zu fassen suchte, nicht. Da er aber, hierdurch kühner gemacht, sich zu ihrem Antlitz herabbog, wandte sie mit einer anmuthigen Beugung den Kopf seitwärts und deutete mit der Hand auf den Altar, wie um ihn an die Heiligkeit des Ortes zu erinnern.

Er gehorchte und nun entspann sich zwischen den Beiden ein eifriges Geflüster, wovon ich nichts verstehen konnte, wenn mir auch die Geberden der Liebenden, welche ich, in dem Orgelwinkel geborgen, recht gut beobachten konnte, den ungefähren Inhalt dieser Flüsterworte verriethen.

Zuletzt zog das Mädchen den jungen Mann vor den Altar. Beide knieten vor demselben nieder und die fromme Regung Vefele's schien sich auch ihrem Geliebten mitgetheilt zu haben;

denn Beide verharrten, in Andacht versunken, eine gute Weile, und so sehr waren ihre Empfindungen im Gebete aufgegangen, daß sie nicht wahrnahmen, wie mit einmal die Sakristeithüre sich aufthat und der Pfarrer mit übergeworfener Stola heraustrat, gefolgt von dem Bronnenbauer, der gesenkten Hauptes einherging.

Da die beiden Männer nicht aus dem Chor herunter in's Schiff der Kirche stiegen, sondern der Sakristeithüre zur Seite in einen Beichtstuhl traten, so konnten sie ihrerseits das knieende Paar nicht bemerken.

Der Pfarrer nahm dem Bauer die Beichte ab.

Es war eine lange und mußte eine schwere sein, denn ich sah, wie die Hände des Bronnenbauern auf dem schmalen Brettchen vor dem Gitter zitterten, welches sein Gesicht von dem des Priesters trennte, und wie seine unten aus dem Beichtstuhl hervorragenden Füße krampfhaft zusammenschlugen.

Endlich hörte ich die klangvolle Stimme Fabian's das entlastende: „Ego te absolvo!“ sprechen und einige Augenblicke nachher traten die Beiden aus dem Beichtstuhl.

Der Bauer kniete betend auf die Staffel nieder, welche den Chor von dem Schiffe trennte, und der Pfarrer stand unbeweglich hinter ihm.

Die betenden Liebenden waren durch die Stimme des Priesters, als er die Formel der Absolution ausgesprochen, in ihrer Andacht gestört worden. Da aber darauf wieder Alles still wurde, verblieben sie in ihrer Stellung.

So wurden sie von dem Pfarrer erschaut, welcher den Bauer, als dieser sich wieder erhoben hatte, einige Schritte weit in das Schiff heruntergeleitete.

Ich sah einen Strahl herzinniger Freude auf dem Antlitz des Freundes aufflammen.

Er stand still, legte die eine Hand dem Bronnenbauer auf die Schulter und streckte die andere mit gebietender Geberde gegen das Paar aus.

Der Bauer verstand den Wink und ließ sich von dem Pfarrer auf den Altar zuführen.

Die Liebenden waren aufgesprungen. Das Vefele senkte bei dieser Ueberraschung die Augen in schreckenvoller Scham, der Jages aber stand aufrecht, fast trotzend und herausfordernd da, wie um die Geliebte diesmal selbst gegen den Vater zu vertheidigen.

Aber es bedurfte keiner Vertheidigung.

„Komm, Vefele!“ sagte der Bronnenbauer mit bebender Stimme. „Komm und gieb mir d' Hand und laß, ich bitt' Dich, Alles vergeben und vergessen sein, was ich Dir und Deiner Mutter und Deinem Vater selig hab' z' Leid gethan. Sag', willst?“

„O,“ entgegnete das Mädchen fast unhörbar, „'s ist schon vergeben und vergessen und — und — ich hab' halt nichts dafür können, daß mir der Jages —“

Sie konnte nicht vollenden, denn Thränen erstickten ihre Stimme.

„Mein Jages,“ sagte der Bauer, „der hatte Recht und soll Recht haben und Dich!“

So sprechend faßte er nach der Hand des Sohnes, legte die des Vefele hinein und sagte:

„Da nimm sie und halt' sie in Ehren! Sie g'hört Dir, und — und habet einander lieb und bleibet brav Euer Lebtag!“

Der Jages drückte mit der Linken sein Mädchen an sich, bot die Rechte dem Vater hin und sein Dankwort: „Gott vergelt's Euch, Vater!“ klang fast jauchzend.

Ein Strom von Zähren brach aus den Augen des Bauern, indem er sich an die Schulter des Sohnes lehnte.

Fabian aber legte dem glücklichen Paare die Hände auf die Häupter und sprach feierlich:

„Ich verlobe Euch im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“

„Amen!“ rief ich laut aus, unfähig, meine freudige Bewegung länger zu bemeistern.

Der nächstfolgende Tag verging ohne einen bemerkenswerthen Vorfall.

Freitags ward dann der Luixenbauer begraben.

Nach dem von einem pomphaften „Seelenamt“ begleiteten Begräbniß that der Pfarrer, welcher die letzten Tage her sehr still und ernst gewesen, auf einem einsamen Waldspaziergang, nachdem er lange sinnend neben mir hergegangen, plötzlich die Frage:

„Glaubst Du an Geisterspuk?“

„Bei uns in Deutschland nicht,“ entgegnete ich leichthin. „Die guten Deutschen sind viel zu ruhesüchtig, um sich nach ihrem Tode noch einmal aus ihren Gräbern zu bemühen.“

„So eine Antwort erwartete ich ungefähr; allein nicht Alles und Jedes ist mit einem guten oder schlechten Witz abgethan. Du weißt, in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch ist der Luixenbauer ertrunken. Er muß seinen Tod gefunden haben, nachdem er gegen die Mitternachtsstunde zu vom Bronnenhofe weggegangen. Was sagst Du nun dazu, daß er oder sein Geist oder sein Gespenst, wie Du willst, dem Bronnenbauer unmittelbar darauf, zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht erschienen ist?“

„Ich sage, lieber Fabian, das ist eine kostbare Spukgeschichte, die Du ohne Verzug dem guten Geisterseher Kerner nach Weinsberg melden solltest.“

„Spotte nur zu! Aber Du wirst doch zugeben, daß in der That nur ein Wunder die plötzliche und gänzliche Sinnesänderung des Bronnenbauern bewirken konnte?“

„Ein Wunder allerdings war hier nöthig, allein dasselbe löst sich bei näherem Zusehen wohl in ein Zusammenwirken psychischer Motive auf. Ich brauche nicht bloß an das zu erinnern, was Dir der Courage von jener Nacht erzählte,

wo des Vefele Vater umgekommen, und dann habe ich nicht nöthig, meine Phantasie allzusehr anzustrengen, um zu errathen, was Dir der Bronnenbauer vorgestern im Beichtstuhl anvertraut hat."

„Du könntest dennoch fehlschießen mit Deiner Phantasie und Deinen psychologischen Schlußfolgerungen. Aber ich mag mich mit einem solchen Heiden gar nicht über derartiges herumstreiten. Thatsache ist, daß noch am Dienstag der Bronnenbauer eher auf der Stelle gestorben wäre, als daß er zur Heirath seines Sohnes mit dem blutarmen Vefele seine Einwilligung gegeben hätte, und daß er schon am Mittwoch Morgen diese Einwilligung freiwillig gab."

„Freiwillig? Hm, es giebt Mächte des Gewissens und der Reue, die — doch genug. Mich freut der Ausgang dieser oberländer Dorfgeschichte viel zu sehr, als daß ich mich aufgelegt fühlte, Dich zu irgend einer Verletzung des Beichtgeheimnisses verlocken zu wollen."

Am darauf folgenden Tage, als am Samstag, war „Heirathstag" auf dem Bronnenhof, wobei durch meines Freundes kluge Vermittelung ausgemacht wurde, daß das junge Paar in der nächsten Zeit auf der Mühle hausen sollte, um der Ahne die Last der Geschäfte abzunehmen. Dadurch war allfälligen künftigen Mißhelligkeiten zwischen der armen Söhnerin und dem reichen Schwiegervater vorgebeugt, wenngleich solche kaum zu befürchten waren, da nicht nur der Hochmuth und die Rauhheit des Bronnenbauern einen vernichtenden Stoß erhalten hatten, sondern auch seine Lebenskraft überhaupt gebrochen schien.

Sonntags predigte Fabian über die Worte Jesu: „Ich sage euch, eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als ein Reicher in das Reich Gottes eingeht!" Nachher wurden der Jages und das Vefele von der Kanzel herab „verkündigt", das heißt, als Brautleute aufgeboten.

Am Abend versammelte der Pfarrer den Singverein des

Dorfes in seinem Garten und hier empfing das Brautpaar die Glückwünsche seiner Altersgenossen. Das Befele in seiner Befangenheit, welche an das plötzliche Glück, an die wundersame Wendung des Geschickes noch immer fast nicht zu glauben wagte, war allerliebst. Der Jages in seiner Liebes- und Siegesfreude erschien noch um einen Kopf größer als sonst. Auch der alte Soldat war da und später, als es zu dunkeln begann, kamen der Bronnenbauer und seine Bäuerin, die alte Müllerin und die arme Hanne, sowie der Schulmeister und Schultheiß und der Hannsjörgebauer, welche Alle der Pfarrer zum Nachtessen gebeten hatte.

Frau Margret deckte mit ihrem getreuen Annele den Tisch in der Geißblattlaube, ob welcher groß und klar die Sterne am Firmamente funkelten. Aber bevor wir uns zum Essen niedersetzten, versammelte Fabian noch einmal seinen Liederkranz um sich und in die laue stille Sommernacht hinaus klang in langgehaltenen feierlichen Accorden das Lied:

„Klarer Liebesstern,
Du leuchtest fern und fern
Am blauen Himmelsbogen.
Dich rufen wir heut' Alle an,
Wir sind der Liebe zugethan —
Sie hat uns ganz und gar zu sich gezogen.

Still und hehr die Nacht —
Des Himmels Augenpracht
Hat nun den Reih'n begangen.
Schweb hoch hinauf wie Glockenklang
Der Liebe sanfter Nachtgesang,
Klopf' an die Himmelspfort' mit brünstigem Verlangen.
Klopf' sanft mit beiden Flügeln an!
Klopf' sanft, und dir wird aufgethan!"

* * *

Am folgenden Tage verließ ich Frohsdorf, als Summe meiner Erlebnisse daselbst die Erfahrung mitnehmend, daß im Volke trotz alledem noch heute Lebensmächte thätig und Menschengeschicke bestimmend sind, welche in den sogenannten gebildeten Klassen nur noch eine conventionelle oder auch gar keine Bedeutung mehr haben.

Siebentes Buch.

Auf der rothen Fluh.

Erstes Kapitel.

Eine Abschiedsrede Fabian's. — Auch eine Art von Patriotismus. — „Ein schöner Stern geht auf". — Frau Ziegenmilch „enorm fort". — Der Exdirektor eines Kohlengeschäfts macht dem Autor Beine.

Der Fabian hatte zum Abschied noch zu mir gesagt:

„Es ist dem Menschen nicht gut, daß er allein und heimathlos sei. Und Dir, lieber Michel, Dir ist es gar nicht gut. Du bist nicht gemacht, ein Einsamer und Heimathloser zu sein. Bleibst Du beides noch lange, so wirst Du ein vertrübter, vergrillter alter Mensch werden. Ich kenne Dich. Denk' an mich und an das, was ich Dir da sagte, und sorge bei Zeiten, daß Du zu mir sagen kannst: Alter Fabiane, siehst Du, da bin ich daheim. Dann gehen wir aus der Stube, wo wir beim Mittagstisch saßen, in Dein Bücherzimmer hinüber oder hinauf, rauchen zum Kaffee und schwatzen von alten Zeiten. Hierauf kommt Deine Frau —"

„Meine Frau?" unterbrach ich den Freund. „Gott tröste Dich! Wer sollte meine Frau sein?"

„Wie Du nur wieder bist oder thust! Du weißt so gut oder besser als ich, daß, wenn ich Dich an der Seite einer Frau denke, nur von einer die Rede sein kann. Den Namen brauch' ich nicht zu nennen, denn, lieber Alter, wenn Du jetzt auch ein leidlicher Geschäftsmann sein magst, so praktisch, daß Du es bis zum Heuchler gebracht hättest, bist Du doch noch nicht geworden. Glaub' mir, ich sehe zur Stunde klarer in Deine

Sachen hinein als Du selbst. Ich habe die Erzählung Deiner Erlebnisse, Deine zerstreuten Aeußerungen und hingeworfenen Blicke summirt. Zwischen Dir und der verhätschelten, launischen Tochter Mammons, dieser Julie Kippling, so reizend und verführerisch sie immer sei, konnte sich kein rechtes Verständniß bilden. Der ganzen Anlage Deines und ihres Wesens zufolge war das unmöglich. Du bist so geartet, daß nicht die wilde und trübe Lohe der Leidenschaft Dein Glück macht — Du brauchst Liebe und Du weißt, wo Du sie findest. Verpasse nicht die beste Zeit! Nach dem, was Du mir über die Resultate Deiner letzten Geschäftsreise gesagt, darfst Du ja kecklich an die Gründung eines eigenen Hausstandes denken. Das ist am Ende doch das Erstrebenswertheste, weil es das Reinmenschlichste ist und ewig sein wird."

Die Abschiedsworte des Freundes klangen mir nach, als ich nun wieder allein meine Straße zog. Ich mußte ihm in meinen Gedanken immer lauter Recht geben.

Die Periode der Kraftgenialität lag hinter mir, Nachdenken und Erfahrung hatten mich gelehrt, daß, wie schön auch Weltverbesserungsträume der Jugend stehen mögen, der gereiftere Mann, dessen Talente und Stellung ihn nicht befähigen, in die großen Geschicke thätig einzugreifen, sich bescheiden muß, in beschränkterer Sphäre das Tüchtige zu wollen und das Rechte zu thun, sich selbst und den Seinigen zu Glück und Freude. Nur Wenige, sehr Wenige können Helden der Menschheit sein, aber Viele, Alle vermögen, Jeder in seiner Art, ein tüchtiges Glied der unendlichen Kette zu sein, welche die Gesellschaft ausmacht. Im Egoismus, und wäre es auch der Egoismus der Familie, zu verknöchern, ist freilich Philisterei. Aber in sich selbst und seiner Familie die Anlagen und Tugenden seines Volkes zur Entwickelung, die nationale Bildung zur Erscheinung zu bringen, und so, selbst aus dem kleinsten Kreise heraus, nach Gelegenheit und Kräften für das allgemeine Beste zu wirken, das ist auch Patriotismus und zwar, scheint mir, ein besserer und befruchten-

derer als jener, welcher in den Zeitungen Phrasen und auf der Rednerbühne Gesten macht. Uns Deutschen vollends ist, glaube ich, dieser Patriotismus der angemessenste. Denn mag man es auch beklagen, es ist nun einmal doch so: wir haben zwar zeitweilig und, wenn es sein muß, vollständig das Zeug dazu, die heldische Seite der Geschichte zu vertreten und zu entwickeln; aber doch ist es unser eigenster Beruf, die humane zu pflegen. Und wir dürfen fürwahr uns rühmen, daß wir hierfür schon Großes und Größtes gethan. Die Deutschen sind die menschlichsten Menschen, und was humane Freiheit sei, nur wir wissen und schätzen es. Wenn wir, wie ich in jeder Fiber meiner Seele hoffe, einmal dazu gelangen, ein in sich geschlossener und festgefugter Nationalstaat zu sein, wenn Deutschland, das erste Kulturland Europas, auch dessen erste Großmacht sein wird, dann wird und mag der Schatz von Humanität, welchen der Genius unserer großen Denker und Dichter und die stillgeduldige und rastlose Arbeit unseres Volkes durch die Jahrhunderte herab mitsammen angehäuft haben, in alle Welt hinausgetragen werden und in größerer Fülle und Mächtigkeit, als jetzt schon geschehen und geschieht, der ganzen Menschheit zu gute kommen.

In diesem Gedankengange lag für mich viel Klärung und Beruhigung. Selbst die Sehnsucht nach Isolde, welche Fabian's Rede in mir wach gerufen, hatte nichts von der ungestümen Hast und dem wilden Verlangen, welche die Nähe von Julie Kippling und der Umgang mit ihr in mir aufgestürmt hatten. In dem Maße, in welchem Zeit und Entfernung den Glanz der berauschenden Stanhopea verblassen ließen, ging der keusche Stern meiner Jugend leuchtender und verheißungsvoller mir in der Seele auf. Er sollte jetzt nicht mehr hinter der „wilden, trüben Lohe der Leidenschaft" verschwinden; ich fühlte es wohl.

Und sein Leuchten war so groß und schön, daß es mich viel Selbstüberwindung kostete, nicht von meinem Wege nach Süden abzuweichen, als ich drüben in der Ferne die Berge der Heimath meiner Kindheit blauduftig ragen sah. Ich hätte Isolde

sehen, ihr so Vieles, Alles sagen mögen, aber ich bezwang mir das Herz in der Brust. Du hast ihr versprochen, durch eigene Kraft etwas zu werden, daher gedulde dich! Noch ein paar Jahre Arbeit und du wirst ihr sagen dürfen, daß du Wort gehalten.

So heischte es mein Stolz und ich gehorchte ihm. Aber doch nicht so ganz. Denn in der Grenzstadt, durch welche mich mein Weg führte, setzte ich mich hin und schrieb an Isolde einen langen Brief, in welchem ich mein ganzes Herz vor ihr ausschüttete. Ich machte das theure Mädchen bis in's Einzelste hinein zum Zeugen des Kampfes, welchen ich durchgekämpft. Ich verschwieg nichts, beschönigte nichts, beichtete Alles, selbst jene nächtliche Scene auf dem See, denn wie ich annehmen durfte, hatte mich ja Julie gerade durch die Mittheilung des Abenteuers an Isolde meines Gelübdes der Verschwiegenheit entbunden. Dann fragte ich Isolde, ob sie mir verzeihen, ob sie mich lossprechen könnte, und zuletzt deutete ich an, welche selige Hoffnung ich auf diese Absolution bauen möchte und würde.

Ich fühlte mich ordentlich leicht und froh, als ich den Brief zur Post trug, und wollte von da noch hinaus auf den Hafendamm, um das Abendroth auf dem schönen Bodensee liegen zu sehen und noch einmal zu den heimischen Gestaden hinüberzublicken.

Wie ich aber zur Einfahrt des Posthauses herauswollte, fuhr ein aus dem Innern der Schweiz kommender Eilwagen daselbst vor und aus dem Schlage rief eine bekannte Stimme meinen Namen. Ich folgte dem Wagen in den Hof zurück, und als er hielt und der Schlag geöffnet wurde, fand ich mich keiner geringeren Person als meinem ehemaligen Prinzipal gegenüber.

Es war nichts Außerordentliches, einem Geschäftsmann in einer Grenzstadt zu begegnen; allein Herr Oskar Ziegenmilch sah, wie ich bemerkte, viel unruhiger und aufgeregter aus, als einem so gewiegten Geschäftsmanne anstand. Er nahm sich

auch nicht Zeit, nach seinem Gepäcke zu sehen, sondern zog mich bei Seite und fragte hastig:

„Haben Sie schon von dem Unglück, von dem enormen Unglück gehört?"

„Von was für einem Unglück? Ich kam vor kaum ein paar Stunden von drüben her hier an."

„Ah so! Sie kommen aus Deutschland?"

„Ja."

„Und Sie haben dort von ihnen keine Spur gesehen?"

„Von was für »ihnen« denn?"

„Ja so, Sie wissen nicht . . . Ich bin noch immer so verwirrt, so enorm verwirrt . . . entschuldigen Sie!"

„Gern; aber was hat es denn gegeben?"

„Enormes, ganz niederträchtig Enormes! Meine Lelia — ach was, zum Henker mit der Lelia! Das Romanzeug ist an Allem schuld! — Meine Liseli ist fort."

„Frau Ziegenmilch fort?"

„Fort, sag' ich, enorm fort."

„Wohin denn?"

„Ja, wer weiß das? Vermuthlich nach Deutschland."

„Wie kam denn das?"

„Wie es eben kommt, wenn die Weiber ihren Männern durchgehen."

„Was zum Kuckuck! Madame ist Ihnen durchgegangen."

„Durchgerumpelt, würde ich sagen, wenn das eine Sache zum Spaßen wäre, das heißt, sie ist mit dem Kerl, mit dem sauberen Rumpel, welcher Tische und Weiber verrückt machte, auf und davon."

„Was? Die sittsame und gefühlvolle Frau Ziegenmilch ist mit dem alten Bummler fortgelaufen?"

„Fortgefahren mit Extrapost. Hat ihren Schmuck und eine hübsche Summe von Werthpapieren mitgenommen, die ich ihr nach und nach gegeben hatte, so zur Beschwichtigung, wenn sie sich mittels kleiner und großer Eifersüchteleien unangenehm

machte — Sie verstehen mich? Es ist eine richtige Entführung — enorm, ganz enorm!"

„In Wahrheit, das geht über die gewöhnlichen Bummlerschnurren des alten Jungen hinaus. Die ehrsame Hälfte von Oskar Ziegenmilch und Comp. sammt Schmuck und Werthpapieren entführen, da hört der Spaß auf."

„Ja, ich weiß schon, wer den Schaden hat, bekommt den Spott noch gratis dazu — eine alte, eine enorm alte Geschichte."

„Ich verspotte Sie nicht, mein Lieber; aber ich erlaube mir doch, Sie daran zu erinnern, daß ich Ihnen seiner Zeit hinsichtlich dieses verteufelten Rumpel einen warnenden Wink gab. Wie ich sehe, wäre es gut gewesen, wenn Sie denselben beachtet hätten."

„Ja, wer konnte aber auch von einem so enorm praktischen Kerl, wie dieser kahlköpfige Schubiak ist, so 'was erwarten?"

„Warum denn nicht? Herr Rumpel machte in Ihrer schönen Stadt erst in konservativer Politik, dann in Religion und Mystik. Darauf erschien es ihm noch gewinnbringender, in Entführung zu machen, und er griff zu. Herr Rumpel ist ein praktischer Mensch —"

„Das ist wahr, ein enorm praktischer Mensch ist er."

„Gut, als solcher hat er nur Ihren eigenen Grundsätzen gemäß gehandelt, als er mit Beiseitesetzung der »Katechismusmoral« ein Entführungsgeschäft machte, weil es lukrativ war. Geschäft ist Geschäft und praktisch muß man sein, wie Sie wissen."

Indem wir mitsammen nach dem Gasthaus gingen, wo ich abgetreten war, erzählte mir Herr Ziegenmilch die Entführungsgeschichte, soweit er sie nämlich kannte. Da war sie denn kurz beisammen. Herr Ziegenmilch war für einige Tage in Geschäften verreist gewesen. Bei seiner Nachhausekunft hatte er seine Frau nicht mehr getroffen. Sie war in eine der abendlichen Versammlungen gegangen, wo Herr Rumpel den odisch-magnetischen Mystagogen spielte, und war von da nicht wieder heimgekommen.

Statt ihrer war am folgenden Tage ein Brief eingelaufen, worin sie ihrem Herrn Gemahl erklärte, ihr gefühlvolles Herz habe der Einladung des erleuchteten Propheten und Apostels Cyrillus Chrysostomus Theophilus Rumpel, ihn auf einer Missionsreise zur Ausbreitung des odisch-magnetischen Heils zu begleiten, nicht zu widerstehen vermocht, um so weniger, da sie überzeugt sein müßte, Herr Ziegenmilch werde sich in Gesellschaft seiner Ladenjungfern leicht über ihre Abwesenheit trösten.

„Ich hätte nicht geglaubt," fügte Herr Ziegenmilch seiner Erzählung fast melancholisch hinzu, „nein, ich hätte nicht geglaubt, daß mein sanftes Liseli so boshaft, so enorm boshaft sein könnte."

„Ich glaube auch nicht, daß Madame es war, welche diesen Trumpf ausspielte. Sicherlich hat ihr der erleuchtete Cyrillus Chrysostomus Theophilus den Brief diktirt."

„Da könnten Sie Recht haben, Herr Hellmuth, enorm Recht. Und denken zu müssen, daß so ein infamer Halunk über besagten Schmuck und besagte Werthpapiere verfügen soll!"

„O, Sie praktischer Mensch und Shylock!"

„Shylock? Shylock? Kenne keine Firma dieses Namens. Was wollen Sie damit sagen?"

„Weiter nichts, als daß Sie fähig wären, Shylock's Aeußerung hinsichtlich der entführten Jessika zu parodiren und zu sagen: Ich wollte, mein Liseli läge todt vor mir, den Schmuck und die Werthpapiere in den Händen."

„Da thun Sie mir Unrecht, enormes Unrecht. Ich wollte nur, ich hätte meine Frau wieder. Was sie mitgenommen, mag meinetwegen zum Henker gehen. Oskar Ziegenmilch und Comp. können so etwas schon als Bagatelle ansehen. Wir" — Herr Ziegenmilch hatte nämlich bereits von Herrn Kippling gelernt, im majestätischen Plural von sich zu sprechen — „wir sind, Gott sei Dank, in der Lage, ein Verlüstchen verschmerzen zu können. Aber, unter uns, seit mein Fräuli fort ist, merk' ich

erst recht, daß ich sie eigentlich enorm gern habe. Sie war im Grunde doch ein gutes Thierli."

„Wirklich? Und warum fällt Ihnen das jetzt erst ein? Eine vernachlässigte Frau verfällt auf allerlei dumme Schrullen. Das ist nur logisch. Besagte Ladenjungfern —"

„Bitte, nichts mehr von diesem Artikel! Ein so viel beschäftigter Mann wie ich hat zuweilen so seine kleinen Anwandelungen von Zerstreutheit. Aber, wie gesagt, mein Liseli fehlt mir jetzt enorm und hat mir das Essen gar nicht geschmeckt, seit ich ihr liebes dickes Gesicht bei Tische nicht mehr gegenüber habe. Es ist ein enormes Pech! Ich meine, daß ich sie mit offenen Armen aufnähme, käme sie nur wieder zurück."

„Haben Sie denn schon die nöthigen Nachforschungen angestellt?"

„Soviel ich konnte. Schon seit vier Tagen fahre ich deshalb in der Welt herum. Eine Spur der Flüchtigen wies in's Gebirge hinein, verlor sich aber bald. Eine andere, die auf den Bodensee deutete, hab' ich bis zur letzten Poststation verfolgt, wo sie ebenfalls ausging."

„Haben Sie auch die Polizei in Requisition gesetzt?"

„Die Polizei? Wo denken Sie hin! Gott bewahre! Wir müssen auf unsern Ruf achten. Was gäbe das für ein Geschrei und Gelächter, wenn Oskar Ziegenmilch und Comp. mit Landjägern und sonstiger Polizei auf seine Gemahlin vigiliren gingen! Nein, nein! Ich habe deshalb auch zu Hause gesagt, Madame habe eine Badereise angetreten. Wir müssen das Geschäft, das Verfolgungsgeschäft mit äußerster Diskretion betreiben, mit enormer Feinheit und nur so unter der Hand. O, wir waren immer ein praktischer Mann, wir; aber die wahre Finesse, wie man seine Fortune poussiren muß, haben wir doch erst losgekriegt, seit wir die Ehre hatten, mit Herrn Gottlieb Kippling in Geschäftsverbindung zu treten. Ein großer Mann, der Herr Oberst und Kantonsrath — groß, enorm groß!"

„Ja, wie ist denn das Kohlenlager-Erfindungsgeschäft ausgefallen?“

„Coulant, enorm coulant, kolossal, wie der Schuft sagen würde, der Rumpel — aber ich will den Kerl nur gar nicht mehr nennen. Die Leute waren wie toll. Der Kurs unserer Kohlenaktien flog hinauf, als wollte er ein Loch in den Himmel stoßen.“

„Und Sie sind also noch Direktor der Köhlerei?“

„Nein, so unpraktisch waren wir nicht. Als das Unternehmen so recht im Flor stand, schlug Herr Gottlieb Kippling seine Aktien los und zog sich von der Compagnie zurück. Das war ein enormer Schlag in's Comptoir, begreiflich! Wurde uns auch nicht wenig schwül bei der Sache. Fürchteten schon, erfahren zu müssen, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen sei. Aber der Herr Oberst und Kantonsrath, welcher unsere Qualitäten kennen gelernt hatte, ließ uns nicht stecken, sondern zog uns bei guter Zeit, sammt unserem Schäfchen, will sagen unserem Gewinnst, auf's Trockene.“

„Und die Anderen hatten das Nachsehen?“

„Die Anderen haben ihre Aktien. Mögen sehen, was sie damit anfangen. Praktisch muß man sein. Wundert mich aber doch, unter uns gesagt, wie ein so enorm praktischer Mann, wie der Herr Oberst und Kantonsrath ist, so darauf versessen sein kann, seine einzige Tochter so einem fremden Grafen oder Baron, was er ist, der wohl nicht viel mehr hat als sein Wappen und seine Sporen, an den Hals zu werfen.“

„Ist diese Verbindung schon eine öffentliche?“

„So ziemlich. Kennen Sie den Herrn von Rothenfluh? Er ist hochmüthiger als zehntausend Millionäre zusammengenommen. Gab mir kaum eine Antwort, als ich vorige Woche die Ehre hatte, bei Herrn Gottlieb Kippling zu diniren.“

„Der Freiherr befindet sich gegenwärtig wieder im Kippling'schen Hause?“

„Ja, er kam neulich.“

„Und seine Verlobung mit der Tochter des Hauses hat stattgefunden?“

„Wenn sie nicht schon statthatte, so steht sie doch bevor. Das kann Jeder sehen, der nicht blind ist. Denn die stolze junge Dame ist ja augenscheinlich ganz enorm verliebt in den Junker und sie wickelt ihren Vater um den kleinen Finger. Unpraktisch das, enorm unpraktisch! Oder es muß was dahinter stecken. Man munkelt in der Stadt davon, es werde eine Doppelheirath geben, denn der Herr Baron habe eine wunderschöne Schwester und die —“

„Was?“

„Nun, die würde die Frau von Herrn Theodor Kippling werden.“

„Das ist 'ne Lüge, 'ne dumme, verdammte Lüge!“

„Ei, wie sehen Sie aus, Herr Hellmuth, und was machen Sie für Augen! Was haben Sie denn?“

„Nichts. Aber ich muß Sie jetzt verlassen, Herr Ziegenmilch, denn ich habe kaum noch Zeit, meine Sachen nach der Post zu schaffen. Will mit dem Nachtwagen fort, um morgen bei guter Zeit in der Stadt zu sein. Adieu und viel Glück zu Ihrem dermaligen Geschäft!“

Zweites Kapitel,

worin zuvörderst ein ganz kurzer Monolog und hernach verschiedene bedenkliche Neuigkeiten mitgetheilt werden.

„Elender Klatsch! Ganz miserabler Klatsch! Aber ich muß doch zusehen, was Alles während meiner Abwesenheit im Hause Kippling sich zugetragen. Daß Berthold und Julie ein Paar werden, nun, das ist in der Ordnung, ganz in der Ordnung. Sie will einen Helden à la Byron und er, er will eine Millio-

närin. Das paßt sich vortrefflich, das klappt! Aber das Andere — ich bin gewiß, daß es nur Klatsch ist, nur Klatsch sein kann."

Dieses kurze Selbstgespräch wiederholte sich während meiner nächtlichen Postwagenfahrt etwa ein Dutzendmal, wenn ich mich recht erinnere. Zwischenhinein wurde auch der Entschluß gefaßt, mich etwas energischer, als bislang geschehen, mit meinen Privatangelegenheiten zu befassen ... Ei, wir sind doch Alle mitsammen wunderliche Käuze! Sonst könnte es nicht vorkommen, daß wir eine Perle, wie rein und schön sie sei, erst dann in ihrer ganzen Kostbarkeit erkennen, wenn wir plötzlich eine schmutzige Hand nach derselben langen sehen.

In höchst unbehaglicher Stimmung kam ich in der Stadt an. Es war entschieden nicht Eifersucht, was ich empfand, wohl aber dunkle Besorgniß. Die beiden Kipplinge, der ältere sowohl als der jüngere, waren nicht die Leute, einen einmal entworfenen Plan aufzugeben, und die ganze Art und Weise, wie von Vater und Sohn die Bewerbung des Freiherrn um Julie aufgenommen und gefördert worden war, unterstützte allerdings die Ziegenmilch'sche Vermuthung, daß noch etwas Weiteres dahinter stecken müßte.

Beunruhigt, wie ich war, konnte ich es kaum erwarten, vom Posthofe nach Hause zu kommen. Aber hier begrüßten mich Scenen, welche meine Gedanken doch wieder für eine geraume Weile von meinen Privatangelegenheiten ablenkten, wenigstens theilweise.

Als ich über den großen Hofraum zwischen den Magazinen nach der Gartenpforte ging, gewahrte ich an dem Orte eine sonderbare Verstörung, die hier um so auffallender war, wo eine mannigfaltige Thätigkeit sonst mit der Regelmäßigkeit einer guten Uhr verlief. Magazinarbeiter, Packer, Fuhrleute und Schiffer von den Kanalbooten standen plaudernd in Gruppen beisammen und ließen ihre Arbeiten ruhen. Aber man hörte keinen Scherz, vernahm kein Gelächter. Es ging überall ernst

und still zu. Daß mich der große Waarenprober der Firma, Herr Kambli, welcher gerade über den Hof ging, nicht mit einem Witz oder doch mit einem Witzversuch, sondern mit einer sehr ernsthaften Miene begrüßte, das war vollends, wie er sich ausgedrückt haben würde, gegen alle Kleiderordnung.

„Was haben denn die Leute?" fragte ich ihn.

„Schätze, sie machen ihre Glossen über das Unglück," gab Herr Kambli zur Antwort.

„Ueber das Unglück? Ist Herrn Kippling oder den Seinigen etwas zugestoßen?"

„Körperlich nicht. Der Herr Oberst ist wohlauf und der junge Herr und das Fräulein auch, das heißt, von letzteren vermuth' ich es, denn sie haben gestern früh in Gesellschaft des Herrn Rittmeisters eine Bergtour angetreten."

„So? Aber was ist denn sonst?"

„Mehr als genug. Das ganze, große, prächtige Etablissement im Bihlthal droben ist gestern abgebrannt."

„Kipplingsruhe?"

„Ja, jetzt heißt es mit Fug und Recht so, denn das Ganze ist nur noch ein ungeheurer Haufen von Schutt und Asche."

„Wie kam denn das?"

„Ja, wer das schon wüßte! Sicher ist nur, daß der Brand gestern in der ersten Arbeitsstunde ausbrach, bei dem furchtbar heftigen Föhn, welcher unglücklicher Weise gerade wehte, mit reißender Schnelligkeit um sich griff und allen Rettungsanstalten zum Trotz so lange fortwüthete, bis die Zerstörung eine vollständige war. Einige sagen, das Feuer sei im großen Webersaal, Andere, es sei im Baumwollenmagazin entstanden. Brandstiftung wird stark vermuthet und sitzt deshalb einer der Arbeiter, Namens Zündt, bereits am Schatten."

„Der Zündt? Der Vater des schönen Fabrikkindes, des Gritli?"

„Derselbe. Sie kennen also das hübsche Ding?"

„Ich sah es mal hier und nachher auch droben in Kipplingsruhe.“

„Ah, deshalb hat es Ihnen heute in aller Frühe auf dem Bureau so dringend nachgefragt.“

„Das Gritli hat mir nachgefragt?“

„Ja. Das junge Meidli, noch ein pures Kind, sah ganz verstört aus, wahrscheinlich in Folge der Einthürmung seines Vaters. Wenn mir recht ist, hat das Kind geäußert, es habe Ihnen etwas zu sagen. Als man ihm mitgetheilt, Sie seien auf Reisen, habe es wie verzweifelt, wie ganz unsinnig gethan und sei fortgerannt.“

„Sie erzählen mir Räthsel.“

„Ja, es sieht räthselhaft aus, vollends wenn man bedenkt, daß das Gritli von hier weg über die Brücke und am Kanal hinauf lief, um sich droben in den See zu stürzen.“

„Wie, um Gotteswillen! Das arme Kind hat sich ertränkt?“

„Es wollte sich ertränken, ohne Zweifel. Allein die Fährleute eines an der Kanalmündung vor Anker liegenden Holzschiffes fischten das Meidli heraus und jetzt sitzt es, wo sein Vater sitzt, nämlich auf dem Verhöramt; denn sein Benehmen war so auffallend, daß man einen Zusammenhang desselben mit dem Brandunglück, vielleicht mit der Brandstiftung argwöhnt.“

„Seltsam! Aber ich erinnere mich, dem Gritli, welches meine Theilnahme erregt hatte, droben in Kipplingsruhe mal gesagt zu haben, es sollte sich nur ungenirt an mich wenden, wenn es in Noth gerathe.“

„In Noth ist das Meidli jetzt allerdings, aber Sie werden ihm wenig helfen können. — Doch sehen Sie, da kommt unser Herr Chef.“

Von der Stadt herkommend, lenkte der Wagen des Herrn Oberst auf den Hof und fuhr am Comptoir vor. Ich präsentirte mich meinem Chef, als er ausstieg, und wurde freundlich von ihm willkommen geheißen. Ich bemerkte auch weiter keine Aufregung an ihm. Die achteckige Brille saß ihm wie sonst

auf der Nasenwurzel und die gesunde Röthe seines Gesichts war ungemindert.

Ein so enorm großer Mann, wie Herr Gottlieb Kippling war — wenigstens in den Augen von Oskar Ziegenmilch und Comp. — durfte sich durch eine Feuersbrunst, so bedeutend diese auch sein mochte, nicht aus der Fassung bringen lassen.

„Sie kommen ja wie gerufen, Herr Hellmuth," sagte er zu mir. „Wir werden in der nächsten Zeit alle Hände voll zu thun haben. Der Brandschaden ist ungeheuer, obgleich die Gebäulichkeiten versichert waren. Was ging an Material, was geht an Arbeitszeit verloren! Aber wir müssen es wieder hereinbringen. Weiter läßt sich nichts machen. Klagen und Jammern thut's nicht. Wir müssen ohne Zögern an den Wiederaufbau des Etablissements gehen. Habe daher heute mit Baumeistern und Werkleuten bereits die nöthigen Verabredungen getroffen. Morgen schon wird mit Wegräumung des Schuttes begonnen. Man muß die Hände rühren und praktisch sein, und da ich jetzt gerade eine Stunde frei habe, dächte ich, Sie kämen mit mir in mein Arbeitszimmer hinauf, um mir über den Stand unserer Geschäfte in England und Frankreich des Näheren zu referiren."

Wir gingen hinauf. Der Herr Oberst setzte sich vor sein Bureau, nahm aus einem Fache desselben die Geschäftsbriefe, welche ich während meiner Reise nach Hause geschickt hatte, legte sie vor sich hin und erbat sich, einen nach dem anderen durchgehend, meine mündlichen Erläuterungen dazu. Er war so ganz bei der Sache, als hätte es niemals, geschweige erst vor vierundzwanzig Stunden, eine Feuersbrunst gegeben, bei welcher sich der Schaden nach Hunderttausenden, vielleicht nach Millionen berechnete.

Ich gestehe, daß ich zu jener Stunde etwas wie Respekt, wie großen Respekt sogar vor Herrn Gottlieb Kippling empfand. Die Geistesklarheit und ruhige Energie, welche er in der Verhandlung mit mir darlegte, ließen mich ihn einem Feldherrn

vergleichen, der, nachdem ohne sein Verschulden eine große Schlacht verloren gegangen, schon am Tage darauf ungebrochenen Muthes wieder zum Angriff übergeht.

Mein Referat war abgethan und der Herr Oberst gerade daran, mir seine Zufriedenheit mit meiner Führung seiner Angelegenheiten in der Fremde auszudrücken, als Herr Hanns Bürger eintrat.

Er bat um Entschuldigung, falls er störe, bot mir nach seiner Gewohnheit den Zeigefinger der rechten Hand zur Begrüßung und sagte:

„Rechne, die Sache wird immer unklarer — 's ist kla—ar."

„Wie so?" fragte Herr Kippling. „Hat das mit dem Zündt angestellte zweite Verhör noch kein sicheres Resultat ergeben?"

„Nein. Der Mensch bleibt bei seinem verstockten Leugnen. Dagegen hat das Kind, das Gritli, sobald es einigermaßen wieder zu klarer Besinnung kam, eingestanden —"

„Das Gritli hat eingestanden? Was denn?"

„Daß es die Brandstifterin sei."

„Das Gritli? Unmöglich!" rief Herr Kippling aus, stand von seinem Rohrsessel auf und ging mit auf den Rücken gelegten Armen durch das Zimmer.

Als er bei Herrn Bürger vorüberkam, warf er unter dem Brillenrand hervor einen seiner lauernden, bohrenden Blicke auf den Prokuraträger.

Herr Bürger zuckte die Schultern, worauf Herr Kippling seinen Gang fortsetzte.

„Wenn das Gericht nicht etwa das Kind für unzurechnungsfähig erklärt, so kommt es in's Zuchthaus, für seine Lebtage vielleicht, das ist sicher," murmelte er im Gehen. „Aber es kann nicht sein, nein, es kann nicht sein! Erst vor einigen Tagen hat mir der Oberaufseher des Webersaals auf Befragen mitgetheilt, das Gritli sei ein stilles, sanftes, fleißiges Kind. Wie sollte es plötzlich zu einem solchen Verbrechen kommen? Unmöglich!"

Die Thatsache der Brandstiftung, zusammengehalten mit der Persönlichkeit des Kindes, frappirte auch mich höchlich; aber fast noch mehr frappirte mich die Art und Weise, wie der Herr Oberst, der doch sonst seine Arbeiter rein nur als „Hände“, das heißt als Maschinen bedienende Maschinen ansah, von dem Fabrikkinde sprach. Der Sachlage nach hätte man von Seiten des Herrn Oberst Zorn und verachtungsvolle Schmähung erwarten sollen und statt dessen drückte er sich so aus, daß man glauben konnte, es thue ihm mehr um das Gritli als um Kipplingsruhe leid.

„Hm,“ bemerkte Herr Bürger nach einer Pause, „rechne, auf den ersten Blick muß es allerdings seltsam und räthselhaft erscheinen, daß ein Kind wie das in Rede stehende mit einmal auf den tollen Einfall gekommen sei, Feuer anzulegen. Allein bei näherem Zusehen giebt die Psychologie oder, da ja Herr Düngerling und Consorten sammt der Psyche auch die Psychologie abgeschafft haben, die Physiologie Erklärungen für solche Tollheit. Ist es doch, rechne ich, anerkannt, daß auf der Uebergangsstufe vom Kinde zum Mädchen das weibliche Geschlecht nicht selten auf die seltsamsten Gelüste und Ausschreitungen verfällt. Vielleicht könnte gerade der gegenwärtige Fall der gerichtlichen Medizin ein auffallendes Beispiel von Pyromanie liefern. Wenigstens leugne, hörte ich, das Gritli jede Anstiftung entschieden und jedenfalls hat sich das Kind nicht von seinem Vater zu der That anstiften lassen — ’s ist kla—ar.“

„Von seinem Vater?“ fragte Herr Kippling zerstreut.

„Nun ja, von dem Zündt,“ erwiderte Herr Bürger, den Namen nachdrücklich betonend.

„Ach so!“ murmelte Herr Kippling und setzte seinen Gang fort.

Er befand sich gerade bei der Thüre, als diese aufging und der alte Comptoirdiener einen Brief hereinbrachte mit den Worten: „Zu Ihren eigenen Handen, Herr Oberst.“

In der ungewöhnlichen Zerstreutheit, welche ihn angewan-

delt hatte, hielt Herr Kippling das Papier einige Minuten lang unerbrochen in der Hand. Dann öffnete er es lässig und überflog nur wie mechanisch den Inhalt.

Aber plötzlich stieß er einen halberstickten Schrei aus, wankte auf seinen Füßen, taumelte in seinen Sessel, den Brief krampfhaft in der Hand zerknitternd und mit bleichen Lippen Unverständliches murmelnd.

Erschrocken über dieses Gebahren eines so kräftigen und willensstarken Mannes, sprangen Bürger und ich hinzu, indem ich dem noch an der Thüre stehenden Diener zurief, einen Arzt herbeizuholen.

„Nein, nein!" sagte Herr Kippling, sich mit einer gewaltsamen Anstrengung aus seiner gebrochenen Stellung aufrichtend. „Ich bedarf keines Arztes, sondern nur eines Glases Wein. Geh es holen, Jakob, und dann, hörst? bin ich in den nächsten drei Stunden für Niemand zu Hause."

Der Diener ging. Herr Kippling setzte sich in seinem Stuhle zurecht und schob den zerknitterten Brief, dessen Inhalt so mächtig auf ihn gewirkt hatte, in die Brusttasche.

Dann sah er Herrn Bürger und mich mit forschenden Blicken an und sagte mit einer Stimme, deren Mattigkeit er vergeblich zu verbergen suchte:

„Meine Herren, Sie haben sich immer treu und redlich gegen mich erwiesen ... Beklagen Sie mich: ich bin ein unglücklicher Mann!"

Es hatte etwas Rührendes, diesen hartgesottenen Mann der Praxis plötzlich so kläglich sich äußern zu hören.

Ich war in peinlicher Verlegenheit und Herrn Bürger erging es wohl nicht besser, denn er sagte ziemlich hölzern:

„Rechne, Ihr habt einen großen Schreck gehabt, Herr Oberst."

„Jawohl," versetzte Herr Kippling mit einem schweren Seufzer.

„Darf ich fragen, ob es sich um eine Geschäftssache handelt?"

„Nein — leider nicht. Es hängt mit —"

Er brach ab, wie sich besinnend. Aber doch noch nicht völlig Herr seiner selbst, sagte er:

„Mein lieber Herr Bürger, ich weiß, welche Wünsche Ihr gehegt habt, und Ihr wißt, daß mit der Erfüllung derselben auch die meinigen erfüllt worden wären. Aber grämt Euch nicht über die Nichterfüllung. Braucht Ihr doch, wie die Sachen jetzt stehen, vielleicht nie zu erfahren, was Kinder für ein — hm, für ein Segen sind."

„Herr Oberst —"

„Ach ja, ich schwatze recht zerstreut ... Meine Herren, haben Sie die Güte, mich allein zu lassen ... Sie haben nichts zu besorgen, ich habe mich schon wieder erholt und muß sofort an eine dringliche Arbeit gehen. Sie können mir dabei nicht helfen ... Aber warten Sie noch einen Augenblick, nämlich Sie, Herr Hellmuth. Wollten Sie mir wohl einen Gefallen thun?"

„Von Herzen gern."

„Gut, ich danke Ihnen. Kommen Sie in Zeit von einer Stunde wieder hierher, aber pünktlich!"

Als ich nach Verlauf einer Stunde wiederkam, fand ich, daß der Herr Oberst die gewöhnliche Fassung mit Bestimmtheit seines Wesens wieder gewonnen hatte. Er war beschäftigt, den Umschlag eines ziemlich dickleibigen Briefes oder Briefpackets zu versiegeln, und als er damit zu Stande gekommen, sagte er:

„Die Gefälligkeit, um welche ich Sie bat, Herr Hellmuth, ist eine Reise in's Gebirge. Vielleicht ist es nicht ganz schicklich, Sie schon wieder hinaus zu sprengen, nachdem Sie kaum von einer langen und mit höchst anstrengenden Geschäften verbundenen Tour zurückgekehrt sind. Aber die Umstände sind dringend. Ich muß einen vertrauten Mann schicken und habe nur die Wahl zwischen Ihnen und Herrn Bürger —"

„Bitte, Herr Oberst," sagte ich, „es bedarf gar keiner Um-

schweise oder Entschuldigungen. Ich bin sogleich reisefertig. Wohin und was soll ich?"

„Es handelt sich darum, in möglichster Eile meinen Sohn aufzufinden und ihm diesen Brief zuzustellen."

„Gut. Wo soll ich Herrn Kippling treffen oder wenigstens suchen?"

„Ja, sehen Sie, das ist eben die Mißlichkeit, daß ich Ihnen nicht genau oder vielmehr nur ganz im Allgemeinen sagen kann, wo Sie Theodor treffen werden. Ich dachte einen Augenblick daran, ihn mittels einer Annonce in den Zeitungen ... aber es geht nicht ... würde nur Aufsehen erregen ... Ich muß Sie, beiläufig bemerkt, bitten, mit Niemand, hören Sie? mit Niemand, Herrn Bürger ausgenommen, von dem Zweck Ihrer bevorstehenden Reise zu reden ... Theodor und Julie haben gestern früh in Gesellschaft des Herrn von Rothenfluh, welcher so ziemlich als der Verlobte meiner Tochter anzusehen ist, einen Ausflug in die Hochalpen unternommen. Ich war gegen diesen romantischen Einfall und jetzt weiß ich, daß ein richtiger Instinkt mich leitete. Aber Julie bestand darauf, indem sie sagte, auf Reisen erprobe sich die Liebenswürdigkeit der Leute am sichersten, und sie wolle daher sehen, wie der Freiherr die Probe bestehen werde. So ließ ich die jungen Leute gehen, so zu sagen ganz in's Blaue hinein; denn von einem Reiseplane wollte Julie nichts wissen. Das sei langweilig, meinte sie, und erinnere sie an die Pensionatsreisen nach Anleitung des Guide. Ich weiß also nur, daß die drei mitsammen den See hinauf sind, um durch das Gaster und dann über den Wallensee in die Hochthäler von Graubünden zu gehen. Dort sei noch natürliche Natur und romantische Romantik, wie sich Julie ausdrückte. Sie sprachen aber auch davon, zuvor das an ihrem Wege gelegene Glarnerland zu besichtigen und in diesem Falle dann von Glarus nach Mühlehorn zu gehen, um von da über den Wallensee zu fahren."

„Graubünden ist also jedenfalls das Reiseziel?"

„Jedenfalls, es müßte denn Julie plötzlich die Laune anwandeln, eine andere Richtung einzuschlagen.“

„Das wäre freilich kein unmöglich Ding.“

„Leider. Aber wir müssen doch nun einmal das Glarner- und Graubündnerland im Auge halten.“

„Gut. Im ersteren, welches ja so zu sagen nur aus einem einzigen Thale besteht, müßten die Reisenden leicht aufzufinden sein. Schwieriger wäre die Sache in Graubünden, dessen Berge und Thäler fast labyrinthisch durcheinander laufen. Ich denke aber, da eine Dame bei der Reisegesellschaft ist, wird diese wohl nicht in die wildesten Bergwildnisse sich hinein wagen.“

„O, darauf können Sie nicht rechnen, mein lieber Herr Hellmuth. Sie kennen ja Julie. Sie würde ihre Begleiter zu den tollsten Gletschertouren zwingen, wie sie sich's gerade in den Kopf gesetzt hätte, daß das schön sein müßte.“

„Nun wohlan, ich will mit dem zunächst abgehenden Dampfer den See hinauf. Morgen und übermorgen durchstreif' ich das Glarnerland und unterwegs stoße ich da wohl auf Spuren, die mich weiter leiten. Ich habe also, im Falle ich die Reisegesellschaft früher oder später treffe, nichts zu thun, als Herrn Theodor Kippling dieses Briefpacket zu übergeben?“

„Doch. Wenn Sie ihm das Packet — achten Sie sehr auf dasselbe; es sind auch Banknoten darin — übergeben haben werden und er von dem Inhalt Kenntniß genommen hat, werden Sie ihn fragen, ob er dem soeben an ihn gelangten Wunsche, nein, dem Befehle seines Vaters sofort Folge leisten wolle. Sagt er ja, so bringen Sie mir diese Antwort zurück. Sagt er nein, so schreiben Sie mir es auf der Stelle und bleiben dann in der Nähe Theodor's, bis Sie Weiteres von mir hören.“

Hier, merkte ich, war meine Audienz zu Ende, obgleich mich der Herr Oberst diesmal nicht so ohne Weiteres mit seiner sonstigen Vornehmheit entließ.

Ich ging nach dem Pavillon hinauf, wählte aus meinem

inzwischen daselbst angelangten Reisegepäcke einen kleinen Handkoffer aus und benutzte die Stunde, die mir bis zum Antritte der neuen Reise noch blieb, mich im See vom Staub der alten rein zu spülen.

Auf mein Zimmer zurückgekehrt, wollte ich dem vorher zu diesem Zwecke bestellten Packknecht mein leichtes Reisegeräth übergeben, um dasselbe nach dem Dampfboot zu schaffen, als Bürger kam und sich erbot, mich sammt meinen Siebensachen in einer der zum Hause gehörenden Barken nach dem Hafen zu rudern. Natürlich nahm ich das Anerbieten an und wir befanden uns bald auf dem Wege.

Als Bürger bemerkte, daß ich beim Vorüberfahren einen Blick auf das Badehäuschen am Ende des Kippling'schen Gartens warf, sagte er:

„Ah, Ihr erinnert Euch an vorjährige Mondscheinnächte — 's ist kla—ar. Aber die Nixen haben sich in diesem Sommer in Bergnymphen oder wie es, rechne ich, die Griechen nannten, in Oreaden verwandelt — tempora mutantur. Seid Ihr noch verliebt, lieber Junge?"

„Nein, alter Junge."

„Gewiß nicht? Nun, das ist ja auch eine Neuigkeit. Rechne, ist heute der Tag der Neuigkeiten. Erstlich springt das arme dumme Ding, das Gritli, in's Wasser; zweitens giebt es, wieder herausgefischt, sich selber als Brandstifterin an; drittens erhält Herr Kippling senior einen mysteriösen Brief, der ihn seine Fassung völlig verlieren macht; viertens tretet Ihr, kaum erst heimgekehrt, eine sonderbarliche Botenfahrt an, einen gewissen Herrn Kippling junior in den Bergen aufzustöbern. Fünftens ist vor einer Viertelstunde die ehrsame Frau Regel, weiland Beschließerin oder Wirthschafterin zu Kipplingsruhe, gefangen hier eingebracht worden."

„Was, die Frau Regel ebenfalls verhaftet?"

„Ihr sagt es."

„Weshalb denn?"

„Das weiß der Herr Verhörrichter und noch andere Leute — vielleicht. Was mich betrifft, ich weiß nur, daß die Frau Regel in späteren Jahren ihres Lebens einen großen Schick hatte, die Bihlforellen richtig zu sieden, während sie in früheren auch andere Dinge verstanden haben muß — 's ist kla—ar."

„Was ist klar?"

„Nichts."

„Da habt Ihr's getroffen. Wenigstens, was diese ganze Brand-, Brief- und Verhaftungsgeschichte angeht."

„Hm, rechne, ein in historischer Combination geübter Mann könnte aus den mitgetheilten fünf Neuigkeiten ein hübsches Stück Tagesgeschichte zusammenleimen. Möglich, daß das in Ermangelung eines Historikers ein simpler Kriminalist von Staatsanwalt thut ..... Aber da sind wir ja an der Treppe des Dampfboots. Gehabt Euch wohl, und wenn Ihr Herrn Theodor Kippling trefft, so sagt ihm, wie Ihr ja aus Erfahrung kennt, es sei eine merkwürdig schöne Sache um's Reisen."

Drittes Kapitel,

welches so gar nicht romantisch ist, daß Autor fürchtet, es möchte von seinen schönen Leserinnen überschlagen werden.

Als der Dampfer aus dem Hafen strich, fuhr er, eine weite Kurve nach rechtshin beschreibend, am Kippling'schen Garten vorüber. Die Spiegelscheiben des palaisartigen Hauses glänzten hinter den Bäumen hervor und wie meine Augen, so richteten sich auch die anderer Passagiere bewundernd auf das prächtige Besitzthum.

Aber war denn in den Prunkgemächern hinter jenen Fenstern das Glück daheim? Schwerlich. Es mußte ein großer Schmerz

gewesen sein, welcher Herrn Gottlieb Kippling die Klage ausgepreßt hatte, er sei ein unglücklicher Mann, und das Herz mußte ihm ordentlich in Galle schwimmen, als er seine gewohnte Selbstbeherrschung und Zurückhaltung so weit vergaß, Herrn Bürger zu beglückwünschen, daß dieser noch nicht erfahren, was für ein Segen, das heißt, was für ein Fluch Kinder seien. Es ist dafür gesorgt, daß es zuweilen selbst einem verhärtetsten Priester Mammons fühlbar werde, daß es noch Kostbareres gebe als Gold.

Ueber das Verdeck gehend, erfuhr ich auch, daß, so ungemessenen Respekt die praktischen Schweizer vor dem Reichthum hegen, dieser Respekt dennoch der Kritik nicht immer den Mund verschließe.

Eine Gruppe von älteren und jüngeren Männern stand rauchend in der Nähe des Steuerrades beisammen und die Katastrophe von Kipplingsruhe bildete den Gegenstand ihrer Unterhaltung.

„Der Herr Oberst," bemerkte einer, „wird den Schlag, so bedeutend derselbe auch ist, kaum verspüren. Die Hülfsmittel der Firma sind kolossal und ihr Kredit felsenfest."

„Ja," versetzte ein alter lebhafter Herr mit weißen Haaren und rothem Gesicht, „so felsenfest, daß selbst die garstige Kohlengeschichte von neulich keine Erschütterung bewerkstelligen konnte."

„Was wollen Sie, Herr Nationalrath?" entgegnete der erste Sprecher, dem der Spekulant aus den Augen sah. „Der Herr Oberst benutzte eben auch das Eisenbahnfieber. Es nimmt Jeder seinen Vortheil wahr, wie er kann, und wenn man Fortune machen will, darf man nicht allzu ängstlich sein."

„Nun, bei Gott," erwiderte der alte Herr, „Aengstlichkeit, wenigstens Aengstlichkeit in Beziehung auf die Moral kann man gar manchem unserer Geschäftsleute nicht vorwerfen. Die Königin Industrie, welche ja unsere republikanischen Einrichtungen mehr und mehr illusorisch macht, lebt neuestens auch bei uns in flottester wilder Ehe mit dem König Schwindel.

Aber geben Sie Acht, meine Herren, was für eine Brut von Bastarden da von der Bank fallen wird. Es sieht ganz so aus, als ob auch hier zu Lande, wie das schon in Frankreich der Fall ist, Fortunemachen das höchste, ja einzige Gesetz werden sollte. Als Ergänzung wird man höchstens das sogenannte elfte Gebot substituiren: »Du sollst dich nicht lassen erwischen.«"

„Das ist nur zu wahr, Herr Nationalrath," nahm ein Dritter das Wort, welchen die Uebrigen Herr Sekundarlehrer betitelten. „Man sagt, unser Land könne ohne Industrie schlechterdings nicht mehr existiren, und ich gebe das zu. Aber was ich nicht zugebe und was, denke ich, kein redlicher Patriot zugeben wird, ist, daß unsere Industrie nur dazu da sei, ein paar Dutzend Fabrikherren zu Geldkönigen und Tausende und wieder Tausende unserer Mitbürger zu physisch und moralisch ruinirten Fabriksklaven zu machen."

„Das ist übertrieben! Unpraktisches Zeug! Sozialistische Wühlerei!" bemerkte der Spekulant.

„Ja, so tönt die Orgelei, sobald man auf diesen Krebsschaden hindeutet," entgegnete der Schulmann lebhaft. „Man muß nur wissen, wie es in vielen Fabriken hergeht. Aber davon wollen unsere Fabrikherren, die in der obersten Behörde sitzen, freilich nichts wissen."

„Aber warum wählt denn das Volk gerade solche Herren zu seinen Vertretern und Gesetzmachern?" fragte ein Vierter.

„Warum?" erwiderte der Schulmann. „Ei, du lieber Gott! Als ob unter unserer Fabrikbevölkerung von einem freien Wahlrecht auch nur im Entferntesten die Rede sein könnte. Der Fabrikler muß wählen, wie sein Arbeitgeber will, und überhaupt müßte es ja mit einem Wunder zugehen, wenn unter Leuten, die von Jugend auf Jahr aus Jahr ein von Morgens sechs Uhr bis Abends sieben Uhr in dem Dunst und Qualm der Fabriken arbeiten und unter Maschinen selbst zu Maschinen werden, ein freies Bürgerbewußtsein sich entwickeln könnte. Da entwickelt sich höchstens thierischer Servilismus, welcher dann

zu Zeiten in thierischen Ingrimm und wilde Rachsucht umschlägt. Der Herr Oberst Kippling hat das gestern auch erfahren."

„In der That," sagte der alte Herr, „man hörte schon seit Jahren, daß zu Kippligsruhe mit unmenschlicher Härte verfahren werde, und insbesondere soll der junge Herr Kippling ein überstrenges Regiment geführt haben, während er sich selber gegenüber den Arbeiterinnen jede frechste Ausschreitung gestattete."

„Ich will vom letzteren Punkt gar nicht einmal reden," bemerkte der Sekundarlehrer; „aber was die unmenschliche Härte betrifft, womit in dem niedergebrannten Etablissement verfahren wurde, so kann ich aus bester Quelle beispielsweise folgende Fälle anführen. Beim Reinigen des im vollen Gange befindlichen Getriebes wurde einem achtzehnjährigen Arbeiter in der Spinnerei der rechte Arm weggerissen. Er mußte im Hospital amputirt werden. Als einige Tage darauf der ebenfalls in der Fabrik beschäftigte Vater des Unglücklichen, um diesen auf seinem Schmerzenslager zu besuchen, Urlaub verlangte, wurde ihm dieser nicht bloß verweigert, sondern der Bittsteller wurde sofort aus Arbeit und Brot entlassen. Man opferte also den Vater, um jedes Opfers für den Sohn ledig zu sein. Einem Mädchen wurde in der Fabrik des Millionärs die Hand verstümmelt. Man bezahlte ihm die Kurkosten unter der Bedingung, daß es sie nachher abverdiene. Einem Arbeiter wurde durch eine Maschine der Fuß zu Müll gerieben. Im Hospital erzählte der Unglückliche, der junge Herr habe ihm seine Theilnahme dadurch bezeigt, daß er sagte, es sei ihm recht geschehen, er hätte sich ja besser in Acht nehmen können."

So ging das Register der Barbarei noch eine gute Weile fort. Aber ich hatte an dem Gehörten genug und begab mich auf die andere Seite des Verdecks, um in den wunderschönen Abend hinauszusehen und darob die widerwärtigen Eindrücke loszuwerden, die ich aus dem soeben Vernommenen geschöpft hatte.

Aber es glückte nicht. Zuerst drängte sich mir in ihrer ganzen Bitterkeit die Frage auf, ob es möglich wäre, daß ein Mensch wie dieser Theodor Kippling es wagen dürfte, an Isolde auch nur zu denken. Nein, es konnte nicht sein. Dann nahmen meine Gedanken eine allgemeine Richtung und das schmerzliche Problem, mit dessen Lösung schon so viele redliche Geister und edle Herzen vergebens sich abgemüht, das Problem, ein Gleichgewicht zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Besitz und Verdienst ausfindig zu machen, drückte mit seiner ganzen Wucht auf mich.

Ich konnte mir, so augenscheinlich mich der Aufenthalt in der Schweiz auch überzeugte, wie gedeihlich freie Institutionen für die allgemeine Wohlfahrt sind, dennoch nicht verhehlen, daß selbst die volksmäßigsten, trefflichsten politischen Einrichtungen nur eine schwache oder gar keine Garantie gegen die Despotie des Industrialismus bieten. Der Name Republikaner ist für Fabriksklaven nur ein bitterer Hohn. Die großen Industriellen und Handelsherren sind zugleich auch die politischen Souveräne des Landes. Sie haben das Wesen der Souveränität, das Volk hat nur den Schein. Wie überall, löst sich demnach auch hier der politische Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft in den ökonomischen von Haben und Nichthaben auf. Was dazwischen liegt, ist Nebel und Phrase, und selbst das vernünftigste Staatsprincip kann vor der Hand weiter nichts thun, als möglichst Vielen es möglich machen, aus dem Zustand des Nichthabens in den des Habens sich hinüberzuarbeiten.

Die ideellen Aufgaben der Gesellschaft müssen für eine geraume Weile sich bescheiden, zufrieden zu sein, wenn sie nur so unter der Hand noch geduldet werden. Haben! Haben! Haben! Das ist der wilde Ruf, welcher über diesen wüsten Wirbel von Spekulation, Agiotage, Schwindel und Maschinengetöse, genannt Gegenwart, hinschallt ... Mir fiel die düstere Prophezeiung ein, welche mein theurer Vater vor Zeiten über den Industrialismus ausgesprochen, und ich glaubte die riesenhaften Fledermausflügel

des schwarzen Dämons, von welchem er geträumt, mir zur Stunde wieder ob dem Haupte rauschen zu hören wie damals in Kipplingsruhe. Auch eines Gespräches entsann ich mich, welches ich eines Tages in Paris mit einem französischen Gelehrten geführt hatte, dem einzigen Franzosen, zu welchem ich mich jemals freundschaftlich hingezogen fühlte. Wir schlenderten mitsammen über die Boulevards und vielleicht war es gerade der großstädtische Glanz und Luxus um uns her, was unsere Unterhaltung auf die Schattenseiten des modernen Lebens lenkte. Ich habe nie eine beredtsamere Anklage des Industrialismus gehört als aus dem Munde dieses Mannes. „Die Fabrikarbeit," hatte er unter Anderem geäußert, „vergiftet die Seele und tödtet den Leib. Diese unerbittlichen Maschinen mit ihrer grausamen Gemessenheit! Wissen Sie, daß ihre mechanische Härte und Fühllosigkeit sich am Ende auch den Menschen mittheilt, von denen diese eisernen Instrumente bedient werden? Durch die unausgesetzte Wechselwirkung zwischen Maschine und Mensch stumpft sein Herz sich ab und erfrischt sich nicht mehr. In der Tiefe seiner Seele bildet sich ein so instinktartiger Atheismus wie ein Schrei des Schmerzes und der Verdammniß. Er raunt dem Arbeiter Worte voll Haß und Rache zu. Und die Frauen der Arbeiter ihrerseits, sie haben ebenfalls keine religiösen Ueberzeugungen mehr, sondern nur noch dunkle Gefühle, krankhafte Träume und Phantasiebilder. Drei Hauptelemente lassen sich in dieser von der Industrie erzeugten Korruption unterscheiden: eine furchtbare geistige Rohheit, ein blinder und unauslöschlicher Haß gegen die Reichen und eine unsäglich niederträchtige Ehrfurcht vor dem Reichthum. Die Summe dieser Dreizahl ist nothwendig eine unerhörte Verdummung der Massen und diese kann nur die Vorläuferin des entsetzlichsten allgemeinen Verderbnisses sein."

Mag immerhin mein Gewährsmann von Schwarzseherei nicht ganz freigesprochen werden, so viel ist gewiß, daß die Lage der europäischen Gesellschaft dermalen nichts weniger als tröstlich

sich darstellt. Von den großen politischen, religiösen und sozialen Fragen, deren Lösung das vorige Jahrhundert dem unserigen übermachte, ist nicht eine einzige wirklich gelöst worden. Der alte Hegel hat am Ende doch Recht mit seinem grämlichen Worte, daß die Menschen aus der Geschichte nie etwas gelernt haben. Sonst wäre neuen Wein in alte Schläuche zu füllen, das heißt, den geistigen Inhalt einer neuen Zeit in verrottete Formen der Vergangenheit zu zwingen und ihn dadurch versauern zu machen, nicht noch immer die unerquickliche Arbeit derer, welche dermalen die Weltgeschichte fabriziren, das heißt, zu fabriziren glauben.

Aber die Weltgeschichte wird nicht fabrizirt, nicht willkürlich gemacht. Sie ist, wie die Natur, ein Organismus, eine Reihenfolge unbedingt nothwendiger Entwickelungsformen, ein geistiger Prozeß, unendlich langsam vorschreitend, aber doch immer vorschreitend, sogar dann, wann er still zu stehen, ja rückwärts zu gehen scheint.

Um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, muß man freilich den Blick von der Oberfläche der Erscheinungen ab und der unendlichen inneren Vielheit der Entfaltungen des Lebens zuwenden. In dem rastlosen Entdeckungseifer der Wissenschaft, in dem Aufschwunge der Landwirthschaft, in der riesenhaften Ausdehnung der gewerblichen und commerciellen Verhältnisse, in der fast märchenhaften Vervollkommnung der Verkehrsmittel liegt eine zwingende Nothwendigkeit des Vorschritts, welche aller Maßregelungen mittels Bullen oder Ukasen spottet. Der Geist ist am Ende doch der absoluteste Herrscher und die Manifeste seiner Offenbarungen, die er zum Beispiel durch Fulton und Watt erließ, werden auch dann noch glorreiche Geltung haben, wenn man von besagten Bullen und Ukasen nur noch mit jenem Achselzucken sprechen wird, womit man heutzutage von den Dekreten der Hexenrichter früherer Jahrhunderte spricht.

Die an der Hand der Wissenschaft bewerkstelligten Vorschritte, welche die Mechanik in unseren Tagen gemacht hat, sind

an sich ebenso bestaunenswerth, als ihr Einfluß auf die künftige Gestaltung der menschlichen Gesellschaft unberechenbar ist. Die Maschinen kommen dem Menschen auf eine Weise und in einer Ausdehnung zu Hülfe, wie unsere Vorfahren es sich nicht träumen lassen konnten. Vielfach ersetzt die Maschine schon geradezu den Menschen und hier, glaube ich, liegt die Schattenseite der Sache. Die in's Unendliche gehende Vervollkommnung der mechanischen Vorrichtungen setzt eine Menge menschlicher Arbeitskräfte außer Thätigkeit, das kann keinem Zweifel unterliegen. Insbesondere ist das Handwerk in offenbarer Gefahr, von diesen Riesenarmen des Geschwisterpaares Dampf und Mechanik erdrückt zu werden. Betrachte man beispielsweise nur die eine Thatsache, daß eine kleine, von einigen Knaben bediente Maschine, deren Herstellung wenige hundert Gulden kostet, in einem Tage vierhundert und mehr Schraubenmütter mit Gewinden versieht, wie deren ein geschickter und fleißiger Schlosser in der nämlichen Zeit höchstens fünfundzwanzig zu fertigen im Stande ist, und man wird schon aus diesem einen Beispiel von Hunderten, von Tausenden die künftige Stellung vieler Handwerke folgern können. Mit der Progression der mechanischen Apparate muß auch das Uebel der Uebervölkerung progressiv wachsen, es kann nicht anders sein. Wohin also zuletzt mit allen den in Europa überschüssig, das heißt arbeitslos und demzufolge arm und elend werdenden Menschen? Ich bin über die Jahre der sozialistischen Phantasmagorieen und Trugschlüsse hinaus und kann daher bescheiden gestehen, daß ich keinen anderen Ausweg anzugeben wüßte als den massenhafter Auswanderung. Der geneigte Leser wird sagen, dieser Vorschlag sei nicht sehr originell, und da hat er ganz Recht. Mögen Andere originellere bringen, wohl und gut; aber mögen es keine aus Hirngespinnsten gewobenen, sondern wirklich ausführbare und zweckdienliche sein! Mir jedoch will inzwischen noch scheinen, die Natur habe nicht umsonst in Amerika, Asien und Australien, ja sogar da und dort — wenn auch hier in bescheidenerem Maße — in Europa selbst mit vorsorglicher Hand

unermeßliche Länderstrecken bereitet, in welche die übervölkerten Länder unseres Erdtheils die Ueberzahl ihrer Millionen ausströmen können.

Viertes Kapitel.

Wer sucht, der findet, wenn auch nicht immer das, was er sucht. — Autor thut ein gutes Werk an einer „immens" mürben Seele, treibt dann etwas Naturschwärmerei und geräth bei dieser Gelegenheit in die Lage, für einen Spitzbuben gehalten zu werden.

Am folgenden Tage frühmorgens in Weesen angelangt, brachte ich in Erfahrung, daß die Reisegesellschaft, welcher ich nachging, vorgestern zur Mittagszeit von da rechts hinüber in's Glarnerland sich gewendet habe. Im Flecken Glarus wußte mir der Adlerwirth zu sagen, daß eine Gesellschaft von drei Personen, deren Beschreibung auf die von mir gesuchten vollständig paßte, vorgestern spät Abends vom Klönthal her in seinem Hause eingetroffen sei und daselbst übernachtet habe. Sie hatten demnach wohl von Nettstall aus einen Abstecher an den Klönsee gemacht, der, einer der reizendsten Hochalpenseen, die Felsenwände des Glärnisch bespült. Aber Fräulein Julie schien vorläufig noch nicht sehr wildniß- und gletscherlustig zu sein, denn sie hatte — erzählte der Adlerwirth — den Vorschlag, nach Stachelberg zu gehen und von dort aus die Pantenbrücke und die den Tödigletschern gegenüberliegende Sandalp zu besuchen, abgelehnt, und so waren die Drei gestern früh nach Mühlehorn am Wallensee hinuntergefahren. Der nämliche Schiffer, welcher die Gesuchten von dem zuletzt genannten Orte nach Wallenstadt hinübergerudert hatte, brachte auch mich dahin und sagte mir, er habe dort noch mit angesehen, wie die Drei Extrapost nach Ragaz

genommen hatten. Ich that sofort ebenso und gelangte in später Nacht in den „Hof Ragaz", welcher noch vor Kurzem der Sommersitz Sr. fürstlichen Gnaden des Abtes vom (jetzt in ein Irrenhaus verwandelten) Kloster Pirminsberg war.

Weil mit Ausnahme eines verschlafenen Kellners im Hof Ragaz Alles schon lange zur Ruhe gegangen, mußte ich meine Erkundigungen bis zum anderen Morgen verschieben. Da erfuhr ich dann, daß die Drei richtig dagewesen und von Ragaz nach dem Bade Pfäffers gegangen seien. Das war natürlich, denn wer wird jene Gegend besuchen, ohne die prächtige Taminaschlucht sehen zu wollen? Aber trotzdem, daß ich meine Verfolgung möglichst beschleunigt hatte, waren mir die Gesuchten noch immer um zwei Tage voraus. In dem mit Leidenden angefüllten Bade Pfäffers wurde die Fährte, wie ein Jäger sagen würde, schon kälter. Der von mir examinirte Hausmeister wollte sich erinnern, „die schöne junge Dame mit den merkwürdig schwarzen Augen" habe darauf bestanden, das wilde Kalfäuserthal und den Sardonagletscher zu besuchen. Der eine der zwei sie begleitenden Herren, der mit dem „kaibisch langen" Schnurrbart, habe das gebilligt, während der andere, „der alleweil an seinem dünnen Schnurrbärtchen herummachte," dagegen opponirte und meinte, das sei unpraktischer Nonsens und es wäre schon genug, wenn er sich dazu hergäbe, statt nach Ragaz zurück und von da bequem nach Chur zu fahren, über den Kunkelpaß nach Graubünden hinüberzuklettern. Wie sich der Streit geschlichtet, wußte der Mann nicht zu sagen und er konnte nur noch das Eine mit Bestimmtheit angeben, daß die fragliche Reisegesellschaft von Pfäffers nach Valens hinaufgestiegen sei.

Da stieg ich denn auch hinauf, und als sich droben das wildschöne, zwischen dem Kalanda, dem Monteluna und den grauen Hörnern gelagerte Hochthal vor meinen Blicken öffnete, erinnerte ich mich, daß mir Freund Bürger einmal eine Wanderung in diese Bergeinsamkeit empfohlen habe.

In Valens wußte man nichts von den Gesuchten. Viel-

leicht, dachte ich, bin ich drüben in Vättis glücklicher, und in der That fand ich auf dem Wege nach diesem am Fuße des Monteluna gelegenen Bergdörfchen etwas, wenn auch zunächst nicht das, was ich suchte.

Indem ich raschen Schrittes den über Alpenmatten und durch Buschwerk sich schlängelnden Fußpfad hinging, sah ich eine weibliche Gestalt in städtischer Kleidung mir entgegenkommen. Sie ging mit gesenktem Kopfe, der aufgespannte Sonnenschirm verdeckte ihre Züge und in der linken Hand trug sie eine kleine Reisetasche.

Schon beim ersten Anblick der einsamen Wanderin stieg eine Vermuthung in mir auf, welche Figur, Haltung und Gang der Dame bei ihrem Näherkommen alsbald bestätigten. Ich stand überrascht still und den gesenkten Blicken, sowie dem besagten Sonnenschirm der Dame war es zuzuschreiben, daß sie, herangekommen, fast an mich anprallte. Sie stieß einen leisen Schrei aus, wich erschrocken auf die Seite, ließ den Sonnenschirm sinken und aus dem „lieben, dicken", jetzt aber blassen und sehr verweinten Gesicht sahen mich die „immens gefühlvollen" Augen von Frau Ziegenmilch voll schmerzlicher Ueberraschung an.

„Mein Gott, Sie, Herr Hellmuth?" rief sie aus und erröthete bis unter die Locken.

Ich faßte freundschaftlich ihren Arm, denn ich fürchtete, sie würde Anstalten machen, in Ohnmacht zu fallen.

„Sie brauchen gar nicht zu erschrecken, meine liebe Frau Ziegenmilch," sagte ich. „Sehen Sie, ich bin ganz glücklich Sie so unvermuthet hier zu treffen, und ich kenne Einen, der noch viel glücklicher sein wird, Sie von Ihrer Badereise heimkehren zu sehen."

„Von meiner Badereise? Ach, Sie wissen nicht —"

Ein Strom von Thränen erstickte die Stimme der armen dicken Entführten.

„Doch, doch," sagte ich, „ich weiß genug. Unter Anderem, daß Herr Ziegenmilch Jedermann mittheilte, Sie seien nur auf

einer kleinen Badereise abwesend, und daß er gegen mich speziell äußerte, das Essen schmecke ihm gar nicht mehr, seit er das liebe Gesicht seines Frauli nicht mehr bei Tische gegenüber habe, und daß er schon deshalb dringend wünschte, die Badekur möchte recht bald zu Ende sein."

„Wäre es möglich? ... Der arme, gute Oskar! ... Sehen Sie, Herr Hellmuth, Sie erscheinen mir wie ein Engel vom Himmel und ... Sie waren immer gut gegen mich, immens gut ... und ... und ich Thörin habe Ihre immens wohlgemeinte Warnung nicht beachtet ... Ach, du lieber Himmel, was es doch für schlechte Menschen in der Welt giebt! Es ist immens! ... Und Sie meinen also, mein armer guter Oskar werde mir verzeihen? ... Aber sehen Sie, bester Herr Hellmuth und werthester Freund, ich darf sagen, ich muß sagen ... ja, ich habe mir nur Leichtgläubigkeit und Unbesonnenheit vorzuwerfen."

„Natürlich! Ich glaube es, glaube es von ganzem Herzen," betheuerte ich.

In der That, das arme, kurze, runde, geschorene Schäflein dauerte mich. Die Gute sah in ihrer Scham, ihrer Reue, ihrem Beben und Weinen recht erbarmungswürdig aus.

Daß ich soeben von ihr als von einem geschorenen Schäflein sprach, hatte übrigens seinen guten Grund.

„Darf ich fragen," sagte ich, „welchem Umstande ich das Glück verdanke, Ihnen in dieser Halbwildniß zu begegnen?"

„O," versetzte sie, „ich schäme mich so immens ... Sehen Sie, ich glaubte, alle Leute müßten mir's ansehen, was für eine leichtfertige und thörichte Frau ich sei. Ich hatte einmal von diesem einsamen Thale reden hören und bin da heraufgestiegen, um meine Scham und meinen Kummer in der Einsamkeit zu verbergen. Ich wollte schon gestern und vorgestern und ehevorgestern an Oskar schreiben, wagte es aber aus immenser Furcht nicht. Ich wünschte zu sterben, aber der Tod kam nicht und heute mußte ich aus der Herberge in Vättis fort, weil —"

Sie stockte und ward womöglich noch röther als zuvor. Es war auch wirklich für eine Frau, welche sich, wie man in der Schweiz zu sagen pflegt, in „hablichsten“ Umständen befand, keine Kleinigkeit, zu gestehen, daß ihr das Geld völlig ausgegangen sei.

Um ihr Zartgefühl zu schonen und sie um so leichter zu bewegen, zu Oskar Ziegenmilch und Comp. heimzukehren, dichtete ich ein wenig und sagte, der mehrerwähnte Oskar habe mir ausdrücklich aufgetragen, seine theure Lelia mit allem Nöthigen zu versehen, falls ich so glücklich wäre, sie zu treffen.

Entweder nahm sie in ihrer Aufregung diese Poesie für Wirklichkeit oder sie hatte Takt genug, wenigstens so zu thun. Aber eine Frau, die Jahre lang Käse ausgewogen hat, ist in Geldsachen skrupulös, und so sagte sie denn mit sehr gesenkten Augen und einem „immensen“ Seufzer:

„Hat Ihnen mein lieber, guter Oskar — ach, jetzt weiß ich Unglückliche erst, welch ein liebes, gutes Manni er ist — hat er Ihnen nichts von meinem Schmuckkästchen und — und von dem Taschenbuch mit — mit Geld gesagt?“

„Doch, meine liebe Frau. Aber Herr Ziegenmilch ist ein ebenso nobler als praktischer Mann. Wissen Sie, was er in Betreff der erwähnten Gegenstände zu mir sagte?“

„Was? Um Gotteswillen! Sie spannen mich auf die Folter.“

„Wenn nur,“ sagte er, „mein Liseli — entschuldigen Sie, er gebrauchte diesen Ausdruck —“

„Der liebe, liebe Mann! Ja, ich will wieder sein Liseli sein. O, Herr Hellmuth, ich habe in diesen kummervollen Tagen einsehen gelernt, was ich mir seit langer Zeit schon für immens thörichte Grillen in den Kopf gesetzt. Wenn dieser Kelch an mir vorübergeht, will ich wieder sein, wie ich vormals in der Spiegelgasse war. Ach, damals ist eine glückliche Zeit gewesen... Aber was sagte mein lieber, guter Ziegenmilch?“

„Er sagte: Wenn nur mein Liseli wieder heimkäme! Der

Schmuck und das Taschenbuch, welche Dinge sie aus Versehen mitgenommen, sie mögen meinetwegen zum Henker — rumpeln."

Das mir unwillkürlich entwischte Wortspiel setzte die gefühlvolle Seele der kleinen Runden in Zornflammen.

„Der Elende!" rief sie aus, wieder weinend, aber jetzt vor Entrüstung. „Der gemeine Mensch, den ich wie einen Propheten und Heiligen verehrt hatte! . . . Er hatte mich von Konstanz über den Bodensee nach Lindau, von dort zurück nach Rorschach und von da das Rheinthal herauf nach Chur geführt, wo er, wie er vorgab, mich in einen Kreis von Erleuchteten einführen wollte. Statt dessen entlarvten an dem genannten Orte seine — ach, wie soll ich mich ausdrücken, ohne vor Scham in die Erde zu sinken? — seine immens unzarten Zumuthungen mir die ganze Schwärze seiner Seele. Ich machte aus meiner Empörung kein Hehl und — und am Morgen darauf war der Schändliche, der Heuchler, der — der — verschwunden und —"

„Und hatte Schmuckkästchen und Taschenbuch mitgenommen, nicht wahr?"

„Ja."

„Nun, meine liebe Frau Ziegenmilch, Sie müssen sich das nicht weiter anfechten lassen. Ihre Geschichte ist nur eine Illustration mehr zu dem vor fünfhundert Jahren in den Rosenlauben von Schiras von dem alten Hafis, der freilich ein Erzketzer war, gedichteten Text:

Traue keinem Heiligen!
Süße Worte spricht er;
Aber in der Kutte steckt
Immer ein Halunke."

Lelia's gefühlvolle Seele war durch ihre Erlebnisse in Chur und dann durch die dreitägige Einsamkeit in Vättis so mürbe gemacht worden, daß sie sich widerstandslos meinem Anerbieten fügte, sie über Valens nach Ragaz hinab zu geleiten, von wo sie mit der Nachtpost nach Hause zurückkehren sollte. Auf dem Wege durch den Bergwald abwärts erfuhr ich zum Dank von

meiner Schützlingin, daß Fräulein Kippling mit ihren zwei Reisegesellschaftern allerdings durch Bättis gekommen sei und dort einen Führer über den Kunkelpaß genommen habe. Etlichen von den Wirthsleuten in Bättis aufgeschnappten Aeußerungen der drei Reisenden zufolge — Frau Ziegenmilch selbst hatte es nämlich nicht für gut befunden, der „hochmüthigen, spottsüchtigen" jungen Dame unter die Augen zu kommen — hatten dieselben die Absicht gehabt, nach Chur und von da in die Engadiner Berge zu gehen.

Nachdem ich demnach mein gutes Werk nach Möglichkeit vollendet, das heißt, die kleine, runde, zerknirschte Exentführte sicher in dem Postwagen untergebracht hatte, fuhr ich selber in entgegengesetzter Richtung mit der Abendpost nach der Hauptstadt Graubündens hinauf. Dort, im Hotel zum Steinbock traf ich wieder sichere Spuren von den von mir Gesuchten.

Diese Spuren wiesen richtig in's Engadin, wohin ich mich am folgenden Tage ohne Zögern auf den Weg machte. Aber jenseits des Julierpasses ging die Fährte aus oder tauchte wenigstens nur strichweise wieder auf. So in Samaden, Sankt Moritz, Pontresina. Eine vage Vermuthung deutete in's Bergell hinüber.

So vertiefte ich mich denn ganz auf's Gerathewohl in die erhabenen Wildnisse der Berninakette.

Es ist dafür gesorgt, daß die Größe und Schönheit der schweizerischen Alpenlandschaften nicht von Touristenfüßen platt getreten werden kann. Scenen, wie das obere Reußthal oder das Haslithal oder Rosenlaui, Grindelwald, die Wengernalp, das Oeschinen- und Gasterthal, das Faulhorn, der Wildstrubel, aus dessen Gletschern die „sieben Brunnen" der Simme hervorspringen, der Blick vom Rohrbachstein am Rawyl auf die Walliser Bergkolosse, die Gemmi und der Gornergrat, das Aeggischhorn und die Bellalp sie bieten, werden neu und groß bleiben, so lange ein Menschenauge sie betrachtet. Aber um den Vierwaldstättersee her und über dem Berner Oberland lagert

doch schon eine widerwärtige Touristenatmosphäre, in welcher eine noch widerwärtigere Touristenindustrie gar üppig gedeiht. Es stoßen einem da auf Schritt und Tritt doch gar zu viele rothgebundene Murray's und Bädeker's und Krinolinenballons von allen Farben auf. Die Kultur leckt schrecklich zudringlich an jenen Gegenden herum. Dahinten dagegen, in den Bündner Alpen, da giebt es noch weite Strecken, wo die Alpennatur in jungfräulicher Majestät und Einsamkeit thront. Wenigstens fand ich sie noch so, als ich sie daselbst suchen ging.

Denn, seltsam, als ich erst ein paar Tage durch diese herrlichen Wildnisse gestreift, hatte ich den eigentlichen Zweck meines Hierseins so ziemlich vergessen. Nicht zum erstenmal, aber jetzt stärker als früher erfuhr ich den seelenlösenden Zauber der Alpenwelt. Was kümmern einen in diesen reinen Lüften die kleinen Interessen und dumpfen Sorgen der Welt da drunten? Ein Odem primitiver Poesie geht von diesen Felskolossen, diesen in der Morgensonne glühenden Firnen, diesen stürzenden Gletscherbächen aus, hebt die Brust, weitet die Seele und erfüllt sie mit reinen Gedanken und süßen Träumen. Was du je Schönstes und Bestes gesehen, gelesen, erlebt, wird wieder in dir wach oder auch gehst du in seliger Selbstvergessenheit immer weiter hinein in die heilige Einsamkeit.

Aber ich hatte doch Unrecht zu sagen, die Kultur habe noch nicht in die prachtvolle Oede hineingegriffen, welche ich durchwanderte. Denn ich sollte komisch genug erfahren, daß selbst die entlegensten Alpenthäler vor der Civilisation, wenigstens in der Erscheinungsform der Polizei, nicht mehr sicher seien.

Ich hatte am dritten Abend meiner Streiferei in einer einsamen Sennhütte eingesprochen und mich, nachdem ich meinen Hunger mit jener Alpenspeise gestillt, welche den mysteriösen Namen Käsappen führt, reisemüde auf die duftenden Schwaden des Heugadens gestreckt. Die Augen fielen mir bald zu, aber nach einiger Zeit erweckte mich Stimmengeräusch in dem anstoßenden Raum der Hütte, welcher nur durch eine schadhafte

Bretterwand von meiner Schlafstätte getrennt war. Ich unterschied die Stimme meines Wirthes, des Sennen, und noch zwei andere, mir gänzlich unbekannte Männerstimmen.

„Potz Herrgöttlihagel!“ sagte die eine. „Das wär' nun schön, Vale,*) wenn er's doch nicht wäre. Sind dem Kerl den ganzen Tag nachgestrichen, über Stock und Stein, über Steige, die eigentlich ein Christenmensch gar nicht gehen sollte. Und jetzt sollt's der Unrechte sein. Kaibisch dumm das!“

„Ja, weißt Du, Sale,“**) erwiderte die andere unbekannte Stimme, „ich hatte gleich so meine Zweifel, als wir den Kerl da unten beim Feisisbach näher zu Gesicht kriegten. Sagte Dir ja, seine Postur passe nicht zum Signalement.“

„Ach was, Vale, Du willst immer ein Dokter G'scheidtle sein. Man kann eben einem Vaganten das Signalement nicht recht anmessen, wenn man ihn nur so flüchtig und gar nur von hinten zu sehen kriegt. Aber, sag' ich, was hat ein Mensch in dieser verflucht einsamlichen Weltgegend, wo's nicht einmal Schnaps, geschweige Wein giebt, herumzustrolchen, wenn er kein schlechtes Gewissen hat?“

„Da ist was d'ran, Sale.“

„'s ist eben so ein verrückter Dütschländer,“ mischte sich der Senn in's Gespräch. „Steigt seit einigen Jahren dann und wann so ein Fremder da herum und lugt sich an unseren Bergen schier die Augen aus. Kuriose Leute, diese Dütschländer, schätz' ich.“

„Ja, lauter Halbnarren, bim Eid!“ meinte der Sale. „Wenn's wirklich ein Dütschländer ist, wie Ihr an seiner Sprache gemerkt haben wollt, Senn, so hab' ich mir, bim Stral, in diesen kaibischen Bergen umsonst Blasen an die Füße gelaufen. Und Ihr sagt, der Kerl habe einen großen schwarzen Bart?“

„Den hat er.“

---

*) Valentin.
**) Salomo.

„Könnte aber auch ein falscher Bart sein. O, man kennt, bim Eid, die Finten der fürnehmen Spitzbuben."

„Aber Sale, er habe ja auch dunkelbraune Augen. Die können doch nicht falsch sein."

„Das ist wahr, Vale," gab der Sale widerwillig zu. „Aber weißt Du was? Wollen uns den Kerl morgen früh doch ordentlich anlugen. Ist er's nicht, so haben wir, bim Stral, die rechte Fährte verloren. Und doch wiesen alle Anzeichen auf diese kaibische Gegend. Aber jetzt wollen wir schlafen, denn ich bin hundshagelsmüd'."

Das Gespräch verstummte, und ich hörte nur noch, wie sich die Männer auf den um die Feuerstelle herlaufenden Bänken zum Schlafen zurechtrückten.

Für mich hatte der Gedanke, für einen Spitzbuben gehalten worden zu sein und zwei Diener der öffentlichen Sicherheit einen ganzen Tag hinter mir hergezogen zu haben, etwas so Ergötzliches, daß ich darüber bald wieder einschlief.

Als ich mir in der Morgenfrühe den Heudunst aus den Augen gerieben und die Halme von den Kleidern geschüttelt hatte, ging ich hinaus, um mich an dem plumpen Rohrbrunnen vor der Hütte zu waschen. Eigentlich hätte ich ein Bad gewünscht, denn es ist in diesen bündnerischen Sennhütten ein Schmutz, und zwar nicht ein todter, sondern auch ein lebendiger, von welchem sich kein Idyllendichter von Theokrit bis auf Hebel herab träumen ließ. Solche kleine Unzukömmlichkeiten muß man bei wirklichen Alpenwanderungen mit in den Kauf nehmen.

Der Vale und der Sale standen schon da, Beide zwar im Civilanzug, allein ihre ehrenwerthen Physiognomieen trugen so deutlich den Polizeistempel, daß ich mir von Herzen gratulirte, kein Spitzbube zu sein. Ich bemerkte wohl, daß sie mich mit vigilirenden Blicken ansahen und daß der Sale heimlich ein Blatt Papier hervorzog, ohne Zweifel das Signalement des Verbrechers, auf den sie fahndeten, um die Angaben desselben mit meiner Erscheinung zu vergleichen. Diese Vergleichung mußte

aber nicht das gewünschte Resultat haben, denn der Sale sagte leise zum Vale: „'s ist nüt, bim Eid!" und hierauf frühstückten wir in aller Freundschaft mitsammen, das heißt, wir aßen Käse und tranken, in Ermangelung des Brotes, Milch dazu. Dann verließen die beiden Herren von der Polizei die Hütte und gingen das schmale Hochthälchen abwärts, während ich aufwärts weiter wanderte.

Der Senn hatte mir nämlich von einer mächtigen Kaskade gesagt, die wenige Wegstunden von der Hütte entfernt aus einem der Gletscherfelder des Bernina hervorstürze. Diese wollt' ich noch sehen, dann zu der Hütte zurückkehren und von da meinen Weg thalabwärts suchen. Aber es kam anders. Ich kehrte nicht wieder an den Ort zurück, denn inmitten der Bergwildniß, wo ich an jenem Tage nur einen Wassersturz suchte, sollte ich plötzlich in abenteuerliche Scenen und erschütternde Katastrophen versetzt werden.

Fünftes Kapitel.

Autor verirrt sich, geräth in ein verwunschenes Schloß, speist unter Blitz und Donner und erlebt ein lieblichstes Wunder.

Die Gletscherkaskade hatte ich nicht gefunden, denn in diesen verworren durcheinander geschobenen Höhenzügen und Thalrinnen findet sich kein Fremder ohne Führer zurecht. Ich wollte aber keinen Führer, weil es mir gar so schön vorkam, bei dem klaren Wetter ganz allein in diesen Einsamkeiten umherzuschweifen. In der Sennhütte, wo ich Mittagsrast hielt, erfuhr ich, daß ich bis zum nächsten Ort noch mehrere Stunden weit zu gehen habe. Der Geißbub, welcher mich mit Milch und steinhartem Schab-

zieger bewirthete, deutete an, ich würde wohl thun, ihn als Wegweiser mitzunehmen, und nach einigen Stunden mußte ich mir gestehen, daß ich klug gethan hätte, dieses Anerbieten anzunehmen. In dem Maße nämlich, in welchem die Schatten der Berge gigantischer und meine Beine müder wurden, drang sich mir auch die Ueberzeugung auf, daß ich ganz von der Richtung, die ich hatte verfolgen sollen und wollen, abgekommen sei und mich alles Ernstes verirrt habe. Anfangs nahm ich das leicht, wie Alles hier oben. Als aber die Sonne zur Rüste ging und noch dazu über ihre sinkende Scheibe eine graudunkle Gewitterwolkenwand sich herzog, gewann die Sache allmählich ein mißlicheres Aussehen. Die Oede, in der ich mich befand, so erhaben sie war, konnte in einer Gewitternacht doch nur ein höchst unangenehmer Aufenthaltsort sein. Von einem sicheren Zufluchtsort aus einem Gewitter in den Hochalpen zusehen, ja freilich, das ist ganz prächtig; aber schutz- und schirmlos der Wuth desselben ausgesetzt zu sein, das ist 'ne andere Tonart. Ich hatte schon in früherer Zeit, während meiner studentischen Schweizerreise, die Probe gemacht und es gelüstete mich nach keiner zweiten. Außerdem hatte ich Hunger, ganz gemeinen, erzprosaischen Hunger, und so sah ich mich, von meiner letzttägigen Naturschwärmerei für den Augenblick sehr ernüchtert, mit nicht geringer Sehnsucht nach der Möglichkeit eines Nachtquartiers um.

Da merkt' ich nun erst recht die Einsamkeit um mich her. Weit und breit, wie es schien, keine Spur von Menschendasein, keine Sennhütte, keine Heerdeglocke, nichts als Schweigen des Urgebirges, eine Stille, in welcher einem in solcher Lage das Rauschen der Bergwasser wie ein Hohnlachen über die Bedürftigkeit und Hülflosigkeit der Menschen klingen kann.

Ich stand bei einer Gruppe verwitterter Arven still, mich zu orientiren. Aber in dem engen Felsenkessel, in welchen ich hineingerathen, war das eine Unmöglichkeit. Eine jähansteigende mit erratischen Steinblöcken besäete Geröllwand lag hart vor

mir, wahrscheinlich die Moräne eines urweltlichen Gletschers. Den Kopf in den Nacken zurückbeugend sah ich über den Rand der Moräne schneebekrönte Kuppen herüberlugen. Ich kletterte die Wand hinan und vor dem droben Angelangten sprang ein prachtvolles Bild auf.

Der Bernina lag in fast blendender Beleuchtung in seiner ganzen Majestät und Herrlichkeit vor mir. Die Sonne schoß zwischen den geballten Gewitterwolken hervor ihre Strahlen auf die unzähligen Hörner und Zacken des mächtigen Gebirgsstocks, dessen Firnschnee wie geschmolzenes Silber blitzte, dessen Gletschergehänge blaugrünlich schimmerten.

In diese ungeheure Felsen-, Schnee- und Eismasse war ein grünes Thal tief eingeschnitten, auf dessen Sohle ein Bergstrom über Steintrümmer rauschend dahinschoß. Dieses schmale Hochthal theilte sich gabelartig. Der rechte Zinken lief langgestreckt in malerischen Windungen zwischen bizarren Felsengestaltungen hin und im Hintergrunde lugte eine Kirchthurmspitze hervor, Zeuge der Besiedelung des Thales. Der linke Zinken der grünen Gabel war viel kürzer und bohrte sich schroff aufwärts, bis eine schwindelnd hohe, jetzt in der Sonne rothglühende Basaltwand seinem Vordringen ein Ziel setzte. Zu beiden Seiten dieser Wand kam ein Eisstrom thalwärts und diese Gletscherbänder spannten sich bis nahe zu dem breiten Bach auf der Thalsohle herab. Jenseits desselben, in dem etwa eine Achtelmeile breiten Zwischenraum zwischen den beiden Gletscheradern, stieg ein sanft gewölbter Hügel auf und von der Spitze desselben blickte ein schloßartiges Gebäude mit alterthümlichen Thürmen und Zinnen herab.

Die Alpenthäler Graubündens sind viel reicher an Burgruinen als die übrigen Landschaften der Schweiz. Dort, auf der Grenzscheide zwischen der germanischen und der romanischen Rasse, hat sich mittelalterliches Dynastenwesen, wenn nicht rechtlich, so doch faktisch weit länger gehalten als anderswo in der Schweiz, und es ist noch heute gar nicht selten, daselbst alte

Geschlechter in alten, mit mehr oder weniger Sorgfalt unterhaltenen Felsennestern hausen zu finden. Auch die Burg da drüben schien keine Ruine zu sein. Wenigstens deuteten die in der Sonne glitzernden Fenster auf eine wohnliche Stätte.

Das war mir lieb, denn das Gewitter schob sich immer drohender am westlichen Himmel herauf, bald verschwand die Sonne hinter den Wolkenmassen und eine unheimlich fahle Beleuchtung begann sich über die ganze Scene zu legen.

Ich eilte thalwärts und stieß dort auf einen Saumpfad, der mich zu einem über den Waldbach gelegten Steg führte. Diesseits des Steges theilte sich der Weg. Seine am linken Ufer des Wassers thalaufwärts laufende Linie führte vermuthlich in das Dorf oder Dörfchen, dessen Kirchthurmspitze ich von der Moräne herab erblickt hatte. Aber bis dahin mußte es noch eine Wegstunde weit sein und schon begann es zu dunkeln und das Gewitter rückte mit dumpfem Gedonner näher. Rasch entschlossen, ging ich über den Steg und eilte den schmalen Pfad hinan, welcher sich in halben Spiralen den Hügel hinaufwand. Bewohnt oder unbewohnt, das Schloß da droben konnte mir doch Dach und Fach gewähren. Vielleicht kitzelte mich auch ein Nachgefühl jugendlicher Romantik, daß ich in dem alten Ding eine Zuflucht zu suchen ging. Ich hatte aber länger zu steigen, als ich vermuthete, und schon leuchteten Blitze und fielen schwere Tropfen, als ich den Scheitel der Anhöhe erreichte, welche anderwärts unbedenklich ein Berg genannt werden könnte.

Jetzt stand das Schloß hart vor mir und ich schritt rasch auf eine Art krenelirter Mauer zu, hinter welcher der Thorbogen dunkelte, zog aber mit Schrecken meinen Fuß zurück, denn ich stand hart an dem Rand einer mächtigen Tiefe. Zwischen mir und der Burg klaffte ein Abgrund und in dem zuckenden Licht der Blitze sah ich jetzt erst, daß das Schloß nicht auf dem Hügel selbst, sondern vielmehr auf einer hinter demselben aus schwindelnder Tiefe aufsteigenden Felsenklippe lag. Mich mit beiden Händen an der Mauer festhaltend, beugte ich mich vor-

sichtig vor, und es war weniger romantisch als unheimlich, wenn ich auf Augenblicke im Lichte der Blitze das grüne Gletschereis aus der schwarzen Kluft heraufblinken sah. Auch einen anderen nicht sehr tröstlichen Gegenstand verrieth mir das zuckende Licht, nämlich drüben am Burgthor eine aufgezogene Zugbrücke.

Aber das verwunschene Schloß mußte doch bewohnt sein, denn mehrere Fenster desselben waren beleuchtet. Ich schrie mit voller Kraft der Lunge nach Einlaß, aber der inzwischen mit ganzer Macht losgebrochene Gewittersturm ließ meine Stimme nicht aufkommen. Da, beim Herumtasten an der Mauer, kam mir etwas wie ein Glockengriff in die Hand. Ich riß daran und horch, drüben gellte richtig eine Glocke. Ich machte sie abermals und abermals gellen, denn zu Höflichkeit und Bescheidenheit war da keine Zeit. Meine Zudringlichkeit hatte auch den besten Erfolg, denn drüben unter dem Thorbogen erschien Licht und nach einigen Minuten legte sich die Zugbrücke knarrend und rasselnd über den Abgrund. Ich schritt ohne Verzug über die Bohlen und fand mich drüben vor einem verschlossenen Thor mit einem schmalen, ebenfalls verschlossenen Einlaßpförtchen in der Mitte. Aus einer Mauerluke daneben streckte eine alte runzelige Hand eine Laterne und hinter derselben ward ein sehr altes Gesicht sichtbar.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Alte.

„Ein verirrter Reisender, der um ein Obdach für die Nacht bittet.“

„Wartet!“

Gesicht, Hand und Laterne verschwanden, die Zugbrücke ging hinter mir in die Höhe und ich befand mich so zu sagen zwischen Thür und Angel, das heißt zwischen dem versperrten Thor und der wieder aufgezogenen Zugbrücke. Das währte eine geraume Weile und war unbehaglich genug.

Endlich vernahm ich schlurfende Tritte, das Einlaßpförtchen that sich auf und im Licht der Laterne, welche er trug, stand der Alte vor mir, eine untersetzte Gestalt in altfränkisch

geschnittener, verschossener Livree von dunkler Farbe. Er sagte nur: „Kommt!“ und da ich ihm folgte, führte er mich durch einen gewölbten Thorweg und über einen kleinen Hofraum auf einen runden Thurm zu, welcher die linke Flanke des Herrenhauses der alten, aber, soviel ich bemerken konnte, in leidlich gutem Zustande erhaltenen Burg flankirte. Als er mir innerhalb des Thurmes eine breite steinerne Wendeltreppe hinaufgeleuchtet hatte, trat mir auf dem Vorplatz des ersten Stockwerkes eine höchst abenteuerliche Figur entgegen, ein kleines dürres Männchen mit mumienhaft vertrockneten Gesichtszügen, die nur noch durch ein Paar kleine, kluge Augen belebt waren. Dieses Männchen trug Schnallenschuhe, weiße Strümpfe, gute Beinkleider von pfirsichblüthfarbenem Plüsch, eine schwefelgelbe Pattenweste, die mit ihren Schößen bis zur Hälfte der Schenkel hinabreichte, darüber einen zeisiggrünen Rock oder Frack, ferner eine weiße Halsbinde mit langen bordirten Zipfeln, im Nacken einen langen dünnen Zopf und im Uebrigen eine vollständig regelrechte Frisur à quatre épingles — Alles nach der neuesten Mode von 1780 oder 1790, selbst die Form des Handleuchters mit zwei brennenden Wachslichtern nicht ausgenommen, bei deren Schein das alte Geschöpf mit sauersüßer Miene meine Gesichtszüge prüfte.

Als ich dieses Petrefakt einer Zeit, die uns noch so nahe und doch schon wie antediluvianisch weit hinter uns liegt, verwundert anguckte und bei mir dachte, ich sei da richtig in ein verwunschenes Schloß gerathen, sagte es — nämlich das Petrefakt, nicht das Schloß — mit einem wie in der Stimmritze eingerosteten Organ:

„Monsieur wünscht ein Nachtquartier?“

„Ja, mein Herr. Ich habe mich in den Bergen verirrt und bin von dem Gewitter überrascht worden. Wenn ich die Ehre habe, den Besitzer dieser alten Burg vor mir zu sehen —“

„Pardon,“ unterbrach mich der im Zeisigrock mit einem halben Lächeln und einer ganzen Verbeugung voll Anstand und

Höflichkeit, „Pardon, Monsieur irrt sich. Ich habe die Ehre der Hausmeister dieses Schlosses zu sein. Aber Monsieur ist gewiß müde?"

„Sehr."

„Und hungrig und durstig?"

„Noch mehr."

„Will Monsieur — aber darf ich vielleicht um den Namen von Monsieur bitten?"

„Freilich. Ich heiße Hellmuth, Michel Hellmuth."

Der Alte, welcher mir den Rücken gewandt hatte, um mir weiter die Treppe hinan zu leuchten, kehrte sich rasch um und sah mich eine Sekunde lang forschend an. Dann, die Stufen weiter hinaufsteigend, sagte er:

„Hellmuth, Michel Hellmuth — soso! Woher? wenn Monsieur einem alten Manne die Frage nicht übel nimmt."

„Behüte! Ich bin aus Rothenfluh in Deutschland."

„Soso!" machte der Alte wieder und hüstelte etwas Weniges dazu.

Wir waren inzwischen in's zweite Stockwerk gelangt und mein Führer bog in einen langen und dunkeln Korridor ein, an dessen Wölbung meine Schritte auf dem Fußboden widerhallten. So ging es noch über mehrere Gänge, zur Abwechselung auch treppauf und treppab, ohne daß uns in dem unheimlich öden Hause irgend Jemand begegnet wäre.

„Man scheint hier zeitig zur Ruhe zu gehen?" fragte ich den Alten.

„Das ist in unseren Bergen überhaupt so. Die Herrschaften haben sich schon vor einer halben Stunde in ihre Zimmer zurückgezogen."

Die Herrschaften? Das klang ja ganz vornehm und bewies jedenfalls, daß das verwunschene Schloß in der That noch andere Bewohner habe als das Petrefakt von Hausmeister und den dito versteinerten Pförtner.

Der Alte öffnete endlich mit einem Schlüsselbund, welches

er mit sich führte, eine Thüre, lud mich mit einer Verbeugung zum Eintritt ein und zündete zwei auf dem Tische in der Mitte des Gemaches stehende Kerzen an. Dann sagte er: „Werde sogleich das Abendbrot für Monsieur Hellmuth besorgen" und ließ mich allein.

Ich befand mich in einem großen hohen Zimmer mit Alkoven, worin unter einer Art altfränkischen Thronhimmels ein breites Bett stand. Alles gemahnte hier an eine verschollene Zeit, die verblaßten Möbel à la Pompadour, die verblichene Vergoldung der Deckenstuckaturen und Tapetenleisten, die eingedunkelten Tableaux an den Wänden, Landschaften und Schäferscenen à la Watteau und Boucher darstellend.

Während ich diese Herrlichkeiten betrachtete, kam das Petrefakt zurück und mit ihm eine alte, wie ein Mütterlein aus dem vorigen Jahrhundert gekleidete Dienerin. In diesem verwunschenen Schlosse schien Alles alt und altfränkisch zu sein. Ich hätte mir leicht einbilden können, ein Stück achtzehntes Jahrhundert sei von einer Woge der Sündfluth, genannt Revolution, in diesen weltverlorenen Winkel der Erde geschwemmt worden, um auf der Felsenklippe in einem der zahlreichen Berninathäler sitzen zu bleiben und zu versteinern.

Die Alte trug ein Speisebrett, dessen Fracht der Alte auf dem Tische ordnete, während sie im Alkoven sich mit dem Bette zu schaffen machte. Als Beide mit ihrem Geschäft zu Ende waren, sagte der Pfirsichblüthfarbene und Zeisiggrüne:

„Hat Monsieur Hellmuth sonst noch etwas zu befehlen?"

„Ich habe hier überhaupt nichts zu befehlen, aber auch weiter nichts zu wünschen und zu erbitten."

„So wünsche ich Monsieur wohl zu speisen und gut zu schlafen," sagte der höfliche Majordomus mit einer so weitschichtig tiefen Verbeugung, daß ihm der lange Zopf bolzgerade im Nacken stand. Das Mütterchen accompagnirte diese Verbeugung von weiland mit einem fabelhaften Knix.

Als sie fort waren, that ich, als ob ich zu Hause wäre,

machte mich über die einfachen, aber schmackhaft zubereiteten Alpenspeisen und den vortrefflichen dunkelrothen Veltlinerwein her, kümmerte mich verteufelt wenig um den Gewittersturm, welcher die klafterdicken Mauern des verwunschenen Schlosses umheulte, und ließ mir die rollenden, an den Bergwänden zehnfach widerhallenden Donner als Tafelmusik gefallen.

Sie verhallten zuletzt und zugleich mußte auch mein Appetit sich gestehen, daß ihm genug gethan worden sei. Ich schlürfte noch ein Glas Veltliner und bemerkte dann, daß es in dem Zimmer schwül, dunstig und muffig sei. Es mochte lange nicht gelüftet worden sein. Ich stand daher auf, um eins der drei in einer Reihe hinlaufenden Fenster zu öffnen, bemerkte aber, daß dasselbe eigentlich eine Thüre sei. Nach etwelchem Rütteln und Zerren an der eingerosteten Klinke gelang es mir, den einen Flügel aufzubringen, und die herbe Kühle, welche im Hochgebirge einem Gewitter folgt, schlug mir von draußen entgegen. Da sie mir nicht abschreckend, sondern wohlthuend vorkam, trat ich hinaus und gelangte, ein paar steinerne Stufen hinabsteigend, auf eine Art Balkon, der mit einer Brustwehr von starkem Gebälke eingefaßt war. Das war zweckdienlich, denn der Balkon hing über der jähen Tiefe, welche rings um die Schloßklippe gähnte.

Das Gewitter war, wie gesagt, vorüber und in der von Wolken reingefegten Himmelskuppel brannten still die Sterne. Die Sichel des wachsenden Mondes stand hoch am Firmament und ließ nur ein blaßbläuliches Dämmerlicht auf die Kuppen der Schneekolosse ringsum niederrieseln. Wie heimliches Geplauder der Berggeister klangen und rauschten die stürzenden Bergwasser durch das heilige Schweigen der Nacht.

Plötzlich meinte ich zu hören, daß mit diesen Naturlauten da draußen ein Klang wie Harfenton sich mischte, der aus dem Innern des Schlosses zu kommen schien. Ich ging auf dem Balkon, der an dieser ganzen Seite des Gebäudes hinlief, dem leisen Klange nach und sah mich bald vor einer tiefen Mauer-

nische, in die ein Fenster eingelassen war. Dasselbe war aber von innen so dicht verhangen, daß der Schimmer des dahinter brennenden Lichtes kaum durch die dunkle Gardine drang. Da war also weiter nichts zu sehen, aber weil in einem verwunschenen Schlosse auch ein anständiger Mensch neugierig sein darf, so stieg ich sachte eine schmale, dem Fenster zur Seite in die dicke Mauer eingeschnittene Treppe hinauf und sah mich droben auf einer kleinen Plattform oder Zinne, um die ein steinernes Geländer herlief. Hier vernahm ich den Harfenton deutlicher als drunten und erkannte bald die Ursache. Aus einer runden Oeffnung in der Mitte des Steinbodens der Zinne drang zugleich mit einem starken Lichtschimmer der süße Saitenklang. Ich beugte mich nieder und sah vor mir ein starkes Eisengitter, welches über der runden Oeffnung lag. Hinter den Eisenstäben war eine Glasscheibe angebracht, welche aber die Unbill der Witterung springen gemacht hatte. So konnte ich durch einen Spalt der Scheibe in die kleine Rotunde hinuntersehen, auf deren Wölbung ich stand.

Da erblickte ich ein lieblichstes Wunder!

Ich mußte mich rasch aufrichten, um den Freudenschrei, der mir aus dem Herzen sprang, mit den Lippen gewaltsam zurückzupressen.

Dann kniete ich nieder und legte Auge und Ohr, legte die Seele an das Eisengitter.

Auf einem altmodischen Stuhl mit hoher Lehne, an dem Tisch, auf welchem die Lampe stand, die das Gemach erhellte, saß Isolde von Rothenfluh, mit der Hand träumerisch über die Saiten einer Harfe von altfränkischer Form fahrend, welche sie zwischen den Knieen hielt.

Es war kein Traum, nein, reizendste Wirklichkeit. Mit einem Schlage wurde mir Alles klar: ich befand mich in dem Schlosse von Berthold's und Isolde's wunderlichem Großoheim.

Die Lampe warf ihr volles Licht auf die theure Gestalt,

auf dieses Antlitz, das so edel und schön war wie das der Rafael'schen Madonna della Sedia.

Sie trug ein weißes Nachtgewand, das die jungfräuliche Schönheit ihrer Glieder streng verhüllte. Nur oben am Halse stand es offen und ich bemerkte mit wehmüthiger Freude die Perlenschnur, an welcher seit Jahren Isolde das kleine Silberkreuz trug, das sie von meiner Mutter zum Andenken erhalten hatte, als sie der Pflege unter dem Dache meines Vaterhauses entwachsen war. Dieser bescheidene Schmuck schimmerte im Lampenlicht auf den Brustfalten des Kleides und weckte tausend zärtliche Erinnerungen in mir.

Isolde beugte das schöne Haupt auf das Instrument nieder und schlug schwermüthige Mollaccorde an. Dann erklang leise ihre seelenvolle Altstimme. Ich habe die Worte ihres Liedes treu im Gedächtnisse bewahrt, obwohl mich Isolde den Dichter desselben erst lange nachher kennen und lieben lehrte. Sie sang:

„Immer leiser wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier wird mein Kummer
Zitternd über mir.
Oft im Traume hör' ich dich
Rufen draus vor meiner Thür',
Niemand wacht und öffnet dir —
Ich erwach' und weine bitterlich.

Ja, ich werde sterben müssen,
Eine Andre wirst du küssen."

Hier erlosch die Stimme und nur noch ein bebender Harfenton zitterte durch das Gemach. Ein wilder Schmerz faßte mich an. Ich hätte laut aufschreien mögen vor bitterer Reue.

Isolde hatte sich erhoben und das Instrument weggelehnt. Sie stand eine Weile wie in trübem Sinnen. Die Arme hingen ihr schlaff an den Hüften nieder und ich glaubte Thränen an ihren Wimpern funkeln zu sehen.

Dann kniete sie an dem Stuhle nieder und neigte die Stirne auf die gefalteten Hände. Die reine Seele hatte noch

nicht verlernt, zu beten. Dieses starke und doch so demüthige Herz war zu lauter, um sich über die Hülfebedürftigkeit des Weibes eine Selbsttäuschung vorzumachen.

Wenn ich mich jetzt jener Scene erinnere, glaube ich recht zu thun, wenn ich, den Fortgang derselben zu schildern, die zarten Verse entlehne, womit der arme Keats in seinem „St. Agnesabend" eine ähnliche beschrieben:

Voll auf die Stelle schien der Lampe Licht
Und warf auf Madelinen's schöne Brust
Ein warmes Roth, wie sie voll Andacht kniete;
Wie Amethyst erglänzt' ihr Silberkreuz,
In ros'gem Licht die Hände, fromm gefaltet,
Und goldner Heil'genschein umfloß ihr Haar.
Sie schien — es fehlten Flügel nur — ein Engel,
Gekleidet in des Himmels lichte Tracht.
Und jetzt lebt auf ihr Herz: gesprochen hat
Sie ihr Gebet; von Band und Nadeln
Befreit sie ihre Locken, löst allmählich
Den warmgewordnen Schmuck von Arm und Hals,
Schnürt auf ihr duftig Mieder; langsam rauscht
Die weiße Kleidung nieder zu den Knie'n
Und halb umhüllt noch, wie im Tang die Meermaid,
Steht sie in waches Träumen still versenkt.

Sie nahm die Lampe und stellte sie auf den Nachttisch neben dem Bette. Dann zog sie die Gardine auf und schlug die Decke zurück.

Sie that das Alles mit einer keuschen Grazie, welche das jungfräuliche Schlafgemach zu einem Heiligthum umwandelte. Ich wandte den Kopf, als sie sich in ihre Pfühle senkte, um durch keinen vermessenen Blick an dieser edlen Züchtigkeit zu freveln. Dann, bevor sie die Lampe löschte, sah ich noch einmal hin und erblickte sie, sittsam eingehüllt, für einen flüchtigen Moment auf ihrem Lager wie

„In Hafens Ruh', bewahrt vor Freud' und Schmerz,
Verschlossen wie ein Meßbuch unter Heiden,
Geschirmt vor Sonnenstrahl und Regenguß,
Als schlöss' die Rose sich und würde Knospe wieder."

Sechstes Kapitel.

Autor läßt sich's abermals beigehen, den Lauscher zu spielen. — Edelmann und Geldmann. — Wer den irrenden Ritter in der alten Halle bewillkommnete. — Von Augen, die sich küssen. — Ein praktischer Mensch und ein Sonderling.

Es war spät geworden, bevor ich, in mein Zimmer zurückgekehrt, den Schlaf finden konnte. Aber ich will den geneigten Leser nicht mit den stürmischen Gedanken behelligen, die mich bis lange nach Mitternacht auf meinem Lager wach hielten. Endlich gewann der ermüdete Leib doch über die beunruhigte Seele die Oberhand und ich schlief dann bis weit in den Morgen hinein. Als ich aufgestanden war und mich angezogen hatte, zeigte meine Uhr eine Stunde, um welche nur städtische Langschläfer, nicht aber rüstige Alpenwanderer das Lager verlassen.

Mein Zimmer erschien mir bei Tageslicht noch verblichener und veralteter, als es gestern bei Kerzenlicht ausgesehen hatte. Im ganzen Hause hörte ich kein Geräusch, keinen Ton. Entweder mußte ich mich von den bewohnten Räumen weitab befinden oder es mußte hier die Hauswirthschaft einen merkwürdig stillen Gang gehen.

Ich öffnete die Thüre zum Balkon und trat hinaus, wäre aber fast wieder zurückgetreten, geblendet von der Morgenpracht, in welcher die Gebirgsgruppe des Bernina vor mir stand. Die Morgennebel dampften aus den Thalgewinden empor und umwallten, in den Lichtkreis der Sonne tretend, wie purpurne Gürtelbänder die Hüften der stolzen Bergriesen. Aber ich brachte der Größe dieses Schauspieles heute nur ein halbes Herz entgegen. Meine Füße strebten unwillkürlich der kleinen Treppe zu, welche zur Zinne emporführte. Doch bezwang ich mich und lenkte mein Auge wieder zu den Felsen und Firnen hinüber. Aber ich sah in all' dem Wallen und Wogen und Glühen da

drüben nur eins, nur die weiße Gestalt der holden Beterin von gestern Abend. So schön und heilig war mir Isolde nie zuvor erschienen. Jetzt trat kein anderes Bild mehr trübend und trügend vor das ihrige; jetzt wußte ich, daß ich ihr mit ganzer Seele sagen durfte: Ich liebe Dich!

Während ich dieser Möglichkeit, glücklich zu sein, nachsann, vernahm ich mir zu Füßen zwei Männerstimmen, die mir sogleich bekannt vorkamen. Sie mußten aus dem kleinen Garten kommen, welcher an dieser Seite des Schlosses angelegt war, da der Balkon, worauf ich stand, nicht, wie mir in der Nacht geschienen hatte, über die Schloßklippe hinausging. Wenigstens erblickte ich zwischen dem Gebälke der hohen Balustrade hindurch einige Fragmente von Taxushecken, welche andeuteten, daß hier vor Zeiten eine Gartenanlage französischen Stils existirt hatte.

Die Sprechenden da unten kamen näher, ohne daß ich sie jedoch zu Gesicht bekommen hätte. Sie standen unter dem Balkon still und ihre Stimmen ließen mir keinen Zweifel mehr übrig: ich hörte Berthold von Rothenfluh und Herrn Kippling den Jüngeren.

„Deshalb ist also mein Suchen vergeblich gewesen?“ sagte ich mir. „Hierher, in dieses weltverlorene Schloß haben sie sich gewendet? Hierher zielte vielleicht ihre Reise von Anfang an? Und wenn der Freiherr da ist, so wird wohl auch Fräulein Julie nicht weit weg sein. Aber wie kam Isolde hierher? Wie hatten die Anderen ihr Hiersein erfahren? Oder führte, wie mich selber, auch die Drei nur der Zufall auf diese Felsenklippe?“

Der Dialog unten störte mein Selbstgespräch. Ich machte eine halbe Wendung, in mein Zimmer hineinzugehen, allein schon die ersten Worte, die ich von drunten vernahm, bannten mich auf meinen Platz.

„Ich bin der Sache müde,“ sagte Herr Theodor Kippling, „um so mehr, da ich es in dieser abscheulichen Einöde nicht länger aushalten kann. Was soll man mit diesen ewiglangen Tagen und mit den noch längeren Nächten anfangen, da hier

Alles mit den Hühnern zu Bette geht? Und überhaupt, diese ganze alte Scharteke von einem Burgungeheuer ist mir unheimlich."

„Was wollen Sie denn?" entgegnete Berthold beschwichtigend, aber doch mit einer so deutlichen Nuance von Stolz in der Stimme, daß man leicht merkte, er betrachte den Sohn des Millionärs als meilentief unter sich stehend. „Was wollen Sie denn? Isolde ist einmal hier und Sie haben da die beste Gelegenheit, ihr den Hof zu machen."

„Was hab' ich von dem Hofmachen? Und nicht einmal das läßt ja das stolze Fräulein zu. Je länger ich in ihrer Nähe lebe, desto dichter scheint die unsichtbare Scheidewand zu werden, welche sie zwischen sich und mir aufgeführt hat. Ich will mich nicht länger zum Narren haben lassen."

„Mein lieber Herr Kippling, meiner Schwester fällt es gewiß im Traume nicht ein, Sie zum Narren zu haben. Das Kurze und das Lange von der Sache ist, daß meine Schwester Sie gar nicht haben will."

„Und Sie sagen mir das mit so kaltem Blute?"

„Freilich, warum denn nicht?"

„Wie, Herr Baron, ist dies die Art, wie Sie Ihren Verpflichtungen gegen mich nachkommen?"

„Ich habe mich nach dieser Seite hin Ihnen nur verpflichtet, meiner Schwester Ihre Werbung vorzutragen und zu empfehlen. Es geschah dies redlich in dem Briefe, in welchem ich Isolden anzeigte, daß wir mitsammen wieder Rothenfluh besuchen würden, wo Sie dann die Gelegenheit ergreifen wollten, Ihren Gefühlen mündlichen Ausdruck zu geben. Die einzige Antwort Isolde's war, wie Sie wissen, daß sie vom Lindachhof abreiste und hierher ging, zu dem alten Sonderling von Großoheim."

„Ja, das weiß ich und ich weiß auch, daß der Agent, welchen ich aus Gründen der Liebe und aus Gründen des Geschäfts in Rothenfluh unterhielt, glücklich erlauerte, daß Ihre Schwester in diese dumme Wildniß geflohen. Ich hielt das aber

nur für ein Sprödethun, wie das die Mädchen so an sich haben, denn sonst hätte ich mich sicherlich nicht dazu hergegeben, mit Ihnen und Julie Tage lang die abscheuliche Bergkletterei zu theilen. Aber was hat mir das Alles geholfen? Das stolze Fräulein thut ja, als ob ich gar nicht da wäre."

„Das ist Ihre Sache. Ich konnte Ihnen meine Schwester nicht verkaufen. Würde ich auch dazu das Recht gehabt haben, so hätte ich doch schwerlich den Willen gehabt."

„Peste! Sie nehmen diese Sache verzweifelt kühl, mein Lieber. Sie versprachen doch mich in meiner Werbung um diese stolze Schöne zu unterstützen, deren Stolz und Sprödigkeit meine Liebe nur noch mehr befeuern."

„Als ich Ihnen meine Unterstützung versprach, wußte ich noch nicht, was ich jetzt zu wissen glaube!"

„Was?"

„Daß Isolde schon gewählt hatte."

„Wen?"

„Meinen und ihren Jugendgespielen, Michel Hellmuth."

„Was? Den lumpigen Commis meines Vaters? Bah!"

„Herr Kippling, Ihr Herr Vater sagte mir, Michel Hellmuth sei ein tüchtiger und braver Mann, und hören Sie, mein Bester, lassen Sie sich ein- für allemal sagen, ich habe die Ehre, Herrn Hellmuth trotz Allem, was zwischen uns liegt, meinen Freund nennen zu dürfen, und ich dulde nicht, daß in meiner Gegenwart übel von meinen abwesenden Freunden geredet werde. Ich habe in der Familie Hellmuth, unter deren Dache ich die besten und glücklichsten Tage und Jahre meines Lebens verbrachte, ohnehin eine unbezahlte und unbezahlbare Schuld contrahirt . . . Doch das gehört nicht hierher . . . . Sie aber, Sie sollen mit Achtung von Michel Hellmuth sprechen — verstehen Sie mich?"

„Bah!" entgegnete Herr Kippling, dieser kavaliermäßigen Zurückweisung geldprotziger Gemeinheit gegenüber geschmeidig einlenkend. „Bah! wozu das Pathos? Lohnte sich wahrhaftig

der Mühe! Das fehlte noch, daß zu den übrigen Fatalitäten unserer Situation noch ritterlicher Nonsens hinzukäme. Wie wird Ihnen denn, mein Herr Doppelschwager in spe, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr hochgelobter Michel um Julie herumgestrichen?“

„Hm, ich kenne die Geschichte. Fräulein Julie hat sie mir von A bis Z erzählt. Sie besitzt die Tugend der Aufrichtigkeit im höchsten Grade, das heißt, wenn sie gerade die Laune anwandelt. Julie's Erzählung zufolge ließe sich aber vielleicht mit mehr Recht sagen, sie sei um Michel herumgestrichen. Ich weiß, es hing nur von ihm ab, daß Julie seine Frau wurde.“

„Ha, ha, ha! Nicht auch vollends! Dazu hätten Kippling Vater und Kippling Sohn doch auch ein Wort zu sagen gehabt.“

„Hm, was Kippling Sohn betrifft, so kümmert sich dessen Schwester blutwenig oder vielmehr gar nicht um ihn, und was Kippling Vater angeht, so habe ich starke Gründe, zu vermuthen, daß er seiner Tochter seinen Segen nicht vorenthalten hätte.“

„Ach was, das sind Schnurren! Und überhaupt, so ein Geplausche ist unpraktisch und unersprießlich. Wir wollen als verständige Männer reden, um zum Ziele zu kommen. Ich bin Geschäftsmann, das heißt, ein praktischer Mensch, mein lieber Herr Baron, und da ich das Geschäft dieser Doppelheirath einmal entrirt habe, so will ich es in Bälde zu Ende geführt oder aber in bäldester Bälde abgebrochen wissen.“

„Nach Belieben mein Herr.“

„Bitte nur nicht empfindlich! Nonsens das, unpraktisches Zeug! Lassen Sie uns kaltblütig und sans phrase sehen, wie die Sache liegt. Sie, Herr Baron, wollen meine Schwester zur Freifrau, ich will die Ihrige zur Frau Kippling machen. Ueber Standeshindernisse sind Sie hinaus, denn Sie wissen recht wohl, daß heutzutage Kapitalienbriefe die Adelsbriefe mehr als aufwiegen. Adelsvorurtheile sind auch auf Seiten Ihrer Schwester nicht vorhanden, ich weiß es. Weiter: Sie, Herr Baron, sind ökonomisch ruinirt. Das ist eine Thatsache, eine

mißliche Thatsache, ich gebe es zu, aber immerhin eine Thatsache und in Geschäften kommen nur Thatsachen in Betracht. Ich schlug Ihnen zuerst Namens der Firma Kippling vor, ein Arrangement mit Ihren Gläubigern zu treffen, deren Zahl, ich weiß es, Legion ist, das heißt die Firma Kippling wollte diese Gläubiger abfinden — wie? das wäre unsere, der Firma Kippling Sache gewesen — und dafür sollte ihr das zufallen, was von Ihrem väterlichen Besitzthum überhaupt noch übrig ist, das heißt das Schloß Rothenfluh sammt dem unmittelbar dazu gehörigen Gütercomplex, gelegen in der gleichnamigen Gemeindemarkung in Deutschland. Wir, die Firma Kippling, beabsichtigten daselbst die Anlage eines industriellen Etablissements, weil dafür Lokalität und Gegend günstige Vorbedingungen zu bieten schienen. Sie wollten aber auf diesen Vorschlag nicht eingehen, und da ich inzwischen die Ehre hatte, Ihre Schwester kennen zu lernen, und dadurch auf den Einfall kam, dem Erben des Millionärs Kippling müßte die besagte Dame, nicht weil, sondern obgleich sie ein Freifräulein ist, ein armes Freifräulein, denn Lindach ist nur eine Bagatelle, als Frau nicht übel anstehen, so schlug ich eine Modifikation des Geschäftes vor. Sie sollten Julie, der eine Neigung für Sie angeflogen war, heirathen und mit ihr die Gelder, welche nöthig sind, Sie herauszureißen; ich dagegen sollte Fräulein Isolde heimführen. Unter der Voraussetzung und Bedingung, daß unsere beiderseitigen — verstehen Sie wohl? unsere beiderseitigen Wünsche verwirklicht würden, brachte ich es dazu, ich, Theodor Kippling, daß die Firma Gottlieb Kippling, um Subhastation, Schuldenbetrieb, Wechselklagen und dergleichen Fatalitäten mehr von Ihnen abzuwenden, Ihren Gläubigern Bürgschaft leistete, im muthmaßlichen Werthbetrage dessen, was von der großen Herrschaft Rothenfluh überhaupt noch übrig ist. Diese Bürgschaft sollte bis zum ersten September laufenden Jahres gültig sein und ist es. Heute schreiben wir den zehnten August. Das Soll der Geschwister von Rothenfluh ist aber, wenigstens was Fräulein Isolde angeht,

im Kippling'schen Hauptbuche immer noch ein bloßes Soll. So ist die Sachlage. Ist sie so, Herr Baron?"

„Ja, mein Herr. Aber es ist gar nicht nöthig, mich daran zu erinnern."

„Doch, mein Bester. Ihr Herren Kavaliere wißt nicht, daß Geschäft Geschäft und Zeit Geld ist, aber wir Geschäftsleute wissen es. Heute schreiben wir, wie gesagt, den zehnten August; am ersten September läuft unsere Bürgschaft aus. Unser Geschäft in diesem alten Eulennest hier muß also längstens binnen fünf bis sechs Tagen abgemacht sein, denn die Formalitäten zum Abschlusse des ganzen Arrangements nehmen die noch übrige Zeit vollauf in Anspruch. Also, mein Herr Baron, es ist nicht meine, sondern Ihre Sache —"

Diese Worte hörte ich nur noch undeutlich, denn die Redenden hatten ihren Standpunkt verändert und im gleichen Augenblicke vernahm ich hinter mir in der Oeffnung der Thüre meines Zimmers die dünne Stimme des alten Hausmeisters — ach Gott, wie sah er erst bei Tage alt aus! — welcher mich mit einer tiefen Verbeugung fragte, ob es Monsieur beliebe, zum Frühstück zu kommen.

Ich folgte dem Vorangehenden auf einem anderen Wege, als wir gestern Abend gemacht hatten, und gelangte über verschiedene öde Gänge zu einer breiten Treppenflucht, welche in das untere Stockwerk hinabführte. Hier gingen wir über einen Vorplatz und dann öffnete mir der Alte die Flügelthür einer weiten Halle mit vom Alter gebräuntem Eichengetäfel, welche als Speisezimmer diente. Am oberen Ende einer langen schwerfälligen Tafel war in altfränkischem Geschirre ein Frühstück servirt und da saßen Isolde und Julie, beide schön wie der Morgen. Aber ich sah nur Jene und das Herz klopfte mir gewaltig.

Die beiden Mädchen — außer ihnen war Niemand in der Halle — erhoben sich bei meinem Eintritte und ich war einigermaßen überrascht, daß sie durch mein Erscheinen weiter nicht überrascht schienen.

„Ah, da kommt ja der irrende Ritter," rief mir Julie entgegen und schwenkte zum Gruße mit komischer Anmuth die Butterschnitte, welche sie in der Hand hielt. „Willkommen im verzauberten Schlosse! Sie sollen alsogleich zwar nicht einen vollen Humpen, aber doch eine volle Tasse Milch von meiner Hand kredenzt erhalten."

Isolde bot mir die Hand und sagte:

„Willkommen, lieber Michel! Der alte Hausmeister hat mir in der Frühe angezeigt, daß Du als verirrter Wanderer gestern Abend auf der rothen Fluh angelangt seiest. Ich konnte erst gar nicht daran glauben — die Freude war zu groß —"

„Aber meine erst, Isolde, meine erst!"

Weiter konnte ich nichts sagen, aber ich hielt die theure Hand fest in der meinigen.

„Kinder," rief Julie lachend aus, „habt Euch doch um's Himmels willen nicht so verschämt lieb. Küßt Euch! Ich sehe ja doch, wie Eure Augen sich küssen."

Isolde erröthete leise über diese Profanation, allein das liebe Lächeln ihres Mundes bezeugte mir, daß sie nicht Willens sei, die Behauptung Julie's in Betreff des Augenkusses Lügen zu strafen. Sie führte mich zum Tische, aber ich hatte noch nicht Platz genommen, als Berthold und Herr Kippling eintraten.

Die beiden Herren mußten von meiner Anwesenheit noch nicht wissen, denn sie waren offenbar höchlich überrascht, mich zu sehen. Auf Berthold's Stirne, welche noch düsterer und gefurchter war als bei unserer letzten Zusammenkunft, glomm ein schwacher Freudenschimmer auf und er schüttelte mir herzlich die Hand.

„Das hätte ich wahrhaftig nicht gehofft," sagte er, „daß der wilde Sturm von letzter Nacht einen so alten guten Freund auf die rothe Fluh wehen würde."

„Ja, — diantre und diable!" meinte Herr Kippling noch gedehnter, als er sonst zu sprechen pflegte, „Sie kommen aller-

dings überraschend, Herr Hellmuth. Aber der Wind wird Sie wohl nicht hergeweht haben, denk' ich."

Er ließ bei diesen Worten einen unverschämt lauernden Blick zu Isolde hinübergehen, welche aber denselben gar nicht beachtete. Nichtbeachtung charakterisirte überhaupt ihr Benehmen gegen den Sohn des Millionärs, wie ich bald bemerken konnte, und es lag darin weder Hochmuth noch Unhöflichkeit. Sie nahm seine Anwesenheit wie etwas, was man nicht ändern könnte, aber eben auch nicht weiter beachten müßte. Julie behandelte ihren Bruder mit der offenen Geringschätzung, welche ich ihm gegenüber schon an ihr gewohnt war. „Wäre dieser Mensch nicht zufällig meines Vaters und meiner Mutter Sohn," hatte sie mir früher einmal gesagt, „was ginge er mich an? Was habe ich mit ihm gemein?" Ich füge gelegentlich noch hinzu, daß vielleicht gerade diese Stellung Julie's zu ihrem Bruder das trauliche, freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen ihr und Isolde waltete, gefördert haben mochte. Wie dankte ich es der launischen Schönen, daß ihre seines Ortes erwähnte Begeisterung für Isolde augenscheinlich eine wirkliche und dauernde war! Dagegen schien das Verhältniß zwischen Berthold und Julie nicht eben große Vorschritte gemacht zu haben. Ich bemerkte keine bedeutenden Symptome von Verständniß und Innigkeit zwischen ihnen. Berthold war meist düster und zerstreut, oft ganz in sich versunken und theilnahmlos, weniger seiner Schwester als Julie gegenüber, welche ihrerseits ihn bald mit nachsichtiger Zärtlichkeit, bald wieder mit einer Art Scheu oder Furcht behandelte. Was mich betrifft, mir flößte er tiefes Mitleid ein. Er glich einem müdgehetzten Wilde, das sich unrettbar in die Jägernetze verstrickt hat. In seinem Auge wechselte der Ausdruck dumpfer Ergebung in das Verhängniß mit dem geheimer Angst oder auch geheimen Zornes.

„Nein, Herr Kippling," sagte ich, „der Wind hat mich nicht auf die rothe Fluh geweht, wie, scheint es, dieses alte Haus oder die Klippe heißt, worauf es steht. Ich wußte nicht, daß ich Sie

hier treffen würde. Aber dennoch komme ich zu Ihnen, gerade zu Ihnen."

„Zu mir? Woher denn?"

„Aus Ihrer Vaterstadt, von wo ich, im speciellen Auftrag Ihres Vaters, am Tage nach dem großen Brande von Kipplingsruhe abgereist bin."

„In Kipplingsruhe hat es gebrannt?"

„Ja, mein Herr. Hier dieses Briefpacket, welches ich Ihnen von Seiten Ihres Vaters zustelle, wird Ihnen das Nähere sagen."

Er trat mit dem Packet in eine Fensternische, um es zu öffnen. Wir Anderen setzten uns zum Frühstück, und wie ich merkte, mußte Julie gerade ihren zärtlichen Tag haben, denn sie überschüttete Berthold mit allerhand neckischen Fragen. Der Arme! Er versuchte zu lächeln und liebenswürdig zu sein, aber ich sah wohl, wie er sich Zwang anthat. Ich nahm mir vor, ihm bei erster Gelegenheit zu sagen, daß ich Zeuge seines Morgengespräches mit Herrn Kippling gewesen sei, und dann mit ihm zu Rathe zu gehen, ob sich denn gar kein Ausweg aus dem Wirrsal seiner Lage ausfindig machen ließe.

Ich wollte eben ansetzen, Isolden von unserem Freunde Fabian in Frohdorf zu erzählen, als Herr Kippling aus der Fensternische herüberrief:

„Saubere Neuigkeiten — diable! Denke Dir, Julie, Kipplingsruhe abgebrannt, gänzlich abgebrannt."

„Was gehen mich Geschäftssachen an?" lautete die Antwort der Schönen.

„So? Seh' mal einer den tollen Leichtsinn," fuhr Herr Kippling fort, in seinen Papieren weiter lesend . . . „Der Schaden ist ungeheuer trotz aller Assekuranzen. Kenne das . . . werden Jahre vergehen, bis wir an dem Platz wieder solches Geld machen können wie bisher . . . Verdammt das! Und kaum war ich fort, als der Unsinn geschah . . . Was, der kleine Nickel-

das Gritli Zündt hat das Feuer angelegt? Und die sitzt? Quer, sehr quer! . . . Aber was ist das?"

Er brach ab. Ich fixirte ihn und bemerkte, daß sein verwüstetes Gesicht fahl wurde. Sein Auge begegnete dem meinigen und er kehrte sich ab. Die Hand, in welcher er die Papiere hielt, sank ihm an der Seite herab — Banknoten flatterten aus dem Couvert auf den Boden — mit der anderen trommelte er an den Fensterscheiben. Nach einer Weile kehrte er sich wieder um und sagte mit einer Stimme, die diesmal weniger schleppte als zitterte:

„Herr Hellmuth, auf einen Augenblick — darf ich bitten?"

Ich trat zu ihm. Er zog mich in einen entfernten Winkel der Halle und sagte leise:

„Kennen Sie den Inhalt des Briefes, den ich soeben gelesen?"

„Wie sollte ich?"

„Ich meine — verstehen Sie? nur die Umrisse dieser dummen Geschichte."

„Was ich weiß, ist, daß Kipplingsruhe ein Raub der Flammen wurde, daß das arme schöne Kind, das Gritli Zündt, am Morgen nach dem Brande in heller Verzweiflung zur Stadt gelaufen kam, sich im See ertränken wollte und, als dieses mißglückt war, sich als Anstifterin des Brandes bekannte."

„Ja, ja, und weiter?"

„Daß auch die Frau Regel, Ihre Wirthschafterin, verhaftet wurde."

„Und weiter?"

„Weiter nur noch, daß Ihr Herr Vater mir auftrug, Sie aufzusuchen, Ihnen diesen Brief zuzustellen und Sie, sobald Sie denselben gelesen, zu fragen, ob Sie seinem Wunsche, nein, seinem Befehle nachkommen wollten. Im bejahenden Falle soll ich es ihm persönlich, im verneinenden brieflich melden."

„Weiter wissen Sie nichts?"

„Nein."

„Nun," bemerkte Herr Kippling wieder ganz in seiner gewöhnlichen Redeweise, „so will ich Ihnen sagen, daß ich noch etwas mehr weiß, nämlich, daß mon cher papa, ein so praktischer Mann er sonst ist, wunderlicher Weise ganz vergessen zu haben scheint, daß sich mit Geld Alles machen, Alles ausgleichen läßt. Vielleicht ist er dieser seiner Vergeßlichkeit jetzt bereits inne geworden und so werde ich mir die Freiheit nehmen, seinen Wunsch als nicht geäußert anzusehen, um so mehr, da ich, mein lieber Herr Hellmuth, hier in diesem verteufelten Eulennest ein wichtiges Geschäft, ein außerordentlich wichtiges Geschäft habe, das abgemacht sein muß, bevor ich daran denken kann und will, abzureisen. Ein praktischer Mensch, wie ich, läßt sich nicht so leicht in's Bockshorn jagen."

Damit ging er hin, hob die zu Boden gefallenen Banknoten sorgfältig auf, steckte sie ein, setzte sich zu Tische und frühstückte mit bestem Appetit.

Als wir aufstanden, sagte ich zu Berthold, ich möchte ihn, nachdem ich sofort einen Boten zur nächsten Poststation expedirt haben werde, ersuchen, mich dem Schloßherrn, seinem Großoheim, vorzustellen, damit ich demselben für die mir widerfahrene gastliche Aufnahme meinen Dank bezeigen könne.

„Ja, lieber Michel," versetzte der Freiherr, „das dürfte Schwierigkeiten haben, welche Du nur allenfalls mit Isolde's Hülfe überwinden kannst. Ich selber habe den Burgherrn noch nicht gesehen, obgleich ich der Sohn seines Neffen bin."

„Was?"

„Ei, ja doch. Du weißt ja wohl noch aus unserer Knabenzeit, was für wunderliche Sagen über den Großoheim umgingen. Seitdem er sich vollends hierher, auf die rothe Fluh, den Stammsitz derer von Rothenfluh — Fluh oder Flüh heißt man hier zu Lande einen Bergrand, eine Felsenzinne oder Felsenklippe — ja, seitdem er sich hierher zurückgezogen, ist es mit

seiner Menschenscheu oder seinem Menschenhaß — was weiß ich? — vollends ganz arg geworden. Der alte Papagei von Hausmeister, dessen alte Frau, der alte Thorwart und noch so ein Dritteldutzend alter Geschöpfe, lauter Fossilien aus der Rokokozeit, hausen hier mit dem alten Sonderling auf dem alten Stein, hinter der meist bei Tag und jedenfalls immer bei Nacht aufgezogenen Fallbrücke. Er für seine Person hat seit Jahren den großen westlichen Thurm der Burg nicht mehr verlassen. Dort hat Niemand Zutritt als der alte Hausmeister und neuestens, wie ich glaube, Isolde. Da soll er, höre ich, mit seinen Büchern und physikalischen Instrumenten wohnen wie ein Zauberer in seiner Höhle. In die Vorthüre zu seinen Zimmern ist eine Oeffnung eingeschnitten und mit einem eisernen Schieber versehen; durch diese Luke bezieht er seine Bedürfnisse und da erscheint er, wenn er Audienz zu geben geruht. Denn zu ihm hinein darf kein Mensch, selbst der Alte im grünen Papageifrack nicht. Allmonatlich an einem bestimmten Tage erscheint der Wirthschaftsverwalter, welcher in dem kleinen Dorfe da hinten im Thale wohnt, und legt Rechenschaft über die Einkünfte ab, welche der Großoheim aus seinen in der Gegend verstreuten Weiden und Sennereien bezieht. Was bei diesen Abrechnungen nicht der Papageigrüne als zur Führung des einfachen Haushalts nothwendig in Beschlag nimmt, weist der Großoheim sogleich den Armen der umliegenden Thalschaften zu, die deshalb auch diesen sonderbarlichen Alten vom Berge gehörig verehren. — Auf eine gewisse Anfrage von meiner Seite," setzte Berthold leiser hinzu, „ließ mir der Großoheim herübersagen, seit Jahren halte er darauf, daß seine Einkünfte bei Heller und Pfennig aufgehen, und für den Fall seines Todes habe er sein Besitzthum, nach Abzug der für seine Diener bestimmten Legate, wohlthätigen Anstalten vermacht. Du ersiehst aus letzterem," schloß mein Jugendfreund mit einem sardonischen Lächeln, „daß ich mich nicht sehr aufgefordert fühlen konnte, mir um die persönliche Bekanntschaft mit dem Alten sonderliche Mühe zu geben. Im

Uebrigen ist er gastfrei und Du brauchst Dir gar kein Gewissen daraus zu machen, seinen Veltliner zu trinken, der in der That sehr trinkbar ist."

Siebentes Kapitel.

Die Stunde des Glücks. — Der Brautkuß. — Frage mich nicht! — Der Alte im Thurm. — Ein Brautgeschenk und ein wunderlicher Segen.

Während des Frühstücks hatte ich die Gelegenheit wahrgenommen, Isolde um eine Unterredung zu bitten; denn ich hatte das lebhafte Gefühl, daß es endlich klar werden müßte zwischen ihr und mir.

Sobald ich meinen Brief an den Herrn Oberst expedirt hatte, ging ich nach dem runden Gemache, welches Isolde bewohnte. Sie empfing mich mit der ganzen Herzlichkeit ihres Wesens. Ich geleitete sie zu dem Stuhl, auf welchem ich sie gestern Nachts hatte sitzen sehen, und blieb vor ihr stehen.

„Lieber Michel," sagte sie, „Du weißt gar nicht, wie tröstlich mir Deine Ankunft ist. Und halte mich nur für keine Phantastin, wenn ich inmitten meiner Kümmernisse oftmals still dachte und hoffte, zur rechten Stunde werde der Freund schon erscheinen, auch ohne daß ich ihn riefe. — Ich bin hierher gegangen, um einem nochmaligen Besuche Berthold's und dieses Herrn Kippling in Lindach auszuweichen. Das ist Alles, was ich hinsichtlich der Bewerbung des letzteren um meine Hand zu sagen habe. Dieser Mensch muß aber ausspionirt haben, daß ich vor dem gedrohten Besuche nach der rothen Fluh geflohen, und nun sind wir hier in der seltsamsten Lage. Berthold er-

wartet von einer Verbindung mit Julie eine Wendung seines Schicksals, das, wenn auch selbstverschuldet, doch immer beklagenswerth ist. Ob er das schöne Mädchen liebt, weiß ich nicht, bezweifle es aber, denn — es ist schrecklich zu sagen — ich glaube, er kann nichts, gar nichts mehr lieben. Ich meine, die arme Julie fühlt das, und kurz, es will sich kein rechtes Verständniß zwischen den Beiden herstellen."

„Das beklage ich von Herzen; aber, meine theure Isolde, ich bin hierher gekommen, um einer mir näher liegenden Sache willen."

„Ich wußte das, Michel, ich wußte das. Siehst Du, ich kann mich nicht verstellen. Aber willst Du nicht sitzen, mein Freund?"

„Nein, Isolde. Einem, der sich zu rechtfertigen hat, geziemt es, vor seiner Richterin zu stehen."

„Ich Deine Richterin, Michel? Was hätte ich denn an Dir zu richten?"

„Meine Untreue. Vor Allem, hast Du meinen Brief nicht erhalten, in welchem ich Dir von Konstanz aus Alles beichtete? Doch nein, das geschah ja erst vor wenigen Tagen und Du mußtest damals schon hier sein. So höre mich denn; es ist nur billig, daß ich mich auch mündlich vor Dir demüthige, wie ich es schriftlich gethan."

„Halt, mein Freund, ich will nicht, daß der Mann gedemüthigt werde, und wäre es auch nur durch ihn selber — der Mann, den ich liebe."

„Isolde!"

„Ja, das Wort ist heraus . . . Warum sollt' ich mich des Bekenntnisses schämen? Du hast es ja schon vor Jahren empfangen, als wir noch glückliche Kinder waren. Damals, weißt Du noch? auf der Breunighalde unserer Heimath . . . . Gestern noch, mein theurer Freund, hätte ich das Wort nicht gesprochen, nein, nein. Heute sprach ich es und wiederhole es.

O, wie konnten so wenige Stunden so viele Noth und Pein bringen? Heute, als Du zu uns in die Halle tratest, sagte mir Dein Auge, daß ich zu Dir sprechen dürfe und müsse: Ich liebe Dich! Du blicktest mich an wie damals, als ich im namenlosen Bangen meines erwachenden Herzens Dich Schlafenden küßte und Du die Augen aufthatest und die Bebende fragtest, ob sie Dir gut sei."

„O, Isolde, edles und reines Herz, Du kannst, ohne zu erröthen, auf jenen seligen Moment zurückblicken, aber ich — laß mich knieen vor Dir — ich kann mich nicht rechtfertigen, aber Du, kannst Du verzeihen?"

Sie legte mir die Hände auf die Schultern und sah mich liebevoll an mit ihren schönen Augen, aus welchen eine Seele ohne Falsch und Makel blickte.

„Sieh, Michel," sagte sie, „weil Du noch nicht vergangen sein lassen willst, was vergangen ist, so wisse: Julie hat mir Alles erzählt, was Du mir beichten könntest. Wie hättest Du gegen sie gleichgültig bleiben können? Sie ist so schön, so voll Geist und Leben und, gewiß, im Grunde ihres Herzens ist sie auch gut. Und sie liebte Dich, Michel, ja, sie liebte Dich und wird vielleicht ihr Leben lang nie ganz den bitteren Gedanken verwinden, daß sie nicht den rechten Weg getroffen, Dich zu gewinnen. Sie ließ mich tief in ihre Seele blicken und es ist dort etwas, was mir noch hier auf der rothen Fluh, noch gestern verrieth, daß Julie Dich noch immer liebe, obgleich sie es sich selber leugnet. Das hat mir, ich gestehe es, bitteres Leid bereitet, so bitteres, daß ich an Dir und mir verzweifelte und recht selbstsüchtig wurde."

„Selbstsüchtig? Du, Isolde? Das ist ja gar nicht möglich!"

„Doch, doch, mein Freund. Ich fühlte mich ganz aus Rand und Band kommen, siehst Du. Brennende Eifersucht nagte mir am Herzen und Haß verdunkelte mir die Seele. Als ich dieses Böse endlich überwunden, war der Sieg auch kein

guter. Ich hatte mich an den Gedanken gewöhnt, Du müßtest ein so reizendes Wesen lieben, wie Julie ist, es könnte nicht anders sein. Zwar wollte mir eine geheime Stimme im Wachen und Träumen zuflüstern, Du könntest mich doch nicht ganz vergessen haben —"

„O, sie sprach wahr, diese Stimme, mein theures Mädchen. Mochte der Zauber, womit Julie mich bestrickte, noch so mächtig sein, niemals doch konnte er das Gefühl verwischen, das ich aus goldner Jugendzeit mit herübergebracht hatte, das Gefühl, daß mein Glück Isolde heiße."

„Es ist so, ich weiß es jetzt. Julie selber ahnte, fühlte das. In der ersten Stunde des Vertrauens sagte sie mir: Jetzt weiß ich, warum mich Michel Hellmuth bloß geküßt, aber nicht geliebt hat. Seine Liebe bist Du, Isolde. — Ja, ich wiederhole es, sie ist im Grunde ihres Herzens gut und edel. Ich gewann sie lieb und — ich wollte ihr an Edelmuth nicht nachstehen. Lächle nicht über mich, mein Freund, wenn ich Dir eine große Thorheit gestehe. Du weißt, ich bin nur dazu geschaffen, die stillen Wege des Lebens zu gehen. Alles Aufgespannte, Aufgeregte, Gewaltsame ist mir zuwider, weil es meiner Natur widerspricht. Ich habe gar nichts von einer Heroine, Amazone oder, wie man jetzt sagt, von einer Emancipirten in mir. Und doch — ich wollte Dich und Julie glücklich wissen und so faßte ich einen verzweifelten Entschluß, zu dessen Ausführung ich mir gestern noch, hier auf dieser Stelle, in nächtlicher Einsamkeit die Kraft vorspiegelte, die ich doch nicht besaß. Ich wollte der Bewerbung des Herrn Kippling Gehör schenken, unter der Bedingung, daß Julie Deine Frau würde."

„Ach, Isolde, jetzt erst bin ich recht gedemüthigt vor Dir."

„Nein, nein, sprich nicht so und glaube doch nicht, daß ich das sagte, um mich mit einem heroischen Opfermuthe zu brüsten, den ich ja gar nicht besaß. Nein, ich hätte es nicht gekonnt! Jede Fiber in mir sträubte sich dagegen und ich fühlte,

ich wäre lieber gestorben. Ich sprach Dir nur davon, daß Du daran die Tiefe meines Leides um Dich ermessest und die Höhe des Jubels meiner Seele, als mir an diesem gesegneten Morgen Dein Auge sagte, daß wir wieder vereinigt seien."

„Für immer, Isolde? Vollende Du Theure, Gute, Versöhnliche, vollende Deine Großmuth und sage: für immer!"

Sie faßte meine Hände und aufstehend hob sie mich sanft zu sich empor. Der schönste Purpur jungfräulichen Liebesgefühls überflog ihr edles Antlitz, indem wir Aug' in Auge standen. Dann schlug sie ihre Arme um meinen Nacken, barg ihre Stirne an meiner Brust und flüsterte:

„Michel, Gespiele meiner Kindheit, mein Freund, mein Bruder, ich liebe Dich und ich will Dir angehören für immer, für alle Zeit und Ewigkeit."

Voll Seligkeit küßte ich ihre reine Stirne, ihre feuchten Augen, und als ihre Lippen unter den meinen zum Gegenkusse leise sich regten, da war mir dieser keusche Brautkuß der Geliebten wie das Siegel unter einer süßestes Glück verheißenden und verbürgenden Urkunde.

„Sieh, Isolde," sagte ich, die aus ihren goldenen Haaren geflochtene Schnur, welche sie mir vor Jahren, als ich zur Universität abging, zum Abschied gegeben, aus der Brust hervorlangend, „sieh, das Liebeszeichen ist nie von mir gewichen. Das andere Andenken, welches ich daran gebunden, ist der Trauring meiner Mutter. Nimm ihn, Du Theure, Beständige. Mit diesem heiligen Pfand verlob' ich mich Dir für Zeit und Ewigkeit."

„O," sagte sie, den Ring fromm mit den Lippen berührend und dann an den Finger streifend und durch Thränen lächelnd, „wir sind ja schon lange verlobt, Geliebter. Denkst Du noch der traurigen Nacht, bevor Deine theure Mutter von uns ging?"

„Ich weiß, ich weiß! Sie legte unsere Hände zusammen, Isolde. Die Nähe des Todes machte sie zur Seherin, die

unsere Zukunft schaute. Ihr Segen wird mit uns und wir werden glücklich sein."

„Wir werden es sein, aber wir werden arbeiten müssen, unser Glück zu begründen. Du hast eine arme Braut, Theurer. Ich habe Lindach, den letzten Rest vom väterlichen Erbe, meinem Bruder angeboten. Er hat das Anerbieten ausgeschlagen, doch die Noth wird ihn bald zwingen, seinen Entschluß zu ändern. Mag es sein. Ich will ja gern mit Dir für Dich arbeiten. Ich habe mir mancherlei Kenntnisse und Fähigkeiten angeeignet und mancher überflüssigen Bedürfnisse mich entwöhnt."

„Ich weiß, Isolde von Rothenfluh war nie eine vornehme Müssiggängerin und sie ist so geartet, daß sie sich als Hausfrau eines Bürgers nie nach dem glänzenden Nichts der Salonwelt sehnen wird. Aber sorge Dich nicht, Geliebte. Zwar kann ich nicht, wie ich nach noch einigen Arbeitsjahren zu können gehofft hatte, zu Dir sagen: Genieße an meiner Hand, was dem gebildeten Sinne das Leben Schönes bietet. Aber ich bin doch jetzt schon davor bewahrt, Dir nur Sorge und Arbeit bieten zu können. Das Leben hat mich geschult, das Glück hat mich begünstigt. Ich habe gespart und außerdem auf meiner letzten Reise zu Liverpool eine günstige Constellation zu einer Privatspekulation benutzt, welche einschlug. Sorge Dich nicht. Ich habe, womit wir unseren Hausstand begründen können, und auch noch etwas mehr. Und es klebt kein Unrecht an dem, was ich Dir bieten kann. Unser Dasein wird sich freundlich gestalten — vertraue mir nur!"

„Von ganzem Herzen, von ganzer Seele, Theuerster. Sieh ich bin so glücklich, so sehr glücklich. Mögen alle guten Geister über dieser Stunde walten!"

„So geschehe es!"

„Und nun komm, geliebter Mann! Ach, das Unglück ist verschlossen, aber das Glück ringt nach Mittheilung. Wenn Du

es mir nicht verwehrst, möchte ich es wenigstens Einem sagen, wie glücklich ich bin."

„Ja, komm, Theure, wir wollen zu Deinem Bruder. Mein Herz hatte sich von ihm gewandt, aber ich liebe ihn wieder, seit ich weiß, daß er sehr unglücklich ist."

„Er ist unglücklich, ja — o, grenzenloser unglücklich, als Du ahnen kannst. Ein giftiger Wurm zehrt an seinem Herzen und ich — ich kann ihn nicht trösten. Für ihn giebt es keinen Trost. — Nein, nicht zu Berthold will ich Dich führen, sondern zu dem armen alten Großoheim. Er soll uns segnen, er ist so gütig gegen mich gewesen."

„Ich folge Dir. Aber sage mir, was hat Dich dem armen Berthold so sehr entfremdet, Dich, die Liebevolle, Gütige, Milde? Seine unglückselige Verschwendungssucht allein kann doch diese tiefe Kluft nicht zwischen Dir und ihm aufgethan haben."

„Frage mich nicht!" flehte Isolde mit gefalteten Händen. „Ich muß Dir antworten, wenn Du mich fragst, denn ich habe ja keinen Gedanken mehr, der nicht Dein Eigenthum wäre. Aber, o, laß keinen dunkelsten Schatten in das goldene Licht dieser Stunde treten. Reinstes Glück ist so selten in diesem ewigen Wechsel der irdischen Dinge. Frage mich nicht und komm!"

Ich ging an ihrer Hand durch das alte, grabstille Gebäude, in dessen weiten Räumen die wenigen Bewohner ungesehen und ungehört sich verloren. Zuletzt kamen wir am Ende des westlichen Flügels an eine Thüre, welche Isolde mittels eines Druckes auf eine geheime Feder öffnete. Ein schmaler Steg führte von der Außenschwelle nach einem mächtigen viereckigen Thurm hinüber, dessen kühnaufsteigende Höhe die ganze Burg überragte. Am anderen Ende des Steges ließ Isolde abermals eine geheime Feder auf das Schloß einer schweren eisenbeschlagenen Bohlenpforte spielen, und als wir diese passirt hatten, stiegen wir eine ausgetretene Steintreppe hinauf und gelangten in eine uralte gewölbte Halle. Der Thüre gegenüber, durch welche wir einge-

treten, bemerkte ich eine zweite und in der Mitte derselben die mit dem eisernen Laden verschlossene Luke, von welcher mir Berthold gesagt hatte.

„Sei freundlich mit dem alten Manne, soviel Du kannst. Seine Art zu sprechen ist rauh und wunderlich. Die Welt mußte ihm viel Leid anthun, bis er so wurde. Ich erzähle Dir wohl einmal davon.“

Dies gesagt, klopfte Isolde in drei Absätzen je dreimal an den eisernen Schieber und harrte dann geduldig.

Erst nach geraumer Weile ließ sich von drinnen eine grämlich barsche Stimme vernehmen: „Wer ist da?“

„Ich bin da,“ erwiderte Isolde und nannte ihren Namen.

„Ich will jetzt Niemand sehen, Kind. Komm morgen.“

„Aber, lieber Oheim, ich habe Dir heute, gerade jetzt, etwas von Wichtigkeit zu sagen.“

„Was will ich von Euren Wichtigkeiten?“

„Du hast meinen Vater geliebt, Oheim, Du wirst seiner Tochter nicht ihre Bitte abschlagen, zu ihrer Verlobung Deinen Segen zu geben.“

„Verlobung, Kind? Was zum Teufel!“

Bei diesen Worten rasselte der Schieber empor und in der Oeffnung erschien ein in seinem verworrenen Wald von Bart- und Haupthaar kaum erkennbares Greisenantlitz. Haare, Brauen und der in verwilderten Strähnen weit über die Brust herabwallende Bart waren silberweiß, die blauen Augen lebhaft funkelnd, der Mund streng und abweisend.

Isolde hielt mich bei der Hand.

„Wer ist der Mann?“ fragte der Alte.

„Michel Hellmuth, der brüderliche Genosse meiner Kindheit, von dem ich Dir so viel erzählte — jetzt mein Verlobter.“

„Du bist Kaufmann, Bursch?“ wandte sich der Alte an mich.

„Dermalen ja.“

„Und warum trägst Du einen Schnurrbart?"

„Weil es mir so beliebt."

„So? . . . Isolde, nimm Dich in Acht, Du wirst den da nicht unter den Pantoffel kriegen."

Das holdeste Inkarnat überzog die Wangen Isolde's, als sie entgegnete:

„Das will ich auch gar nicht, Oheim. Es steht geschrieben: »Er soll Dein Herr sein.«"

Der Greis fixirte uns lange. Dann sagte er etwas milder:

„Junger Mann, halte sie gut und hoch, hörst Du? oder Du bist ein Lump!"

„Ich werde sie hoch halten und kein Lump sein."

Er war aber, ohne meine Antwort abzuwarten, von der Luke verschwunden. Nach einigen Minuten kam er wieder zurück, bot Isolden eine altfränkisch geformte Lederkapsel heraus und sagte:

„Da, Kind, nimm das zum Brautgeschenk von dem Alten von der rothen Fluh. Meinen Segen hast Du obendrein. Seid so glücklich als möglich. Und hört, wenn Ihr mal Kinder habt und sie Euch ärgern und betrüben, so tröstet Euch damit, daß die Eltern stets durch ihre Enkel an ihren Kindern gerächt werden."

Der Schieber rasselte zu.

Als Isolde drunten auf dem Stege die Kapsel öffnete, blitzten ihr Juwelen in uraltmodischer Fassung entgegen.

Achtes Kapitel.

Berthold's und Julie's Glückwünsche. — Ein Sonnenaufgang und ein plötzlich sprudelnder Herzensquell. — Religionsgespräch. — Eine Lösung. — Der Todte auf dem Gletscher. — Der Tod sühnt Alles.

„Ich habe endlich das Gleichgewicht meines Lebens gefunden“ — schrieb ich folgenden Tages an Freund Fabian — „Isolde ist mir verlobt und nun soll die Gründung von Herd und Heim nicht mehr lange auf sich warten lassen. Ich fühle mich glücklich, sehr glücklich.“

Isolde war es auch und wir hüteten den Schatz unseres jungen Glückes mit Bedacht vor profanen Blicken.

Wenigstens glaubten wir so zu thun: aber es ist eine alte Geschichte, daß Liebende gar nicht merken, wie sehr sie sich verrathen. Es mußte wohl auch bei uns Beiden so sein. Denn Herrn Kippling's forschende Blicke wurden immer scheeler, allein dabei ließ er es Isolden und mir gegenüber bewenden. Er mochte sich aus früherer Zeit erinnern, daß ich unter Umständen nicht viel Umstände mache. Berthold achtete wenig oder gar nicht auf das, was um ihn her vorging. Nur wich er seinem Quälgeist, Herrn Kippling aus, wo er immer konnte, indem er bei Tage weite einsame Streifereien in den Bergen machte und sich Abends sehr zeitig auf sein Zimmer zurückzog, um dort, wie ich zufällig bemerkt hatte, seine Behauptung, daß der Veltliner des Großoheims sehr trinkbar sei, durch die That zu bewähren. Sei es aber, daß Herr Kippling ihn aufmerksam gemacht hatte, sei es aus eigenem Antrieb, eines Morgens, als er eine Weile mit mir in der alten Halle allein war, sagte er, aus seinem finsteren Hinbrüten aufsehend, plötzlich zu mir:

„Lieber Michel, ich weiß, Du bist mit Isolde einig. Ich sah den Trauring Deiner guten Mutter an der Hand meiner

Schwester . . . Wenn mich noch etwas freuen könnte, so wär' es das. Seid glücklich, recht glücklich mitsammen!"

„Wir würden es sein, Berthold, wir würden es sein, wäre nur nicht die quälende Sorge um Dich."

„Um mich? Ihr sollt Euch nicht um mich sorgen, Ihr sollt mich nur vergessen. Vergessen sein, von Euch, von Allen — weiter habe ich keinen Wunsch mehr."

Herrn Kippling's Eintritt unterbrach das Gespräch. Dann kamen auch die beiden Mädchen. Julie zog mich bei Seite und sagte mit ungewöhnlicher Herzlichkeit:

„Ich gratulire Ihnen von ganzer Seele, theurer Freund. Ihre Braut hat nicht geplaudert, aber sie kann sich nicht verstellen . . . Sehen Sie, daß ich Recht hatte, als ich Ihnen sagte, daß Sie Isolde und nur Isolde liebten? Das wenigstens hätte sich gut gefügt. Wollte der Himmel, auch die anderen Wirrsale, die uns umgeben, fänden irgend eine Lösung. Diese Ungewißheit, dieses Dunkel wird allmählich unerträglich. Zum Glück hatte der Umgang mit diesem rein und reich besaiteten Herzen, der Umgang mit Isolden klärend und beruhigend auf mich gewirkt. Es hat sich in diesen Tagen Vieles in mir gelöst und gehellt. Diese Alpenfahrt war also doch nicht unfruchtbar, wenn ich mir auch gestehen muß, daß der Hauptzweck derselben unerreicht blieb. Ich sage es mit Schmerz, der arme Berthold ist ein verlorener Mann. Er sucht Betäubung im Wein und — seine schreckliche Krankheit, die denn doch etwas Anderes in einem Byron'schen Gedicht und etwas Anderes in der Wirklichkeit ist, hat sich, wie ich weiß, seit unserem Hiersein schon zweimal wieder gezeigt. Mein Laratraum ist, fürchte ich, ausgeträumt . . . Aber Isolde hat mich Fassung und Resignation gelehrt, so fremd Ihnen auch diese Worte in meinem Munde vorkommen mögen. O, sie ist rein, schuldlos und idealisch gestimmt wie ein Kind und doch klar und verständig wie ein Weiser. Sie hat mir zuerst gezeigt, was edle Weiblichkeit ist. An ihr ist nichts Gemachtes, sondern Alles quillende Natur und

durch Studium und Nachdenken erhöhter Seelenadel. Wer könnte ihrem stillen Einfluß widerstehen? Haben Sie nicht bemerkt, wie sie den frechsten aller Menschen, meinen Bruder, schon durch ihre bloße Erscheinung eingeschüchtert? Sie gemahnt an die Prinzessin in Goethe's Tasso; aber was sie vor dieser voraus hat, ist ihr reiches, warmes Herz. Nochmals, ich wünsche Ihnen von ganzer Seele Glück. Doch das müssen Sie mir versprechen, über der geliebten Isolde die Freundin Julie nicht ganz zu vergessen."

„Wie könnt' ich das, Fräulein?"

„Nennen Sie, ich bitte — nennen Sie mich schlechtweg Julie, wie ich Sie Michel nennen will. Ich bin meine Capricen noch nicht ganz los und habe die Caprice, die traulichere Anrede für eine Garantie Ihrer Freundschaft anzusehen."

So vergingen mehrere Tage. Wir Drei, Isolde, Julie und ich, waren alle die Zeit fast immer beisammen und mich freute es, zu sehen, daß die beiden Mädchen vertraut wurden wie Schwestern.

Auf den Sonntagsmorgen hatten wir verabredet, von dem Altan vor Isolde's Zimmer aus den Aufgang der Sonne über die prächtige Bergwelt zu betrachten.

Mit einem Gefühle von Andacht harrten wir dem majestätischen Schauspiel entgegen. Wie Herolde in leuchtenden Purpurmänteln verkündigten die erglühenden Gipfel des Bernina die Erscheinung der großen Königin des Tages. Wundersam war es zu sehen, wie droben schon Alles Glanz und Gluth war, während auf den Thälern drunten noch die fahle Dämmerung lag. Nun aber schwebte im Osten die Feuerkugel höher und höher herauf, ihr Roth wurde Gold und allmählich strömte sie die unermeßliche Fluth dieses Goldes über Höhen und Tiefen, Firne und Gletscher, über Berg und Thal hin, bis endlich Himmel und Erde voll waren von Licht und Glorie.

Julie's Augen wurden feucht, Isolde's Lippen regten sich leise, wie betend. Sie holte zur Morgenfeier aus ihrem Zimmer

ein Buch und las uns daraus jenen unvergleichlich schönen Hymnus, in welchem der englische Dichter Coleridge die Gefühle ausströmte, die ihn bestürmten, als er im Chamounithal die Sonne über dem Montblanc aufgehen sah.

Ich kenne wenige Gedichte, welche die Seele so unwiderstehlich ergreifen wie dieses. Und auch wir standen ja mitten in Umgebungen wie jene, welche den Dichter begeistert hatten. Er beschreibt, wie seine Seele mit dem Morgenstern erwacht, wie sie in der Betrachtung der allmählich sich hellenden Alpenwunderwelt um ihn her höher und höher strebt, bis sie endlich auf Andachtsfittigen adlergleich über der erhabenen Scene schwebt. Dichtung und Wirklichkeit ging uns in eins auf, als Isolde mit ihrer guten, lieben, jetzt vom Enthusiasmus der Stunde getragenen Stimme die prachtvolle Schlußapostrophe des Hymnus las:

„Und du auch, greiser Berg, mit deinen Gipfeln
Zum Himmel starrend, von deff' Wänden oft
Sich die Lawine donnernd niederstürzt,
Die reine, heitre Luft durchblitzend, fallend
Tief in die Wolken, die um deine Brust —
Auch du, o riesenhafter Berg, auch du,
Der, während ich mein Haupt, das ich in Andacht
Gesenkt, jetzt wieder hebe, und von deinem
Fuß mit dem thränenfeuchten Auge langsam
Aufsteige — scheinst wie eine dunst'ge Wolke
Dich feierlich vor mir emporzuheben —
Zu steigen, höher, immer mehr zu steigen
Wie eine Weihrauchwolke von der Erde.
Du Königsgeist, der unter Bergen thront,
Gesandter du der Erde an den Himmel,
Du großer Hierarch, dem stillen Aether,
Den Sternen sag's und der aufglüh'nden Sonne:
Mit tausend Stimmen lobt die Erde Gott!“

Julie warf sich, tief erschüttert, an die Brust der Freundin und küßte innig ihre Stirne.

„O,“ rief sie aus, „o Isolde, theures Herz, wie dank' ich

Dir! Nicht genug, daß Du mich Resignation gelehrt hast, Du lehrst mich auch wieder glauben und hoffen ... O, mein Gott, wie schön ist Deine Welt, die Dich mit tausend Stimmen lobt! Laß auch das Stammeln der meinen Dir gefallen!"

Isolde, selber schön erregt, aber nach ihrer Art milder und gefaßter, küßte der Erschütterten die stürzenden Thränen von den Wangen und sprach liebevolle Worte zu ihr.

Jahre lang magst du in dürrer Felsengegend nach einem Bronnen schürfen, und doch genügt zuletzt ein Hammerschlag an der rechten Stelle, daß der lauterste Quell dir entgegensprudle. So giebt es auch im Menschenherzen tiefgeheime Adern des Gefühls. Ein gutes Wort zur rechten Stunde gesprochen, kann sie rieseln und rinnen machen. Aber oft, viel zu oft geht ein Menschenleben hin, ohne daß das bannlösende Wort gesprochen wird.

Ich wartete ruhig, bis die hochgehenden Wogen stürmischer Empfindungen sich wieder gelegt hatten, und erinnerte dann, die Wiederkehr leidenschaftlicher Erregung von Julie's Gemüth zu verhüten, die Freundinnen an mein Versprechen, ihnen die Frohdorfer Geschichte vom Jages und vom Befele zu erzählen. Wir nahmen in Isolde's Zimmer Platz und, durch die geöffnete Balkonthüre die Berninaherrlichkeit vor mir, begann ich meine Erzählung.

Es gingen ein paar Stunden darüber hin, und als ich geschlossen hatte, sagte Isolde:

„Da sieht man doch wieder, was ein wahrhaft guter Mensch, wie unser Fabian einer ist, unter den mißlichsten, ja verzweifelten Umständen Gutes wirken kann. Die Art und Weise, wie der treffliche Freund gegenüber dem von plötzlich in ihm aufgestandener Gewissenspein gefolterten Bronnenbauer sein Priesteramt verwaltete, erscheint mir in ihrer einfachen Milde wahrhaft erhaben. Immer ist mir vorgekommen, daß es besser um die Menschheit stünde, hätten die Priester nicht allzu oft vergessen und vergessen gemacht, daß Versöhnung die Grundidee aller Religion ist."

Julie saß nachdenklich, nachdenklicher, als ich sie je gesehen hatte. Endlich äußerte sie:

„Wenn ich Ihre Geschichte recht verstanden habe, theurer Freund, so ist ihre Moral die, daß es im Bewußtsein des Volkes noch göttliche Mächte giebt, welche mächtiger sind als Gott Mammon, dem die sogenannte gebildete Gesellschaft dermalen so eifrig dient. Aber ich kann in religiösen Sachen kaum mitsprechen. Hätte ich meine Mutter nicht so früh verloren, so würde diese Seite meiner Erziehung nicht so vernachlässigt worden sein, wie sie es wurde. Was reichte man meinem Gemüth für religiöse Nahrung, dogmatische Steine, die ich unverdaut wieder auswarf, sobald ich die Freiheit dazu hatte."

„Ja, das ist eben der Jammer," sagte ich, „und das macht die sogenannte Frömmigkeit der Frauen der höheren Stände durchschnittlich so schal und unersprießlich. Die Religiosität von neunundneunzig unter einem Hundert derselben ist rein nur äußerlich und ganz gedankenlos, nur ein mechanisches Hinnehmen von mechanisch Gegebenem. Es liegt ein tiefer Sinn in dem biblischen Mythus, welcher erzählt, wie Erzvater Jakob mit Gott gerungen hat. Jeder Mensch, welcher über den Zustand naiver Gläubigkeit hinaus ist, muß mit seinem Gotte ringen, muß ihn erringen, um ihn zu besitzen. Nur was man erworben hat, besitzt man. Das Volk bedarf dieses Prozesses nicht, weil sein religiöses Bewußtsein ein primitives, ein naives ist und bleibt. Nur die Dialektik des Verstandes kennt den Zweifel. Es ist Thorheit, zu fordern, daß das Volk den dialektischen Prozeß durchmache, welchen jeder Gebildete, wenn er wirklich ein solcher ist, durchmachen muß, und Wahnsinn ist es, das Volk religionslos machen zu wollen. Das hieße der Seele des Volkes geradezu den Odem entziehen."

„Und doch," versetzte Julie, „wird, soviel ich weiß, dieser Wahnsinn gegenwärtig so recht mit Methode getrieben."

„Was thut das?" bemerkte Isolde. „Es hat nie ein religionsloses Volk gegeben und wird nie ein solches geben bis an

das Ende der Tage. Ich habe mir diese Ueberzeugung gebildet, wenn ich an den langen einsamen Winterabenden zu Lindach mich mit Büchern beschäftigte, die vielleicht über den Horizont meines Geschlechtes hinausliegen. Der, wie mir scheint, redlichste unserer modernen Denker, ein Mann, dessen Stirne vom Schweiß des rastlos arbeitenden Gedankens bethaut ist, hat gesagt, die Götter seien nur die gegenständlich gewordenen Wünsche der Menschen; der Gott sei der idealisirte, der verklärte Mensch. Aber leugnet diese Umkehrung des biblischen Satzes, daß Gott nach seinem Bilde den Menschen geschaffen, etwa die unzertrennliche Verknüpfung der Gottesidee mit der Idee des Menschen, leugnet sie die Nothwendigkeit der Religion? Ich glaube nicht. Wenn Furcht und Hoffnung die Quelle des religiösen Glaubens sind, wohlan, diese Quelle wird nie versiegen, so lange es Menschen giebt. Wie abgetragene Hüllen legt die religiöse Idee im Vorschritte der Geschichte Dogmen und Kulte bei Seite, aber sie selbst ist ewig: die Formen wechseln, das Wesen bleibt. Die Idee von Gott der sublimirte Reflex der Idee vom Menschen? Es sei. Denn auch so ist — fühle ich — das Gottesbewußtsein das zusammenhaltende Band, welches die Menschheit vor atomistischer Zerbröckelung bewahrt, der Polarstern, auf welchen der Mensch sein Seelenauge richten muß, damit er, der unfaßbar kleine Bruchtheil des im Weltocean schwimmenden Wassertropfens, genannt Erde, nicht in dieser Unermeßlichkeit schwindelnd sich verliere . . . Wenn die Gottheit das Ideal der Menschheit ist, muß da nicht das Idealische in uns diesem höchsten Ideal sehnsüchtig zustreben und muß da nicht der wahrhaft gebildete Mensch gerade als solcher nur um so religiöser und frommer sein? Der Atheismus, der Abfall vom Ideal, ist unfromm, das heißt, liebeleer. Er wird daher nie eine weltgeschichtliche, Menschengeschick bestimmende That vollbringen. Wer nicht mehr glauben kann an alles Große und Schöne, an den Vorschritt im riesenhaften Entwickelungsprozeß der Weltgeschichte, an die schöne grüne Erde hier unten, an die ewigen Gestirne droben, an sich selbst, an

die Menschen, an die Gottesidee, in welcher als in einer geistigen Sonne alle Strahlen des ideellen Lebens zusammenlaufen, der ist todt —"

„Todt!" echote unterbrechend eine schrille Stimme in unserem Rücken.

Wir hatten, dem Gedankengange Isolde's folgend, nicht beachtet, daß die auf den Korridor hinausgehende Thüre geöffnet worden war. Mißmuthig über die unwillkommene Störung wandte ich mich um.

In der Thüröffnung stand der alte Hofmeister, in den mumienhaften Zügen ein Leben jähen Entsetzens, welches zu der Possirlichkeit seiner Rokokotoilette einen grellen Gegensatz bildete. Etikette, Förmlichkeiten und Redensarten vergessend, schrie er mit seiner dünnen Falsettstimme in das Gemach herein:

„Der junge Freiherr liegt zerschmettert auf dem Gletscher!"

So hatte denn eine unglückselige Verwickelung die schrecklichste Lösung gefunden.

Ich weiß mich aber der Einzelheiten jener trüben Stunden nicht ganz deutlich zu erinnern. Es ging gar zu verworren her auf der rothen Fluh und ohnehin vermag ja nur die Malerei oder die Schauspielkunst derartige Ueberraschungen zu veranschaulichen.

Sennen, welche in's Dorf hinauf zur Kirche wollten und, um ihren Weg zu kürzen, statt um den vor der rothen Fluh liegenden Hügel herum, über den Gletscherarm gingen, über welchem die Klippe aufragt, hatten den Todten gefunden. Er war schon starr und kalt. Er mußte nächtlicher Weile, wahrscheinlich schon früh in der Nacht, von der Mauerzinne gestürzt sein, welche den Bogen des Burgthors bekrönte. Wenn man von drunten die schwindelnde Höhe bemaß, konnte man annehmen, daß schon der Luftdruck den Unglücklichen während seines Sturzes getödtet haben müsse, oder wenigstens, daß er es nicht mehr empfunden habe, als der Felszacken, auf welchem der Körper aufgeschlagen, ihm das Rückgrat brach.

War da ein Selbstmord geschehen? Hatte der an Lebensmuth und Hoffnung gänzlich Verarmte sein qualvolles Dasein freiwillig in den Abgrund geworfen?

Ich glaube es nicht und glaube es jetzt noch nicht. Julie hatte, wie erwähnt worden, angedeutet, daß Anfälle, wie ich Berthold von einem solchen in jener Nacht im Tempel Mammons befallen gesehen hatte, auch während seines Aufenthalts auf der rothen Fluh vorgekommen seien. Der Mondsüchtige, welcher sein unheimliches Uebel durch übermäßigen Weingenuß sicherlich nur noch mehr gereizt hatte, mußte in seinem Schlafwandel auf den Burghof gerathen und von da zur Thorzinne emporgeklettert sein. Sei es, daß der Schlafwandelnde dort auf seinem schwindelnden Wege ausgeglitten, sei es, daß der plötzliche Schrecken des Erwachens seine Füße ihren Halt verlieren gemacht, genug, es konnte diese Erklärung der Katastrophe als die einfachste und wahrscheinlichste gelten.

Ich war, so schnell meine Füße mich trugen, in die Schlucht hinabgeeilt und ließ den Todten durch die um denselben versammelt gebliebenen Sennen zur Burg hinauftragen. Als die Bahre mit der traurigen Last auf dem Burghofe niedergesetzt wurde, kamen Isolde und Julie heraus, während Herr Theodor Kippling, welchem dieser Todesfall das schlau gewobene Netz einer großen Spekulation zerriß, scheu in der Ferne stehen blieb.

Vergebens winkte ich die Mädchen zurück.

Isolde rang die Hände. Niemals hatte ich sie so fassungslos gesehen und nie wieder sah ich sie so.

Julie zog leise das Tuch weg, womit ich das Antlitz des Todten verhüllt hatte. Es war unverletzt und zeigte eine Ruhe, einen Frieden, wie er diesen Zügen seit vielen Jahren fremd gewesen.

Isolde warf sich an der Bahre nieder. Ihre Augen waren trocken, brennend. Mit brennenden Lippen beugte sie sich über den todten Bruder, fuhr aber entsetzt zurück und kehrte ihr Auge wie hülfesuchend nach mir.

„Michel," flüsterte sie zitternd, „es ist schrecklich! Ich vermag die Stirne von meiner Mutter Sohn nicht zu küssen, seine Hand nicht zu berühren . . . Siehst Du nicht? Es klebt Blut daran — o, und wessen Blut!"

„Bringen Sie Ihre Verlobte hinweg, Michel," sagte Julie leise. „Sie redet irre."

„Nein, nein," schrie Isolde auf. „Aber der Tod sühnt Alles, Alles! O, Berthold, mein armer unglücklicher Bruder, Friede sei mit Dir!"

Und von einem edlen Impulse getrieben, schlang sie die Arme um den Todten, küßte ihm Stirne und Mund und badete sein Antlitz mit ihren Zähren.

Mit sanfter Gewalt machte ich sie von dem todten Bruder los und führte sie hinweg, während Julie dem Leichnam fromm die Augen zudrückte.

In jener Stunde brach die in ihren Tiefen erschütterte Seele Isolde's ein Jahre lang qualvoll bewahrtes Schweigen und offenbarte mir ein schreckliches Geheimniß.

Aber ich habe auch jetzt noch kein Recht, darüber zu verfügen. Mag es mit dem Todten in Frieden ruhen! Der Tod sühnt Alles.

Neuntes Kapitel.

Eine modernste Familientragödie.

Am Tage darauf bestatteten wir den Todten auf dem Friedhof bei der kleinen Dorfkirche im Hintergrunde des Thales. Dort waren vor Jahrhunderten die Herren von der rothen Fluh beigesetzt worden und so mischte sich der Staub des jüngsten

männlichen Sprosses eines erlöschenden Geschlechtes mit dem seiner Altvordern. Der Strom kehrt nicht zu seiner Quelle zurück; aber hier bettete der wundersame Wandel der irdischen Dinge den letzten Stammhalter einer alten Familie in denselben Fleck Erde, in welchem der Urahn, der Begründer des Hauses seine letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Ich konnte, als die Erdschollen auf den Sarg rollten, mir nur sagen, daß es eine gute Schickung gewesen, welche dieses verlorene Leben hinwegnahm. Der so schwer Verirrte und, ach, so schwer gebüßt Habende hatte nun Ruhe, nachdem er sich selbst und Anderen nur noch zur Last gewesen. Geboren und aufgewachsen unter Verhältnissen, die ein langes, gutes, ihm selbst und Anderen zu Glück und Freude gereichendes Dasein verbürgten, war der Unglückliche vom Dämon der Genußsucht, diesem Fluche unserer Zeit, schon frühzeitig ergriffen und rasch zum Aeußersten fort, ja darüber hinaus gerissen worden. Als das edlere Element in ihm endlich wieder erwachen wollte, war es zu spät. Eine schreckliche Erinnerung schwang ihre Furiengeißel ruhelos über ihm und peitschte ihn dem Tod entgegen. O, dieses Grab könnte den Luxusmenschen des neunzehnten Jahrhunderts eine furchtbare Mahnung predigen. Aber wie die Lehren der Geschichte, so verhallen auch die Mahnungen der Gräber für die ungeheure Mehrzahl der Menschen ungehört.

Ein Beispiel dessen war mir sogleich zur Hand in der Person des Herrn Theodor Kippling, welcher sich nur widerwillig und verdrossen dem kleinen Leichengefolge angeschlossen hatte. Er wartete kaum das Entlassungswort des Dorfgeistlichen am Grabe ab, um sich gleichmüthig seine Cigarre anzubrennen.

„La farce est fini!“ äußerte er auf dem Rückwege zur rothen Fluh gegen mich. „Am Ende war es auch das Gescheidteste, was der Herr Rittmeister thun konnte, so im Schlaf in den Abgrund hinabzuspringen. Es hat ihm sicherlich gar nicht wehe gethan. Aber ich meine, er hätte damit an-

ständiger Weise noch ein paar Wochen warten können bis nach Vereinigung unseres Geschäftes. Diese Geburtsaristokraten sind doch verteufelt unpraktisch und rücksichtslos. Nun, wir müssen sehen, wie wir ohne ihn mit der Sache fertig werden. Die Zahl der Gläubiger, welche Ansprüche an die freiherrliche Hinterlassenschaft haben, ist Legion; aber gerade deshalb, glaub' ich, wird denselben um so leichter zu beweisen sein, daß es zuletzt doch besser ist, wenig als gar nichts zu bekommen. Ich will morgen schon diese häßliche Wildniß verlassen, um selber nach Deutschland zu gehen und die Sache für unsere Firma zu arrangiren. Das Schloß Rothenfluh bietet weite Räumlichkeiten zur Anlage eines Etablissements, und wenn die Einrichtung praktisch und kräftig an die Hand genommen wird, so können wir dort zuverlässig viel früher zu arbeiten anfangen, als in der erst wieder von Grund aus zu erbauenden KippIingsruhe."

Ich zog es vor, nur durch mein Schweigen anzudeuten, wie widerwärtig mir die Aeußerungen dieses Menschen waren, in welchem die herzlose Spekulationswuth unserer Tage so zu sagen Fleisch geworden war. Er hob wieder an:

„Julie wird sich trösten müssen über den Verlust der Aussicht, gnädige Frau betitelt zu werden. Nonsens! Was das Fräulein von Rothenfluh betrifft, so ist bei veränderter Constellation der Umstände meine Bewerbung um diese stolze Schönheit nicht mehr praktisch. Nun, mein lieber Herr Hellmuth, Sie werden sich ja wohl des armen Freifräuleins erbarmen?"

„Mein Herr," erwiderte ich, ihn auf eine nicht mißzuverstehende Art über die Schulter ansehend, „Fräulein von Rothenfluh hat mir die weit über mein Verdienst gehende Ehre erwiesen, meine Bitte um ihre Hand zu erhören, und ich muß Sie also ersuchen, mit geziemender Achtung von meiner Verlobten zu reden."

„Warum denn nicht? Ich statte Ihnen hiermit in aller

Form meine Gratulation ab, und wenn Sie zu bescheiden sind, diesen Succès Ihren Verdiensten zuzuschreiben, so wissen Sie ja, daß, wer das Glück hat, die Braut heimführt."

Ich sagte nichts darauf und wir stiegen den Schloßhügel hinan, an dessen Fuß wir inzwischen angelangt waren. Droben war die Zugbrücke niedergelassen. Im Burghof stand ein gesatteltes Saumpferd, von einem weiten Gange dampfend. Der alte Hausmeister unterhielt sich mit einem fremden Bergführer, welcher mit dem Pferde gekommen zu sein schien. Als uns der Alte erblickte, kam er auf uns zu, machte seine Reverenzen und sagte zu meinem Begleiter:

„Der Herr Vater von Monsieur ist soeben auf der rothen Fluh angelangt. Er erwartet Monsieur in der großen Halle."

„Mon cher papa?" versetzte Herr Kippling leichthin. „Was, zum Teufel, will der in dieser Einöde? Kurios!"

Der geneigte Leser wird mich entschuldigen, wenn die Ankündigung der Anwesenheit des Herrn Oberst auf der rothen Fluh mich fast neugieriger machte, als ob dieser Neuigkeit Herr Kippling der Jüngere zu sein schien. Jener hatte also meinen Brief wohl schon erhalten, in welchem ich ihm gemeldet, was zu melden gewesen war. Nämlich, daß Herr Kippling Sohn gemeint, Herr Kippling Vater habe vergessen, daß mit Geld Alles zu machen, mit Geld Alles auszugleichen sei; ferner, daß ein praktischer Mensch nicht so leicht in's Bockshorn zu jagen sei, und endlich, daß er, Herr Kippling Sohn, entschlossen sei, erst abzureisen, nachdem er sein Geschäft auf der rothen Fluh abgemacht habe.

Mir waren diese Ausdrücke, als ich sie an den Herrn Oberst schrieb, ziemlich unklar oder geradezu unverständlich gewesen. Jetzt sollte ich darüber Aufklärung erhalten.

Wir fanden den Handelsherrn in der alten Halle. Julie war bei ihm und sonst Niemand zugegen. Als ich hinter

seinem Sohne eintrat, grüßte mich der Oberst mit einer leichten Handbewegung, aber sofort schien er von meiner Anwesenheit weiter keine Notiz zu nehmen. Er hatte augenscheinlich Wichtigeres zu denken und zu thun. Seine Aufregung war ganz außerordentlich. Zwar, seit ich ihn damals, am Tage meiner Abreise in die Berge, weich gesehen, wußte ich, daß die hochmüthige Kühle und berechnende Gemessenheit des Mannes nicht gegen alle und jede Eindrücke vorhielten; aber doch hätte ich nicht geglaubt, daß er so ganz aus den Fugen kommen könnte, wie er jetzt war. Bestürmt von einer großen Sorge und einem nur allzu gerechten Zorn, aufgeregt von der Eile, womit er gereist, war das erste, was er bei seiner Ankunft auf der rothen Fluh erfahren, die Katastrophe gewesen, welche am Tage zuvor daselbst stattgefunden hatte. So erklärte es sich denn allerdings leicht, daß sein Gebahren hastig, sein Gesicht braunroth war und daß seine Augen, welche er des diplomatischen Schirmes der achteckigen Brille entäußert hatte, mit wildem Feuer leuchteten.

Ich hätte ohne Zweifel so rücksichtsvoll sein sollen, mich sofort von der beginnenden Kippling'schen Familienscene schleunigst zurückzuziehen. Indessen wird mein Bleiben vielleicht dadurch verzeihlich, daß sich der ganze Auftritt mit wahrhaft dramatischer Rapidität entwickelte.

Der Herr Oberst trat hart vor seinen Sohn hin und sagte mit mühsam gedämpfter Stimme ohne weitere Einleitung:

„Also Du meinst, mit Geld lasse sich Alles ausgleichen, selbst das Schändlichste?"

„Que voulez-vous donc, mon cher papa?" entgegnete Herr Kippling Sohn, mit dem Finger die Asche von seiner Cigarre schnellend.

„Die Cigarre weg und den Hut herunter, Bube, wenn Du mit mir sprichst, oder ich vergesse mich und hole an Dir nach, was ich in Deinen Knabenjahren nur allzusehr versäumte!" rief der Handelsherr aus, an seinem Grimme würgend.

„Warum denn nicht?“ sagte Herr Kippling achselzuckend und warf Hut und Cigarre auf den Tisch.

Dann wandte er das kalte glasige Fischauge auf den Vater und sagte lässig:

„So, jetzt bin ich in kindlich ehrerbietiger Position. Laß mich hören, was los ist, wenn's beliebt.“

Julie wandte sich mit einer Geberde des Ekels nach dem Fenster.

Der Herr Oberst holte tief Athem und mit einer gewaltsamen Anstrengung, sich zu beherrschen, sagte er:

„Warum bist Du nicht geflohen, wie ich Dir befahl?“

„Geflohen? Wegen so einer Bagatelle? Und zumal in einer Zeit, wo ich, was allerdings illusorisch war, gerade im besten Zuge war, ein prächtiges Geschäft zu machen?“

„Er spricht von einer Bagatelle, der Unselige!“ rief der Vater aus und schlug die Hände zusammen. „Weißt Du, daß Du wegen Vergewaltigung einer Unmündigen, eines Kindes, kriminaliter angeklagt und mit Steckbriefen verfolgt bist? Weißt Du, daß die Gensdarmerie auf Dich fahndet?“

„Das letztere wußte ich allerdings noch nicht. Auch das nicht, daß die Juristen das Ding so nennen. Que de bruit pour une omelette! Schönen Fabriklerkindern passirt zuweilen so etwas Menschliches.“

„So etwas Unmenschliches, willst Du sagen, Unmensch, der Du bist! O, beim Himmel, ich könnte vergessen, daß Du mein Sohn bist, und mich freuen, wenn Gerechtigkeit an Dir geübt wird. Und sie wird geübt werden. Schon zweimal hat die Justiz Deinem Treiben bei den wüsten Orgien in dem Sündenhaus am Flusse durch die Finger gesehen und das Geld hat den Skandal vertuscht. Aber diesmal ist das Maß des Frevels voll zum Ueberfließen. Die Frau Regel hat dem Untersuchungsrichter Alles gestanden.“

„Die Frau Regel hat geplaudert? Alles? Das ist dumm!“

„Sie hat geplaudert. Hoffe nichts. Sie hat gestanden, daß sie das unglückliche Kind auf Deinen Befehl in das Haus gelockt und daß Du, Elender, nachdem Deine brutalen Verführungskünste mittels Weins an dem Instinkt der Unschuld gescheitert, zu roher Gewaltthat verschrittest. Am Morgen nach der Frevelnacht ist Dein Opfer im Fieber des Wahnsinns hingegangen und hat Feuer in das Baumwollenmagazin geworfen, als müßte es so sein, weil kein Feuer vom Himmel fiel, die unerhörte Unthat zu rächen."

„Du bist tragisch gestimmt, mon cher père. Ich für mich kann der Sache keine so tragische Seite abgewinnen. Freilich, das konnte ich nicht entfernt annehmen, daß eine Fabriklerin ihre Unschuld mit der Fackel in der Hand rächen würde. Neu das, ganz neu. Aber sie ist Brandstifterin — Basta! Mein Advokat müßte der dümmste seines Handwerks sein, wenn er den Herren Richtern und Geschworenen meine völlige Schuldlosigkeit nicht wasserklar bewiese. Die Frau Regel — verdammt sei sie! — wird wohl vermocht werden können, ihre Geständnisse zurückzunehmen. Ich will es besorgen — kenne das. Daß sie geplaudert, ist allerdings dumm, viel dümmer, als man von einem so geriebenen Weibe erwarten konnte, welches zu den Zeiten meines cher papa — weißt Du? — in derlei Affairen so pompös praktisch war."

Der Herr Oberst machte eine Bewegung, um sich auf seinen Sohn zu stürzen. Aber die namenlose Frechheit desselben schien ihn zu lähmen. Die Arme fielen ihm schlaff an den Seiten nieder, während er mit dumpfer Stimme sagte:

„Elender Bube, Du höhnst Deinen Vater, nachdem Du Deines Vaters Tochter entehrt hast."

„Meines Vaters Tochter? Du bist wohl nicht bei Sinnen?"

„Doch, doch, ob zwar ich Grund genug hätte, den Verstand zu verlieren."

„Und so laut, als wollte er das Gräßliche zum Himmel aufschreien, setzte er hinzu:

„Das arme Kind, welches Du so brutal zu Grunde gerichtet hast, es ist Deine Schwester!“

Julie stieß einen Schrei aus und eilte auf ihren Vater zu, welcher sich an dem Tische festhielt, wie um nicht umzusinken.

Der Keulenschlag, welchen der Vater auf den Sohn geführt, störte denn doch, wenn auch nur auf flüchtige Augenblicke, dem letzteren „den todten Sumpf“ seiner Seele auf.

Er trat einen Schritt zurück und in seiner Kehle gurgelte es, als schnappe er nach Luft. Aber das ging schnell vorüber und der Sumpf glättete sich wieder.

„Wenn,“ sagte er, „dies mehr sein soll als ein melodramatisches Effektmittel, so frage ich: Wer ist schuld an alledem? Wenn das Mädchen Deine Tochter ist, mein Vater, warum hast Du sie als Fabriksklavin unter Fabriksklaven aufwachsen, Sklavenarbeit thun und einem rohen Trunkenbold von Stiefvater anheimfallen lassen?“

Der Oberst beugte das Haupt vor dieser vernichtenden Anklage, und die Hände vor das Gesicht schlagend, stöhnte er:

„Wahr! Wahr! O, das ist mehr, als Fleisch und Blut zu ertragen vermag.“

„Vater, lieber Vater,“ sagte Julie, seine Hand ergreifend und sie an die Lippen drückend, „wie Du auch gefehlt habest, diesem Schändlichen da steht kein Recht zu, Dich zu höhnen und anzuklagen. Laß ihn! — Wir wollen Alles thun, das unglückliche Kind zu retten, und ich will versuchen, gutzumachen, was an ihm gefrevelt wurde. Deine Tochter soll meine Schwester sein!“

„Dank Dir, Kind, Dank Dir! Das war ein gutes Wort und noch nie hast Du mich so glücklich gemacht. O, Du hast ein Herz! Ich wußte es wohl, allen Deinen Phantasieen und Launen zum Trotz.“

„Das ist ja recht rührend," sagte Herr Kippling der Jüngere. „Man könnte es für eine Rührscene aus einem Birch-Pfeiffer'schen Stücke nehmen. Ich für meine Person tauge nicht für das rührende Fach. Du weißt ja, mon cher père, daß Du mich zu einem rein praktischen Menschen erzogen hast. Als solchen will ich mich auch in dieser dummen Geschichte bewähren; denn so wahr ich Kippling heiße —"

„Eben den suchen wir!" rief es zur Thüre hinein.

Herr Kippling wandte sich um und sah sich meinen beiden Bekannten von der Sennhütte her, den Gensdarmen Sale und Vale gegenüber.

„Was wollt Ihr hier?" fragte der Ueberraschte hochherab, aber doch mit einem Anflug von Zittern in der Stimme.

„Was wir wollen?" versetzte der Sale. „Partout nichts, schätz' ich, als Euch, nämlich Herrn Theodor Kippling von da und da. Sind kaibisch lange nach Euch herumgestrichen in dieser kaibischen Weltgegend. Derohalb macht jetzt keine Umstände, junger Herr. Helfen doch nichts! — Heraus mit den Handschellen, Vale! — Signalement, Verhaftsbefehl, Alles in Ordnung. Kaibisch verdrießlich für Euch, aber wahr — bim Eid!"

„Nehmt Geld, liebe Leute," sagte der unglückliche Vater mit schwacher Stimme. „Fordert, so viel Ihr wollt — Ihr sollt es haben — jetzt, auf der Stelle — aber laßt den Gefangenen entwischen — diese Schmach ist zu groß."

„Geld, viel Geld, Herr Oberst?" versetzte der Sale, dem Gefangenen die Handschellen anlegend. „Hm, was meinst, Vale?"

Der Vale schmunzelte.

„Wart', Du ewiger Hagel!" schrie ihn sein Kamerad an. „Weißt nicht, daß im Dienstbüchli, Par'graph so und so geschrieben steht: Du sollst Dich nicht lassen bestechen! — Nein, Herr Oberst, 's thut's nichts. Müssen Ordre pariren. Was

würde aus der Welt, wenn die armen Leute auch vollends mogeln und mukmakeln wollten? Die ganze Kaiberei ginge ja zum Teufel! Empfehle mich! — Fort, marsch!"

Sie führten ihren Gefangenen hinaus, und als die Thüre hinter ihnen zufiel, brach der Oberst in den Armen seiner Tochter zusammen.

Finale.

Erstes Kapitel.

Eine Geläuterte. — Herr Ziegenmilch zum letztenmal. — Cirillo Rompelli. — Die cause célèbre. — Macht des Gewissens. — Gritli. — Ein Passus aus einer Gerichtsrede. — Ein Schuldig und ein Nichtschuldig.

Isolde war, als sie mit mir, dem Herrn Oberst und Julie von der rothen Fluh abreiste, von ihrer Freundin dringend eingeladen worden, einige Zeit bei ihr in der Stadt zu verleben. „Ich würde gern bei Dir sein," hatte meine Verlobte erwidert, „aber es zieht mich heim, alle die gewaltsamen Eindrücke der letzten Zeit mir in der Stille zurecht zu legen. Und dann, liebe Julie, bin ich eigentlich die Lindachbäuerin, weißt Du? und die herankommende Herbstzeit verlangt um so mehr meine Anwesenheit zu Hause, als ich einen so großen Theil des Sommers über abwesend war."

In Chur trennte sich unsere Gesellschaft. Der Handelsherr, ein halbgebrochener Mann, ging von da über den Splügen nach Italien, von wo aus er mit dem Vorsatz, mehrere Jahre fortzubleiben, nach der Levante reisen wollte. Er übergab mir beim Abschied eine Vollmacht für Herrn Bürger, wonach dieser die Geschäfte mit unbedingter Machtvollkommenheit leiten sollte. Julie und ich begleiteten meine Verlobte das Rheinthal hinunter an den Bodensee. Als der Dampfer mir meine Geliebte entführt hatte — zum Glück nur für wenige Wochen — brachte ich Julie in ihre Vaterstadt zurück, wo ich meine Angelegenheiten ordnen wollte und als Zeuge in der Kippling'schen cause célèbre

vernommen werden sollte. Denn bei unserer Ankunft in der Stadt fand ich die Citation vor. Gritli, das arme Kind, hatte angegeben, sie habe mich nach der Katastrophe, bevor sie sich in den See gestürzt, aufgesucht und habe mir Alles sagen wollen, „weil der Herr Hellmuth mal so gut gegen sie gewesen sei.“

Julie war gut und gefaßt. Sie wenigstens war aus der schrecklichen Familientragödie geläutert hervorgegangen. Von ihrem Bruder sprach sie nie, mit keiner Silbe. Dagegen hielt sie redlich ihr Versprechen, daß Gritli ihre Schwester sein sollte. Kaum zu Hause angelangt, noch in den Reisekleidern, erwirkte sie sich die Erlaubniß, die arme Gefangene zu besuchen, und tiefbewegt kam sie von dieser Zusammenkunft zurück.

„Ich durfte ihr,“ äußerte sie gegen mich, „noch nicht sagen, daß ich ihre Schwester sei. Es hätte die geängstigte Seele des armen, schönen, guten Kindes nur noch mehr verwirrt. Aber nun ich Gritli gesehen, ist es gar keine Großmuth mehr von meiner Seite, daß ich mich ihrer annehme: denn ich liebe sie. O, mein Freund, es ist furchtbar, zu denken, daß ein Vater, welcher zugleich auch der meinige ist, sein Kind, sein eigen Fleisch und Blut, den Zufällen des Fabriklebens preisgeben konnte. Aber er bleibt doch mein Vater und er bedarf jetzt der Liebe, denn er ist unglücklich. Ich will auch Gritli ihn lieben lehren.“

Am Tage, wo der Proceß vor dem Schwurgericht zur Verhandlung kam, frühstückte ich auf ihre Einladung mit Julie.

„Wäre es doch schon Abend,“ sagte sie. „Ich zittere, wie das Loos Gritli's fallen wird. — Was den Andern angeht — halten Sie mich nicht für herzlos, wenn ich gestehe, daß mir sein Schicksal gleichgültig ist. Er hat von Jugend auf dafür gesorgt, daß er keinen Antheil an meinem Herzen habe. — Aber das Kind, das Kind! Könnte man so barbarisch sein, es zu verurtheilen? Geschähe das, mein Schwesterlein, so jung, so schön, so unglücklich, soll nicht im Zuchthaus verkümmern. Ich werde Alles, selbst mein Leben daran setzen, das zu verhindern. Zum Glück ist der Staatsanwalt ein einsichtsvoller und humaner

Mann. Ebenso der Advokat, welchen ich, wie Sie wissen, zum Vertheidiger Gritli's geworben. Er giebt mir Hoffnung und stützt diese insbesondere auf die ärztlichen Gutachten, welche sehr zu Gunsten des Kindes ausgefallen seien. — Bitte, lieber Michel, lassen Sie mich keinen Augenblick warten, wenn die Entscheidung heraus ist. Ich werde mich von Stunde zu Stunde nach dem Gange der Verhandlung erkundigen lassen und Ihnen dann den Wagen schicken. — Und jetzt von Anderem. Sie werden uns bald verlassen, mein Freund?"

„Binnen wenigen Tagen."

„Ja, Sie müssen sich nach Isolde sehnen: die Herrliche, der auch ich so viel verdanke, ist es werth. Aber ich bin doch zu selbstsüchtig, leugnen zu wollen, daß ich Sie sehr vermissen werde."

„Liebe Julie, ich lasse einen Freund zurück, der auch der Ihrige ist."

„Sie meinen Bürger? Er war mir gut, aber ich fürchte, ich habe ihn zu sehr gekränkt in meinem Uebermuth. Er vermeidet es, mit mir zu sprechen . . . Bürger ist ein seltsamer Mensch, aber gewiß ein Mann von Ehre."

„Durch und durch. Und was seine Seltsamkeiten angeht, so sind sie rein nur äußerlich. Er ist die beste Seele von der Welt. Aber der kräftige Keim von Güte und Milde, den sein Herz birgt, ist nicht zum Ausschlagen und Blühen gekommen, weil keine liebevolle Hand diesen Keim pflegte und ermunterte. So hat er sich die Marotte in den Kopf gesetzt, er sei ein Egoist, Pessimist, Blasirter, während täglich seine Handlungen seine Worte Lügen strafen, aber nur eben ganz im Geheimen. Er poltert und schilt über das Volk und doch betheiligt er sich unter fremdem Namen bei allen Unternehmungen und Anstalten, welche auf die sittliche und materielle Hebung des Volkes abzwecken. Er macht sich über das Volksschulwesen lustig und doch ist er heimlich stets mit reichlichen Beiträgen für Schulzwecke bei der Hand. Er thut gelegentlich, als ob schon der bloße

Namen Polen ihm widerwärtig und verächtlich wäre, und doch hat er, gerade er, aus der Zeit der Polenbegeisterung ein Mitleid sich bewahrt, welches ihn nicht müde werden läßt, eine unglückliche Polenfamilie, die aus jener Zeit hier hängen geblieben ist, heimlich zu unterstützen. O, ich bin hinter Bürger's Schliche gekommen und weiß, daß er seine Tugenden ängstlicher verbirgt, als Andere ihre Fehler ... Und er liebt Sie, Julie, glauben Sie mir, er liebt Sie innig und treu. Er würde Sie auf den Händen tragen und Sie ehren wie kein zweiter Mann. Lassen Sie mich es sagen, theure Freundin, ich würde in der Ferne mit leichterem Herzen Ihrer gedenken, wenn ich Sie in der Liebe eines solchen Mannes sicher und glücklich wüßte."

„Ich glaube Ihnen, Michel," erwiderte Julie, nachdem sie eine Weile nachdenklich geschwiegen. „Sie meinen es gut, ich weiß es. Eine alte Jungfer kann und mag ich ja doch nicht werden. Und dann würde, wenn ich Bürger heirathete, auch ein alter lieber Wunsch meines Vaters in Erfüllung gehen ... Ich will es bedenken, mein Freund, ich will es bedenken." — —

Auf meinem Wege nach dem Gerichtshause traf ich zufällig mit Herrn Ziegenmilch zusammen, welcher mich übrigens, sobald er meine Ankunft in der Stadt erfahren, aufgesucht hatte, um mir, wie er sich ausdrückte, für die enorme Diplomatie und Freundschaft zu danken, womit ich ihm wieder zu seinem lieben runden exfrommen Liseli verholfen hatte. Der Herr weiland Direktor der großen Kohlencompagnie wußte natürlich „enorm" viel von dem Ereigniß des Tages zu sprechen und schloß seine Rede mit dem Ausruf:

„Der einzige Sohn der Firma Gottlieb Kippling und noch dazu ein so enorm praktischer Mensch vor Gericht auf dem Lasterbänkchen! Enorm, ganz enorm!"

In einer engen Gasse, durch welche unser Weg führte, wurden wir für einige Augenblicke durch ein frauenzimmerliches Gedränge vor einem Quincaillerieladen aufgehalten. Die Damen steckten die Köpfe zusammen, einige flüsterten, andere lachten,

einige gaben sich Mühe, zu erröthen, andere, entrüstet auszusehen; aber zuletzt gingen Alle in den Laden hinein.

„Der Erzschuft!“ sagte Herr Ziegenmilch, vor dem Schaufenster des Ladens stehen bleibend. „Da lugen Sie mal, Herr Hellmuth.“

Er wies auf ein großes Blatt Papier, welches zwischen den Quincailleriesachen am Fenster sichtbar war und worauf in kühn geschwungenen Zügen die Worte standen:

„Der Chef dieses Geschäftes, Junggeselle und von sanfter Gemüthsart, wünscht sich mit einer ehrsamen Dame, Jungfrau oder kinderlose Wittwe, zu verheirathen.“

„Das ist groß,“ sagte Herr Ziegenmilch. „Das ist noch gar nicht dagewesen! Das zieht! Das lockt! . . . Ja, das muß man sagen, ein praktischer Mensch, ein enorm praktischer Mensch ist der Schusterle doch.“

„Was für ein Schusterle?“

Herr Ziegenmilch wies auf das Schild über dem Schaufenster und ich las dort in prahlerisch großen Goldlettern: „Quincaillerie-Handlung von Cirillo Rompelli.“

„Was,“ sagte ich, „sollte wirklich unter diesem italisirten Namen der alte Humbuger Rumpel stecken? Sollte er wirklich die Frechheit gehabt haben, nach Allem, was vorgefallen, in dieser Stadt sich zu etabliren?“

„Er hat sie gehabt. ’s ist ein enormer Kerl! In allen Sätteln gerecht.“

„Und wahrscheinlich hat er diese Etablirung zuwege gebracht mittels —“

„Eines gewissen Schmuckkästchens und dito Taschenbuches, wollen Sie sagen? Freilich!“

„Und Sie haben nicht Lärm geschlagen, Herr Ziegenmilch?“

„Daß ich ein Narr gewesen wäre? Wir, Oskar Ziegenmilch und Comp., sind nicht so unpraktisch. Thut nicht gut für Geschäftsleute, Skandal zu machen — in keiner Weise. Herr Theodor Kippling dürfte das auch erfahren. Zudem habe ich

Ursache, dem Schuft da dankbar zu sein. Seit ihrer Heimkehr von ihrer Entf— will sagen Badereise ist mein Liseli wie ein umgewendeter Handschuh, sie ist wieder ein so liebes, tolerantes, praktisches Frauli, wie sie vor Zeiten in der Spiegelgasse gewesen. Die in Gesellschaft des Monsieur Rumpel unternommene — Badereise hat sie von allen gefühlvollen Flausen und Ziereeien glücklich kurirt. Praktisch das! Bin daher dem Rompelli gar nicht böse. Grüßen einander, wenn wir uns begegnen. Ins Haus darf er mir natürlich nicht mehr, aber das hindert mich nicht, ihm allen Erfolg zu wünschen. Wird ihn auch haben, ist praktisch genug, seine Fortune tüchtig zu poussiren. Müßte mich sehr irren, wenn der enorm praktische Schwindel, den er da ausgeheckt und ausgehängt hat, nicht sein Geschäft bedeutend in Zug brächte. Könnte ihm dieser Schwindel auch zu einer ganz anständigen Partie helfen. Sehen Sie nur, was er für Zulauf hat. Wollen wir 'mal hinein, um zu sehen, wie der Schelm mit dem Wybervolch*) umspringt?"

„Nein, ich habe jetzt weder Zeit noch Lust," versetzte ich weiter gehend.

Ich fand die Zugänge zum Gerichtshause von Volksmassen belagert. Aus dem dumpfen Gemurmel derselben hervor gellten einzelne drohende Stimmen, ob man auch sicher sei, daß der Angeklagte, weil er der Sohn des „Millionenmannes", der Strafe nicht entschlüpfe. Aber solche Zweifel waren überflüssig. Ich konnte zwar nach Allem, was ich wußte, mir nicht verhehlen, daß der Verbrecher zeitig gewarnt worden sei, welche Warnung ihm, falls er ein armer Schlucker gewesen, schwerlich zu Theil

---

*) Mundartlich für Weibervolk, in der dortigen Gegend populärer Ausdruck statt Damenwelt oder schönes Geschlecht. Es fällt mir dabei eine artige Anekdote ein. Ein schweizerischer Pfarrer hat mir erzählt, daß er einmal während des Confirmandenunterrichts große Mühe gehabt habe, das Lachen zu unterdrücken. Nämlich: „Zu welchem Volke gehörte die Mutter Jesu?" fragte er einen seiner Bauernjungen. — „Zum Wybervolch!" antwortete der Gefragte entschieden.

geworden wäre. Nachdem er sich aber einmal in den Händen der Justiz befand, konnte gar nicht mehr die Frage sein, daß ihm sein Recht werden würde.

Die Prozedur mußte, wie es in solchen Fällen das Gesetz vorschreibt, eine geheime sein, das heißt, das größere Publikum war von der Verhandlung ausgeschlossen. Trotzdem war der ohnehin nicht sehr große Saal so ziemlich von Männern angefüllt, deren Anwesenheit mehr oder weniger nothwendig erschien. Die Verhandlung war schon eröffnet, als ich aus dem Zeugenzimmer hineingerufen wurde. Richter, Geschworene, Ankläger, Angeklagte und Vertheidiger waren auf ihren Plätzen. Der Vorsitzende erfüllte seine wahrlich nicht leichte Pflicht und Aufgabe mit Würde und Takt. Man hatte auch die humane Rücksicht gehabt, die Angeklagten zu trennen, auf der eigentlichen Anklagebank saßen nur Herr Kippling und Frau Regel. Etwas abseits war ein Stuhl für Gritli hingestellt.

Das arme schöne Kind saß bleich und scheu in sich zusammengeschmiegt, als hätte es sich vor den Blicken der Menschen in die Erde verbergen mögen. Sein Verderber dagegen benahm sich so, als wäre er wirklich, wie Julie von ihm gesagt hatte, der frechste aller Menschen. Höchst elegant gekleidet, zupfte er mit behandschuhter Hand an seinem Bärtchen, lorgnettirte Geschworene und Zeugen, unterhielt sich lässig mit seinem Vertheidiger, dessen Pult hinter der Anklagebank stand, kurz, er that, als ginge ihn die ganze Sache eigentlich gar nichts an. Die Frau Regel ihrerseits war offenbar in tausend Aengsten, obgleich sie einen trotzigen Gesichtsausdruck zu erkünsteln suchte.

Die Voruntersuchung hatte ergeben, daß die beiden Verbrechen, um welche es sich handelte, im engsten Kausalzusammenhange standen, und darauf fußte auch die Anklageakte. Sie war mit der größten Sorgfalt verfaßt und entrollte mit psychologischer Meisterschaft ein ergreifendes Gemälde der ganzen unseligen Geschichte. Der dunkelste Punkt darin fehlte freilich. Waren doch der Angeklagte und ich die einzigen Personen im

Saale, welche von dem Geheimniß wußten, das die Frevelthat Kippling's zu einer unerhörten machte.

Die Leumundszeugnisse Angeklagter spielen vor schweizerischen Schwurgerichten eine sehr bedeutende Rolle, unter Umständen vielleicht eine zu bedeutende. Im vorliegenden Falle verstärkten aber die von Gemeinde-, Schul- und Kirchenbehörden eingelaufenen Zeugnisse die günstige Meinung, welche schon die Anklageakte für Gritli erweckt hatte. Ebenso die Gutachten der beigezogenen ärztlichen Experten, welche zu dem Ergebniß kamen, das Kind sei durch die ihm angethane brutale Mißhandlung in einen Zustand momentaner Geistesstörung versetzt worden und demnach im Augenblick der Brandstiftung unzurechnungsfähig gewesen.

Die Vernehmung der Angeklagten und die Zeugenabhörung begannen. Einen Schleier über die empörenden und schrecklichen Details! Herr Kippling suchte die ganze Sache als Bagatelle zu behandeln und leugnete mit einer Stirne von Erz jede Anwendung von Gewalt. Er mußte auch richtig Mittel und Wege gefunden haben, auf die Frau Regel einzuwirken; denn, auf den Verhörstuhl berufen, nahm sie ihre in der Voruntersuchung gemachten Angaben zurück und suchte ganz im Sinne des Angeklagten zu sprechen. Sie hielt auch das Kreuzverhör, welches der Staatsanwalt und Gritli's Vertheidiger mit ihr anstellten, eine Weile mit großer Geschicklichkeit aus. Dann aber begann sie unruhig auf ihrem Stuhle hin- und herzurutschen, zu zaudern und zu stocken. Das Auge Gritli's, bisher immer zu Boden gesenkt, hatte sich mit der ganzen Magie seines schwermüthigen Ausdrucks auf die falsche Zeugin geheftet. Vergebens wandte diese sich ab: sie mußte immer wieder diesem vorwurfsvoll flehenden Auge begegnen, bis sie zuletzt, nachdem sie eine Weile verstockt geschwiegen, plötzlich mit fliegendem Athem in die Worte ausbrach:

„Ihr Herren, das Geschrei des Kindes in jener Nacht will mir nicht aus den Ohren .... Ich muß die Wahrheit

sagen .... Es ist Alles so, wie ich in der Voruntersuchung angegeben."

Ich athmete freudig auf.

Der Herr Staatsanwalt, seither zu hohen kantonalen und eidgenössischen Würden aufgestiegen, entwickelte in der jetzt folgenden Vernehmung Gritli's das ganze Zartgefühl eines humanen Charakters. Er wußte dem zitternden, stammelnden Kinde Vertrauen einzuflößen, so daß es seiner Angst wenigstens einigermaßen Meister wurde. Als der Staatsanwalt zuletzt an die Angeklagte die Frage stellte, wie es ihr denn im Moment der Brandstiftung zu Muthe gewesen sei, und sie mit vor Schluchzen brechender Stimme die bebende Antwort gab: „Ich weiß ja nicht; mir ist nur so g'si*), als müßt' ich die ganze Welt verbrennen!" da ging eine Regung tiefen Mitgefühls durch den Saal und ich sah die Augen starker Männer feucht werden. Es lag in dieser Antwort die furchtbare Gewißheit, daß die Brutalität eines Elenden eine schuldlose Kinderseele zum Wahnsinn getrieben hatte.

Als die Plaidoyers der Vertheidiger an die Reihe kamen, thaten die Advokaten des Herrn Kippling und der Frau Regel, was sie thun konnten; allein man hörte aus ihren Reden deutlich genug heraus, daß sie eben nur berufshalber eine verlorene Sache führten. Der Vertheidiger Gritli's richtete die vernichtende Gewalt seiner von großer Beredsamkeit unterstützten Beweisführung auf den Angeklagten. Ein Passus seiner Rede ist mir besonders im Gedächtniß geblieben. — „Das, meine Herren Geschworenen," sagte er, nachdem er Charakter, Lebensführung und Verbrechen des Angeklagten gezeichnet hatte, „das sind die Folgen einer Jugenderziehung, wie sie der Mammonsgeist unserer Zeit diktirt, einer Erziehung, welche alle idealen Anregungen geringschätzt und den Materialismus, welcher lehrt, daß nur, was Geld einbringe, gut, nützlich und erstrebenswerth sei, als

*) Gewesen.

ein Evangelium anerkennt. Hier in dem Angeklagten, in diesem jungen Wüstling, welcher keinen Begriff davon hat, daß die schnöde Opferung eines schuldlosen, von Allen übereinstimmend als brav und gut anerkannten Kindes etwas Anderes sei als ein frivoler Spaß, als ein gelegentlicher Zeitvertreib eines reichen Herrn, hier haben Sie ein Produkt des utilitarischen Ungeistes, welcher die Masse der Besitzenden und Erwerbenden nur an ihre Interessen, an Luxus und Vergnügungen denken läßt und die Gesellschaft einer sittlichen Verwilderung entgegen zu führen droht, wie die Weltgeschichte nur in Perioden tiefsten Verfalls sie kennt."

Der Vorsitzende gab sein Resumé, anschaulich-klar und parteilos, die Geschworenen zogen sich zurück und es verging eine bange halbe Stunde. Ich fürchtete doch für Gritli; denn ich wußte, daß Vergehen gegen das Eigenthum nur in wenigen Ländern noch strenger geahndet werden als in der Schweiz, in dieser nämlichen Schweiz, welche Unkenntniß und Uebelwollen als einen Herd communistischer Schwärmerei verschrieen haben. Aber das Verdikt, welches die Geschworenen hereinbrachten, bewies recht schlagend die Vorzüge des aus dem lebendigen Volksbewußtsein geschöpften Rechtes vor dem aus todten Formeln abstrahirten. Gelehrte Juristen hätten nach dem Buchstaben eines Artikels des Strafgesetzbuches urtheilen müssen, Geschworene konnten nach ihrer auf den psychologischen Zusammenhang der ganzen Sache basirten moralischen Ueberzeugung urtheilen.

Der Wahrspruch lautete für Herrn Kippling auf „Schuldig unter erschwerenden Umständen", für Frau Regel auf „Schuldig der Beihülfe". Für Gritli hieß das Verdikt: „Ja, die Angeklagte war im Augenblicke der Brandstiftung gestörten Geistes und demnach unzurechnungsfähig."

Ein Summen der Befriedigung lief im Saale um. Der Vorsitzende verfügte sofort die Freilassung des geretteten Kindes. Ich faßte es an der Hand, als ich es auf seinen Füßen wanken sah.

Die Strafbestimmung für die beiden Schuldigbefundenen nahm noch einige Zeit in Anspruch. Das Urtheil lautete für Herrn Kippling auf fünfjährige, für Frau Regel auf zweijährige Zuchthausstrafe. Jener nahm den Spruch mit vornehmem oder wenigstens vornehm thuendem Gleichmuth hin. Seine Blasirtheit wich, wie ich anderen Tages erfuhr, erst dann, als ihm der Züchtlingsanzug gereicht wurde. Da hat er sich wüthend gesträubt und mit wilden Flüchen und Lästerungen auf dem Boden gewälzt.

Ich führte Gritli hinaus und hoffte, da es bereits dunkelte, das Kind unerkannt durch die versammelten Volksmassen hindurch zu bringen. Aber es wurde doch erkannt und mit jubelnden Glückwünschen bestürmt. Zitternd klammerte es sich an meinen Arm und so brachte ich es glücklich durch das Gedränge zu dem seitwärts haltenden Wagen. Der Diener öffnete den Schlag, eine Gestalt beugte sich aus dem Fond des Wagens und die Freigesprochene fand sich in den Armen ihrer Schwester, welche mit Liebesworten und Küssen sie begrüßte.

Zweites Kapitel,

worin noch einmal kurz über die Schweiz geredet und dann fast nur von Geschäften gehandelt wird.

Mit Gefühlen der Achtung und Dankbarkeit verließ ich die Schweiz. Ich hatte in diesem schönsten Lande Europas meine Kräfte brauchen gelernt, hatte Erfolge gehabt, hatte mir Freunde für das ganze Leben erworben. Früher selbst zuweilen in den Fehler verfallen, ohne genauere Kenntniß über schweizerische Zustände in der oberflächlichen Weise abzusprechen, wie es Fremden nur allzuhäufig begegnet, erachte ich es für Pflicht, hier noch

zu sagen, daß, Alles zusammengenommen, die Schweizer auf einen hohen Grad von Achtung Anspruch machen können. Es ist wahr, es fehlt ihnen durchschnittlich der ideale Seelenschwung, wie die Leichtlebigkeit des Humors. Allein es mag sich dieser Mangel leicht daraus erklären, daß die Schweizer durch den ganzen Gang der Geschichte ihres Landes darauf hingewiesen wurden, vorwiegend praktische Ziele anzustreben. Daraus resultirt die verständige Nüchternheit, welche die Schweizer in der ganzen Fassung und Führung des Lebens kennzeichnet. Daneben sind sie jedoch edlerer Impulse keineswegs bar und ledig. Schon ihr reger Gemeinsinn und die außerordentliche Pietät, womit sie die glorreichen Erinnerungen ihrer alten Geschichte pflegen, beweisen das hinlänglich. Die staatlichen Einrichtungen der Eidgenossenschaft haben ohne Zweifel ihre Mängel; allein in dem Umstand, daß die Formen des Selfgovernments, anderwärts erst mühsam und meist noch etwas ungeschickt erstrebt, den Schweizern längst schon zur zweiten Natur geworden sind, ist ein mächtiges Korrektiv gegeben. Endlich darf auch nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß das schweizerische Geschäftsleben, obzwar es sich von dem Kredit- und Spekulationsschwindel unserer Tage keineswegs unberührt erhalten hat, dennoch im Ganzen noch auf solider und rechtlicher Basis ruht.

Indessen auch im deutschen Vaterlande fand ich, heimgekehrt, neben vielen untröstlichen Erscheinungen manches Tröstliche vor. Auf dem Gebiete materiellen Gedeihens hat Deutschland in den letzten Jahrzehnten ungeheure Vorschritte gemacht, und wenn das geistige Leben der Nation gegenwärtig keine solchen Prachtblüthen treibt, keine solchen Gedankenfrüchte voll ewiger Nahrungsfülle reift, wie es in der letzten Hälfte des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts entfaltet und gezeitigt hat, so ist doch die Verbreitung des Gesammtschatzes unserer Bildung in allen Volksklassen eine unendlich viel erweitertere und tiefere geworden. Das Beste ist aber, daß die nationale Idee, seit der ruhmreichen Epoche der Befreiungskriege das

theuerste Besitzthum aller Guten, in immer weiteren Kreisen Wurzeln geschlagen hat, selbst in solchen, wo dafür früher gar kein Boden vorhanden zu sein schien. Deutschland ist denn doch schon seit lange etwas Besseres als ein „bloßer geographischer Begriff". Wir haben angefangen, uns zu fühlen als ein zusammengehörendes, zu Glück und Größe befähigtes und berechtigtes Volk, und wenn die Zeit der Feuertaufe kommt, die uns zur Nation weihen soll — ich hoffe mit ganzer Seele, daß wir sie mit Ehren bestehen werden.*)

Freilich hatte ich zunächst keine Zeit, meine Blicke mit sonderlicher Aufmerksamkeit auf das Allgemeine und Oeffentliche zu richten. Privatangelegenheiten, die ich um Isolde's willen als meine eigenen ansehen mußte, nahmen meine Zeit, Sorge und Arbeit vollauf in Anspruch.

Isolde hatte nicht erst nöthig, mir zu sagen, wie sehr es ihr Wunsch sei, daß keine Unehre an dem Namen haften bleibe, welchen ihr Vater getragen und welchen sie mir zubrachte. War ich doch selber noch keineswegs ein so „enorm praktischer" Mensch geworden, daß es mir hätte gleichgültig sein können, ob die Gläubiger des unglücklichen Berthold ganz oder theilweise um ihr Recht kämen. Aber ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen, war schwierig, sehr schwierig. Denn es zeigte sich, daß Schloß Rothenfluh und der dazu gehörende, noch immer sehr bedeutende

*) Diese vor zwölf Jahren geäußerte Hoffnung ist bälder und glänzender in Erfüllung gegangen, als die kühnste Phantasie erwarten durfte. Die „Zeit der Feuertaufe" — und welcher Feuertaufe! — für die im Jungbrunnen der Bildung verjüngte und im Feuer der Vaterlandsliebe zusammengeschmiedete Nation ist gekommen und die große Probe wurde so heldisch und herrlich bestanden, daß 1870 als das schönste Jahr, so recht als das Ruhm- und Glanzjahr der gesammten deutschen Geschichte dasteht. Zur Stunde, wo ich dieses schreibe, ist die nationale Einheit eine geschichtliche Thatsache. Möge aus dem gesunden Boden dieser Einheit unser Freiheitsbaum, die deutsche Riesenlinde, frisch und froh hervorwachsen und mit ihrem grünen Wipfel rauschen die Jahrhunderte der Zukunft entlang! (Anmerkung zur Ausgabe von 1871.)

Gütercomplex zwei- und dreifach verschrieben und verpfändet waren. Es galt, nachdem die Schuldtitel endlich festgestellt waren, ein Abkommen mit den Gläubigern zu treffen und zwar im Namen Isolde's, die ich beredete, den Versuch zu machen, das Gut selber zu übernehmen. Ich machte eine Berechnung, wie hoch sich ungefähr die Auslösungssumme belaufen würde, kam aber zu einem niederschlagenden Resultat. Denn wenn ich auch mein Erworbenes zusammennahm, wenn ich den Werthbetrag vom Lindachhof, welchen mir meine Verlobte zur Verfügung stellte, dazu that, wenn ich sogar das bescheidene Vermögen meiner Schwester Hildegard, welches mir die Gute zu dem in Frage stehenden Zweck überließ, hinzurechnete, so erreichten diese Mittel doch noch lange nicht die Höhe der Schuldenmasse. Ich konnte den Gläubigern demnach nicht genug bieten und so beschloß eine Versammlung derselben die öffentliche Versteigerung des Gutes. Ich gab aber meinen Entschluß, Rothenfluh für Isolde zu retten, deshalb noch nicht auf. Wußte ich doch, wie das Herz der Geliebten an den Räumen hing, wo ihr Vater gelebt, ihre Mutter gestorben und ihre Wiege gestanden. Und als mein Vorsatz, zugleich mit der Neuigkeit meiner Verlobung mit Isolde, in der Gegend bekannt wurde, erfuhr ich, daß mein Vater wie der meiner Braut auch für ihre Kinder Freunde geworben. Denn von Kapitalisten und Gutsbesitzern, ja selbst von schlichten Bauern kamen mir verläßliche Anerbieten von Geld und Bürgschaftstellung zu. Ich schrieb auch an Herrn Bürger und setzte ihm die Sachlage und die mich bedrängenden Schwierigkeiten auseinander, erhielt aber zu meinem nicht geringen Leidwesen nur die wunderliche Antwort, es werde sich schon machen, ich sollte nur die Ohren steif halten.

Wir waren schon mitten im Winter, als ich eines Tages von Rothenfluh zur Stadt hinunterging, wo die Versteigerung stattfinden sollte. Als ich das städtische Rathhaus betrat, fand ich bereits daselbst eine ziemlich große Anzahl von Kauflustigen vor, aber was mich nicht wenig überraschte, war die Anwesenheit

Bürger's. Er erwiderte indeß meine Begrüßungen und Fragen kurzangebundener als je und sagte zu Allem nur: „Nachher, mein Bester, nachher. Haben jetzt zuvor das Geschäft da abzumachen — 's ist kla—ar." Und doch sah der Mann so frisch aus und, wie mir vorkam, viel jünger, als ich ihn je gesehen. Im Augenblick, bevor die Auktion begann, wandte er sich an den die Verhandlung leitenden Beamten mit der Frage, wie hoch sich die gesammte auf dem Gut haftende Schuldenmasse belaufe, und als er die verlangte Auskunft erhalten, brummte er vor sich hin: „Gerade recht — ganz vortrefflich, rechne ich."

Während der Versteigerung saß Bürger neben mir und nach einer Weile waren wir Beiden die einzigen Bieter. Aber immer überbot mich der Freund mit einem wahrhaft türkischen Gleichmuth. Der Kopf wurde mir heiß und während einer Pause flüsterte ich ihm zu:

„Seid Ihr denn ganz des Teufels? Ohne Euch hätte ich bereits das Gut in Händen."

„Rechne, ich werde bieten bis zum Betrag der Schuldenmasse."

„Wollt Ihr denn das Gut für Euch erwerben?"

„Ach, bewahre!"

„Ich meine: für die Firma?"

„Behüte!"

„Für wen denn?"

„Werdet es erfahren — 's ist kla—ar."

In halber Verzweiflung begann ich wieder zu bieten, denn die Höhe der Angebote überstieg schon bei Weitem die mir zur Verfügung stehenden Mittel.

Bürger überbot mich und dann wiederum und noch einmal. Ich aber durfte und konnte nun nicht mehr weiter gehen, denn falls mir das Gut zugeschlagen worden wäre, hätte ich die Bedingung, die Kaufsumme baar zu erlegen, nicht erfüllen können.

Der Freund erhielt den Zuschlag zu einem Preise, welcher nur einige Tausende unter dem Betrag der Schuldenmasse blieb.

„Rechne, Ihr habt keine Ursache, so desperat auszusehen," sagte Bürger, als ich mit verbissenem Ingrimm aufstand. „Mußten ja die Manichäer doch bezahlt werden — 's ist kla—ar."

Er stand ebenfalls auf und sagte zu dem Beamten:

„Mein Herr, ich erlege nach Vorschrift den Kaufschilling baar."

Damit öffnete er die Mappe, welche er unter dem Arme gehalten, und bedeckte den Tisch mit Banknoten.

„Mein werther Herr," sagte der Beamte, nachdem er die sehr beträchtliche Summe überzählt hatte, „wen habe ich die Ehre als Ersteher des Freigutes Rothenfluh, so wie es steht und liegt, in das Versteigerungsprotokoll einzutragen?"

Bürger zwinkerte lustig mit den Augen, bewegte die Nasenflügel und versetzte:

„Rechne, Herrn Michel Hellmuth und Fräulein Isolde von Rothenfluh."

Der Beamte schaute hoch auf, schrieb aber dann mechanisch, als Bürger ernsthaft mit dem Kopfe nickte.

„Aber um des Himmels willen —"

„Bah, bah," unterbrach Bürger meinen angefangenen Satz. „Rechne, ist nicht der Ort hier zu Exklamationen und Expektorationen. Geschäft abgemacht und dann geschwatzt — 's ist kla—ar."

Er wartete ruhig, bis der Beamte die nöthigen Papiere ausgefertigt hatte, steckte mir dann dieselben ohne Weiteres in die Brusttasche und zog mich in ein Nebenzimmer.

Hier drückte er mir mit Wärme die Hand und sagte:

„Rechne, schrieb Euch nicht, wollt' Euch überraschen, da Ihr ja noch ein halber Romantiker seid. Ueberraschungen poetisch, wißt Ihr? Hatte auch viel zu thun und obendrein allerlei angenehme Zerstreuungen . . . Hätte zwar der Hanns Bürger einen alten Freund auch nicht stecken lassen — rechne, Ihr glaubt das — bin aber doch nur als Mandatar

meines — hm, meines Herrn Oberst Kippling hier — 's ist kla—ar."

„Wie?"

„Rechne, ist so. Habt Ihr denn nie, aber auch gar nie davon läuten hören, daß vor Zeiten die beiden Herren, Euer Vater und der Freiherr Bodo, zu gleichen Theilen mitsammen eine hübsche Summe in das Kippling'sche Geschäft gaben?"

Ich beantwortete diese Frage der Wahrheit gemäß mit nein, aber doch erwachte eine dunkle Erinnerung in mir, die Erinnerung an jenen Morgen, wo vor Jahren Berthold plötzlich zum Regiment in die Residenz verschickt wurde und der Freiherr mit meinem Vater über Geldgeschäfte gesprochen hatte.

„Die fragliche Summe," fuhr Bürger fort, „ging verloren, in einem Bankerott, den der Herr Gottlieb Kippling nach dem Tode seines Schwagers und Compagnons machte. Es ist lange her und wollen wir also nicht mehr genau untersuchen, welche Bewandtniß es eigentlich mit jenem Bankerott hatte."

„O, jetzt weiß ich, warum mein theurer Vater seiner Zeit so viel Kummer hatte und warum er, der Edle, Vertrauensvolle, plötzlich davon sprach, man müßte den Menschen mißtrauen."

„Und er hat Euch also nie den Namen des Mannes genannt, durch welchen er sein Vermögen einbüßte?"

„Nie."

„Das muß ein braver Mann gewesen sein! Er wollte nicht Haß in Eure junge Seele säen. Rechne, nobel das! . . . Aber weiter im Text. Ihr wißt so gut und besser als ich, wie der Herr Oberst durch alle die Kalamitäten der letzten Zeit mitgenommen wurde. Lebt jetzt in Neapel und duselt so hin. Wird nie mehr der Alte werden. Als ich ihm nun neulich unter Anderem auch von Euch und Euren Angelegenheiten schrieb, kam umgehend ein Brief, worin er die alte Schmiere von dem Bankerott aufrührte und mir befahl, sofort die betreffende Summe mit Zinsen und Zinseszinsen an Euch und Fräulein

Isolde zurückzubezahlen. Er habe das ohnehin thun wollen, schrieb er. Der wunderlichste Zufall fügte es, daß das Geld fast netto so viel betrug, als die auf Rothenfluh haftenden Schulden ausmachten. Damit basta! . . . Im Uebrigen läßt Euch meine Frau schön grüßen.“

„Eure Frau? Julie?“

„Rechne, dieselbige Julie, yes — 's ist kla—ar.“

„Ich sag' Euch, Bürger, das freut mich noch mehr als diese fast märchenhafte Erwerbung von Rothenfluh.“

„Rechne, Ihr wäret dessen fähig. Seid von jeher ein leidlich anständiger Mensch gewesen.“

„Aber wie kam denn das?“

„Kurios genug. Julie war seit der Katastrophe auf der rothen Fluh ganz mächtig zu ihrem Vortheil verändert. Merkte es gleich, that aber nicht so. Als Ihr nun fort waret, sah sie sich in ihrer Vereinzelung nach einem Freunde um, dem sie wie Euch vertrauen könnte. Da war denn der alte Hanns Bürger da, von dem auch Gritli, das arme Kind, welches übrigens in der Hut der Schwester jetzt recht schön und gut aufblüht, allmählich begriff, daß er im Grunde ein leidlich guter Kerl sei. Rechne, das Zutrauen Gritli's hat mir erst recht das Vertrauen Julie's verschafft. Nun, um kurz zu sein, sollte eines Tages nach der Baustätte in's Bihlthal hinauf, war mit Julie gerade allein im Zimmer und sagte da so von ungefähr zu ihr: Könntet mir wohl auch Eure Hand zum Abschied geben. — Da, sagt sie, und wie sie mir die Hand giebt, fügte sie mit einem schelmischen, aber guten Lächeln hinzu: Wollt Ihr sie? — Und wie! sag' ich. — Für immer? fragte sie. — Für immer und noch für ein wenig länger, sag' ich. — Da habt Ihr sie und mich dazu, sagt sie. — Topp, sag' ich, rechne, wollen die Ehestandskomödie mit bestem Humor mitsammen durchspielen. — Drei Wochen darauf war Julie, nachdem ein merkwürdig gerührter Glückwunschbrief von dem Herrn Oberst eingelaufen, meine liebe, liebe Bürgerin . . . . Das ist die ganze Schnurre.“

„Redet nicht von Schnurren, lieber Freund. Das Glück guckt Euch ja zu den Augen heraus, indem Ihr von Julie sprecht."

„Rechne, wenn Ihr's durchaus so haben wollt, lieber Junge, so muß ich's schon sagen: ja, bin sehr glücklich! Julie ist über die Maßen liebenswürdig und liest mir jeden Wunsch aus den Augen. Seit ein paar Wochen vollends — na, genug; rechne, es wird seiner Zeit ein Gevatterbrief in Rothenfluh einlaufen, verlaßt Euch darauf! . . . Und jetzt, mit Verlaub, da Ihr »Hanns im Glücke« gesehen, verlangt mich danach, meinerseits »Michel im Glücke« zu sehen. Ihr müßt mich daher noch heute mit Eurer Braut bekannt machen. Habe nämlich eine feierliche Mission an Fräulein Isolde, von wegen eines Kusses, welchen Euch zu schulden und an Eurem Hochzeitstage bezahlen zu wollen Julie bekennt. Schulden müssen bezahlt werden, seien es Geldschulden oder Kußschulden — 's ist kla—ar."

Drittes Kapitel.

„Pfingsten war, das Fest der Freude . ."

Zur schönen Pfingstzeit war es, als der große Glückstag meines Lebens erschien. Durch das Blachfeld zogen die Rapsäcker ihre gelben Blüthenstreifen, die Hügel standen in ihrem saftigen Buchengrün und unser Dorf lag im weiß-rothen Blüthenwald seiner Obstbäume. Das ist so recht die „Hochzeit" des Jahres, wie Pfingsten in den alten Liedern genannt wird, und darum auch so recht die Zeit zum Freien und Heimführen der Bräute.

Es lag eine solche Freude und Wohligkeit über der Erde, daß kein Leid, kein Schmerz aufkommen konnte. Darum trugen

wir auch, Isolde und ich, die ernste Feier, welche am Pfingsttage zu Gnadenbrunn in der Klosterkirche stattfand, mit ruhiger Fassung.

Meine gute Schwester Hildegard legte an diesem Tage ihr Klostergelübde ab. Sie that es mit der heiteren Ruhe, welche sie sich schon lange zu eigen gemacht und welche selbst die erschütternde Nachricht vom Ausgange Berthold's nicht dauernd gestört hatte.

Fabian celebrirte das Hochamt. Er war gekommen, um den Freund mit der Jugendgespielin zu trauen, und hatte eine gute Nachricht mitgebracht, die Nachricht, daß seine Ernennung zum Pfarrer in Rothenfluh gewiß sei. Der Herr Dekan war nämlich zu Anfang des Frühjahrs gestorben und da verstand es sich doch von selbst, daß ich das an dem Freigut haftende Patronatsrecht zu Gunsten des Freundes geübt und ihn der Kirchenbehörde vorgeschlagen hatte. Bevor er von Frohdorf abreiste, hatte er sein dortiges Priesteramt damit beschlossen, daß er dem Jages und Vefele ihren ersten Buben taufte.

In der festlich geschmückten Klosterkirche ging die schwermüthig-feierliche Ceremonie der Weihung Hildegard's zur „Braut Christi" vor sich. Das dunkle Lockenhaar meiner Schwester sank unter der Scheere, der Nonnenschleier fiel über ihr von Schönheit und Andacht strahlendes Gesicht und der Ambrosianische Lobgesang wurde angestimmt.

Am zweitfolgenden Morgen darauf war großes Leben in der Rentei von Rothenfluh. Aus diesem Hause sollte ich die Geliebte zur Kirche führen. Hierher hatte ich sie am Tage zuvor von Lindach herabgebracht, nachdem in der Woche zuvor das alte Haus mit dem elterlichen Hausrath, welchen Isolde nach dem Tode meines Vaters mit so schöner Pietät hatte aufkaufen lassen, wieder eingerichtet worden war. Ich sehe die beiden alten treuen Mägde noch, die Theres und die Annem'rei, wie sie in den altvertrauten Räumen herumgingen und mit vor Freude zitternden Händen jedem Hausrathsstück seinen alten

Platz anwiesen. Ich selber empfand dabei die weihevolle Wirkung der Familientradition, eines Bleibendsten und Heiligsten im Wechsel der irdischen Dinge, das aber in unseren Tagen leider nur allzuhäufig geringgeschätzt und mißachtet wird.

Isolde war meinem Wunsche entgegengekommen, als sie mich gebeten hatte, für die nächste Zeit mit mir unter dem Dache wohnen zu dürfen, wo wir Beide so glückliche Kinderjahre verlebten. „Ich meine," hatte sie gesagt, „das Andenken Deiner geliebten Mutter, welches an diesen Räumen haftet, wird mich lehren, ihrem Sohne eine so gute Frau zu sein, wie sie Deinem Vater gewesen." — Ohnehin bedurfte das Schloß verschiedener Reparaturen und dann setzte ich auch etwas darein, zunächst meinen eigenen Verwalter zu machen und mich so zu sagen von diesem erst zum Gutsherrn aufzudienen.

Drüben auf dem Kirchthurm läuteten sie schon das erste Zeichen zum Beginn der Hochzeitmesse, als ich in die Familienstube trat, wo mich die geschmückte Braut erwartete.

Sie war in ihrem weißen Atlaskleide schön und anmuthig wie eine jener Gestalten, wie sie dem Künstlerauge nur in geweihtesten Momenten vorschweben. Sie trug als einzigen Schmuck das Silberkreuz meiner Mutter, aber ein voller Kranz von Rosen lag auf der wunderbaren Fülle ihres unvergleichlichen Haares.

„O, wie bist Du schön, Geliebte!" flüsterte ich ihr zu, trunken von Glück. „Du bist selbst eine Rose unter Deinem Kranze von Rosen."

„Ich bin von der Sitte abgewichen, Theuerster," sagte sie leise. „Die Blumen sind von dem Rosenstocke Deiner — unserer seligen Mutter. Es schien mir Glück bringend, wenn ich unter diesem Kranze zur Kirche ginge."

Ein Wagen fuhr am Hause vor.

„Sie sind es!" rief ich aus und eilte hinab, die liebsten Gäste zu empfangen: Bürger und Julie.

Als die Freundinnen sich umarmt hatten, nahm Julie

die Braut bei der Hand, führte sie vor ihren Gatten und sagte:

„Aber ich bitte Dich, lieber Bürger, hast Du je etwas so Schönes und Holdes gesehen?“

„Rechne, nein, Julchen. Aber weißt Du, was wahr ist muß man sagen: nach Fräulein Isolde kommt sogleich, ja, recht sogleich meine Frau — ’s ist kla—ar.“

„Ist er nicht galant, der Brummbär von ehemals?“ fragte mich Julie und lachte voll Glück ihrem Manne zu.

Isolde, ihr Erröthen zu verheimlichen, führte mir die Freundin zu und sagte ihr:

„Schmeichlerin, bezahle lieber Deine Schulden.“

„Recht so, holdselige Braut,“ sagte Bürger. „Klare Rechnung muß sein.“

„O, Ihr braucht mich gar nicht zu nöthigen,“ versetzte Julie heiter. „Ich bin eine ehrliche und zahlungsfähige Schuldnerin.“

Damit küßte sie mich herzlich, zog mich dann bei Seite und sagte mir:

„Wie ich Sie kenne, theurer Freund, wird es Ihr heutiges Glück erhöhen, wenn ich Ihnen sage, daß auch ich glücklich sei. Und ich bin es! Bürger ist der liebenswürdigste und beste Mensch von der Welt. Ich hätte nie geglaubt, daß im Kreise stillumfriedeter Häuslichkeit so viel Zufriedenheit und reines Behagen gedeihen könne, wie ich jetzt genieße. — Gritli läßt Sie tausendmal grüßen. Sie können nicht glauben, wie das Kind an mir hängt und wie viel Freude es meinem Manne und mir macht. „Wenn Sie,“ setzte die Sprecherin mit dem Erröthen fraulicher Verschämtheit, aber auch mit dem Lächeln fraulichen Glücks hinzu, „wenn Sie und Isolde im Herbst zum Pathenbesuche zu uns kommen, werden Sie sehen, wie groß und schön meine Schwester inzwischen geworden ist.“

Die Glocken riefen uns zur Kirche und mit Worten innigster

Theilnahme und Freude weihte Fabian meinen Bund mit der Geliebten.

Das Festmahl war im großen Saale des Schlosses bereitet worden. Eine Deputation der Gemeinde brachte uns die Glückwünsche derselben. Bürger sprach, sprudelndem Humor warme Herzensworte zugesellend, den Toast auf das Brautpaar. Drunten im Parke waren lange Tische aufgeschlagen, damit die Insassen des Gutes und die Gemeindegenossen auch ihren Theil am Feste hätten, und gegen Abend spielte eine Musikbande der Dorfjugend zum Tanze auf.

Als dort die Fröhlichkeit recht im Gange war, wurde es im Schloß und Park schon stiller. Die Gäste verloren sich und Bürger und Julie hatten sich schon früher heimlich zu ihrem Wagen gestohlen. Sie wollten uns unserem Glücke und uns selbst überlassen.

Nun wandelte ich mit Isolde Hand in Hand durch den Park dem Wasserfall zu. Dort stiegen wir hinab und gingen am Bache das Wiesenthal hinauf zur Breunighalde. Es zog uns zu der Stelle, wo unsere Herzen ihr Erwachen zuerst errathen hatten. Auf dem Rückwege besuchten wir den Friedhof und dort bei den Blumen, welche die treue Hand der Geliebten auf den Gräbern unserer Eltern gepflegt hatte, wiederholten wir die feierlichen Gelübde, welche wir Morgens am Altar ausgetauscht hatten.

„O," sagte Isolde, „wie würden, die hier schlummern, sich freuen, theurer Mann, wenn sie sähen, daß wenigstens zwei ihrer Kinder glücklich geworden sind! Und warum nicht annehmen, daß sie es sehen und uns segnen? Ist es doch ein guter und tröstlicher Glaube, daß die innigsten Bande, welche die Menschen verknüpfen, niemals sich lösen."

Der Schimmer des Abendrothes verglomm allmählich an den heimathlichen Bergkuppen, als wir zu dem elterlichen Hause zurückkehrten, welches jetzt auch das unsere war.

Drinnen schmückten die Theres und die Annem'rei die Thürpfosten der Brautkammer mit Blumengewinden.

Aber wir gingen hinaus in den Garten unter den alten Apfelbaum und saßen dort bis lange in die schöne Frühlingsnacht hinein. Da, an dem Lieblingsruheplatze der Eltern, hielt jetzt der Sohn sein Glück in den Armen. Der alte Freund meiner Jugend, der Apfelbaum, regte im lauen Nachthauch leise die Zweige, und als wollt' auch er seinen Gruß und Glückwunsch sagen, überrieselte er uns mit Blüthenflocken. Ueber ihm, in der klaren riesigen Himmelsglocke funkelten glückverheißende Sterne.

Und stiller und immer stiller ward es um uns her. Drunten im Dorfe unter der Linde verstummte die Musik. Drüben im Parke riefen und lockten sich die Nachtigallen, zuletzt nur noch halbleise, wie traumselig — dann schwiegen auch sie. So erstarb Ton um Ton in der Nähe und Ferne — ich hörte den süßen Athem der Geliebten gehen, die ihr Haupt an meine Brust gelehnt hatte, und zuletzt wachte weit in der Runde hier unten nur noch ein glückliches Paar und droben der Gestirne melodischer Wandel.

Ende.